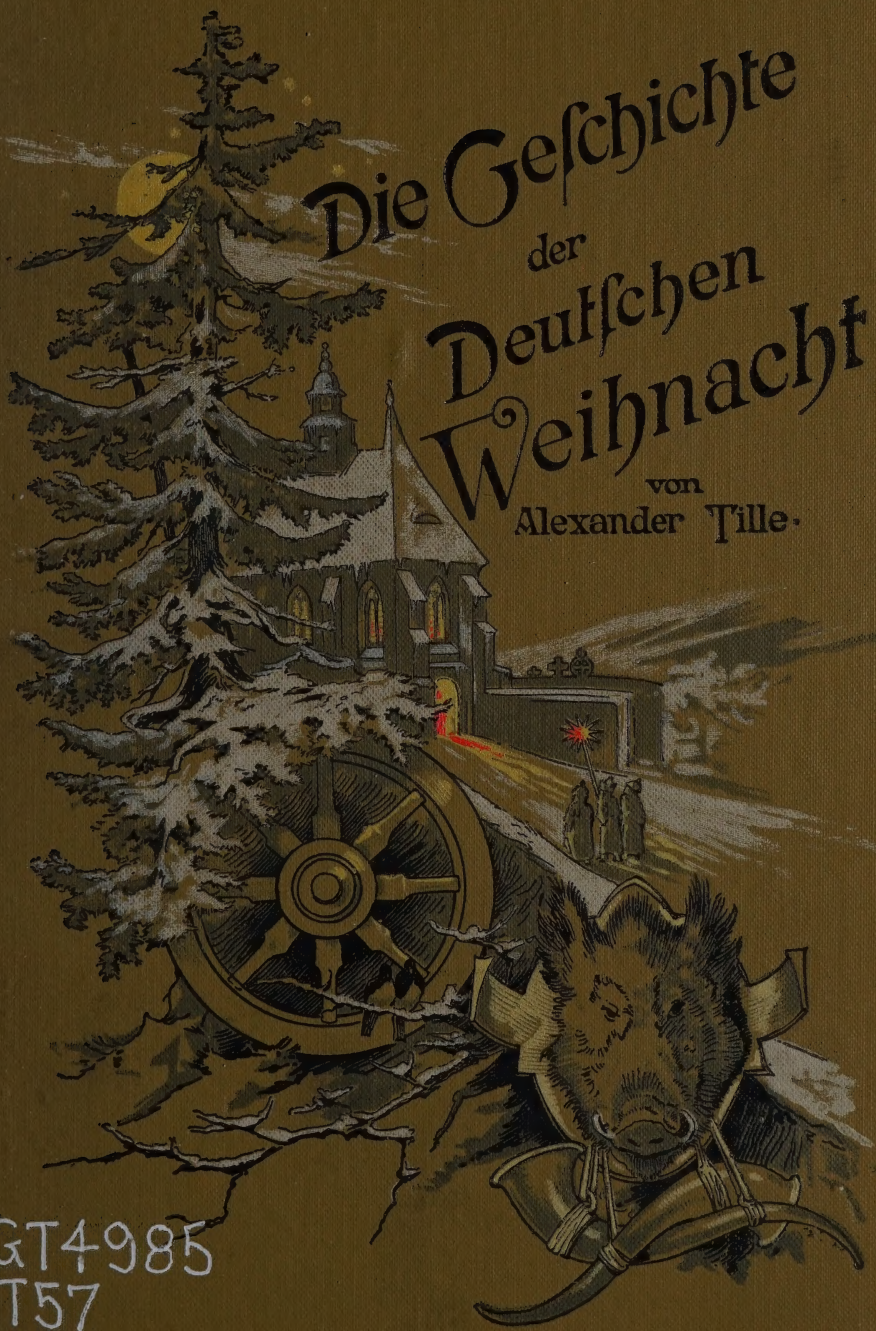
Die Geschichte der Deutschen Weihnacht

von Alexander Tille.



GT4985
.T57

1.12.98.

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

Division GT4985

Section .T57

Shelf..... Number.....

812
BROADWAY
NEW YORK

Die Geschichte der deutschen Weihnacht.

Die Geschichte

der

Deutschen Weihnacht.

Von

Alexander Tille.

Leipzig.
Verlag von Ernst Keil's Nachfolger.

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vom Verfasser vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Wie dem Frühling, der jedes Jahr wiederkehrt, pflegt man nur allzuleicht auch den Festen und Bräuchen, die jahraus jahrein wiederkommen, einen ewigen Bestand beizumessen und gerade aus ihrer tausendjährigen Unveränderlichkeit den Hauptteil der Weihe abzuleiten, die ihnen für unser Gefühl anhaftet. In der That sind viele der Bräuche, die das Volk noch hie und da an bestimmten Tagen des Jahres vornimmt, mehrere Jahrhunderte alt; aber doch meist weit jünger als man glauben möchte, wenigstens in den heute üblichen Formen. Oft hat Verwandtes auch früher bestanden, aber veränderte Lebensbedingungen bleiben nur selten ohne Einfluß auf Jahresbrauch und Jahresglauben. Mindestens die Motivierung von Geschehnissen der Wirklichkeit oder der Phantasie ändert sich mit dem, was im Bewußtsein der Zeit im Vordergrund steht. Eine neue Auffassung der Bräuche macht sich geltend. Wir sprechen dann von Verdunkelung des „ursprünglichen Sinnes", von irrtümlicher Auffassung, und sind doch in den seltensten Fällen in der Lage, nachzuweisen, daß das „Ursprüngliche" nicht ebenfalls durch ein Mißverständnis entstanden ist. Bräuche wandern so gut wie Sage und Volksglaube, wenn ihr Wandern auch anders vor sich geht. Sitten tauchen auf, verschwinden wieder, oder werden bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Dann findet von auswärts vielleicht wieder eine Erneuerung des Aelteren statt, das sich dann abermals umwandelt.

Die größte Wichtigkeit für die Erforschung der volkstümlichen Weltanschauung im alten Deutschland haben die lateinischen Aufzeichnungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, aus der Zeit, noch ehe das Christentum ganz volkstümlich wurde. Useners Verdienst, auf diese Schriften die Aufmerksamkeit gerichtet zu haben, ist nicht hoch genug anzuschlagen. In der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts haben Johannes Gerson, Nikolaus von Jaur, Thomas Elendorfer, Dionysius Rickel und Jakob Junterbuick über volkstümlichen Brauch und Glauben geschrieben. Ihre Arbeiten liegen aber noch unherausgegeben, ja selbst unausgezogen in den Handschriftengelassen der Bibliotheken und haben bei der Schwierigkeit der Veröffentlichung auch noch wenig Aussicht, bald das Licht der Bücherwelt zu erblicken. Ganz frei von litterarischen Entlehnungen sind diese Bücher freilich ebenfalls nicht, aber doch immerhin freier als die des siebzehnten Jahrhunderts, das die eigentlich kritische Zeit für die Entwickelung des deutschen Volksglaubens ist, während die erneute Umbildung derjenigen Bräuche, welche bereits christliche Formen angenommen hatten, bereits ins sechzehnte fällt.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erwacht die überlegene Kritik, deren Entstehung gewöhnlich dem sogenannten Humanismus zugeschrieben wird, die aber wenigstens auf diesem Gebiete weit mehr auf ein besseres Offenhalten der Augen gegenüber der Natur, auf die Anfänge der Medizin, Chemie und Naturgeschichte zurückzugehen scheint. Die Kenntnis des griechischen und römischen Altertums dient noch bis dahin einzig dazu, neue Belege für alle jene Spukgeschichten und Wunderphantasien zu liefern, die bis dahin für normale natürliche Erscheinungen galten. Die Kenntnis der litterarischen Denkmäler des südeuropäischen Altertums hat ja auch die Anfänge der Naturforschung stark beeinflußt, aber ihre Wirkung auf die Anschauungen der Massen, ja selbst der Gebildeten, von Welt und Leben ist nur eine mittelbare.

Bei der Verfolgung der Wanderungen von Sage und Volksglauben erhebt sich vor allem eine Schwierigkeit. Kein Sagen- oder Volksglaubenbuch seit dem siebzehnten Jahrhundert enthält

streng landschaftlich begrenzten Stoff. Namentlich die Verbreitung von Lokalsage, Lokalbrauch, Lokalglauben durch die geographischen Handbücher- und Kuriositätensammlungen des siebzehnten und angehenden achtzehnten Jahrhunderts ist gar nicht zu überschätzen. Die Verbreitungsgeschichte der Sage von den blühenden Bäumen der Weihnacht und des Brauches vom Weihnachtsbaum sind vielleicht nicht ganz schlechte Beispiele dafür. Die Zahl der wirklich volksmäßigen Züge, welche der einzelne Verfasser selbst aus Volksmund aufgenommen hat, ist bis dahin immer verschwindend klein. Daher wiederholen sich immer dieselben abgeblaßten Züge, oft in demselben Buch — abgeschrieben aus zwei wieder voneinander abhängigen Quellen. Ernst Urban Keller benutzte für sein „Grab des Aberglaubens" (1777) Franciscis „Höllischen Proteus" (1695) sehr stark, und aus ihm schrieb wieder H. L. Fischer im „Buch vom Aberglauben" 1790 eine Fülle Stoff ab. Der „Höllische Proteus" gehört nach Süddeutschland, er erschien in Nürnberg, „das Grab des Aberglaubens" ebenfalls, es erschien in Stuttgart, das „Buch vom Aberglauben" nach Mittel- und Norddeutschland, es erschien in Leipzig und Hannover. Keller schlachtete außerdem die nach Sachsen (Zwickau) gehörige Gestriegelte Rockenphilosophie aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aus. Stellen daraus gingen aus Kellers Buch in das Fischers über. So wanderten ganze Scharen sächsischen Brauches durch das „Grab des Aberglaubens" nach Bayern, und durch das „Buch vom Aberglauben" wieder zurück nach Sachsen. Man thut gut, sich solche Dinge gegenwärtig zu halten, wenn man aus der heutigen landschaftlichen Verbreitung eines traditionellen Zuges auf dessen Verbreitung in vorchristlicher Zeit schließen will.

Ist die Lektüre unsrer Hauptquellen für Brauch und Glauben in sachlicher Hinsicht wenig ergiebig und wenig interessant, so bietet sie doch dafür reichliche Gelegenheit, die mit den Anschauungen der Zeit sich unaufhörlich verschiebende Stellung der Autoren zu der volksmäßigen Ueberlieferung zu studieren und damit einen tieferen Einblick zu gewinnen in die Entwickelung der Weltanschauung der niederen Volkskreise, die sich immer mehr durch geistige Ellenbogenstöße der Gebildeteren und durch Polizei-

gewalt vollzogen hat, als durch logischen Einfluß neugewonnener Welterkenntnis auf die Massen.

Von der wirklichen Entwickelung der Volksanschauung in den letzten tausend Jahren in Deutschland wissen wir noch verhältnismäßig wenig. Aber gerade für eine solche Geschichte geben Volksbrauch und Volksglaube, wenn sie nur an den geeigneten Stellen in den geeignetsten Entwickelungsphasen festgehalten werden, auf andrem Wege nicht ersetzbares Material. Höchstens die Problemgeschichte in der Litteraturgeschichtsschreibung vermag für höhere Volkskreise ähnliches zu leisten. Es war die Aufgabe dieses Buches, einen eng und fest umgrenzten Kreis von Vorstellungen durch die Jahrhunderte zu verfolgen und zu sehen, was für Einwirkungen er von den geistigen Erlebnissen der Volksgemeinschaft in dieser Zeit erführe. Die Ermittelung seines Zustandes in der weitest zurückliegenden Zeit war dabei nie bevorzugter Zweck, nur mit andrem gleichwertiges Ergebnis. Ob gerade die Vorstellungen, welche sich seit tausend Jahren im Volke mit dem Weihnachtsfest verbanden, hiefür besonders geeignet waren, kann zweifelhaft sein. Vielleicht würde sich die Geschichte einer andern Vorstellungsgruppe noch wechselvoller gestaltet haben.

In Jakob Grimms Deutscher Mythologie steht kein Kapitel über Weihnachten. Das heute größte Jahresfest ist sogar nur ganz wenigemal gestreift. Auch die folgende Forschung hat diese Lücke nicht ausgefüllt, die erst durch die Ergebnisse dieses Buches ihre völlig befriedigende Erklärung erhält. Ein deutsches Wintersonnwendfest hat es vor Einführung des Christentums nie gegeben. Was von volkstümlichem Brauch sich später am Jesusgeburtsfest ansammelt und es zur deutschen Weihnacht macht, stammt aus der Winteranfangsfestzeit im November, deren drei direkte Erben Martinstag, Andreastag und Nikolaustag sind. Die Uebertragung des Festbrauches dieser Tage auf Weihnachten läßt sich noch heute in zahlreichen Fällen schlagend nachweisen. Als eine Art Vorläufer des deutschen Weihnachtsfestes kann die römische Januarkalendenfeier gelten, die bereits vor dem Christentum nach Deutschland gekommen ist. Sie zog einen Teil des alten Winteranfangsglaubens an sich, auch solchen, der dadurch

wirtschaftlich sinnlos wurde, und gab mehrmals einen Teil davon an Weihnachten ab. Erst im vierzehnten Jahrhundert wird das Jesusgeburtsfest volkstümlicher. Es ist ein durchaus religiöses Fest, das erst seit der zunehmenden Verbreitung des aus indogermanischer Wurzel entsprungenen Weihnachtsbaumes im achtzehnten Jahrhundert den konfessionellen und christlichen Charakter immer mehr abstreift. Alle geistigen Erlebnisse des deutschen Volkes seit dem vierzehnten Jahrhundert spiegeln sich in ihrer Weise in der Geschichte der deutschen Weihnacht wieder, bald deutlicher, bald dunkler, aber selten ganz unmerkbar.

Wenn dies Buch nicht reicher an neugewonnener Einsicht geworden ist, so liegt das zum Teil daran, daß der Verfasser die Verfolgung einer ganzen Reihe Fäden aufgeben mußte, weil das Material unbeschaffbar war. Es sind oft sehr selten gewordene Bücher, die die bezeichnendsten Kuriosa enthalten, und selbst unsre größten Bibliotheken besitzen nicht die gesamte populäre Litteratur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Vorarbeiten lagen in größerem Umfang nur auf dem Gebiet der christlichen Weihnachtsspiele vor. Hier konnte daher der Text kürzer gefaßt werden. Ist doch diesen Spielen im Verhältnis zu den übrigen Zügen volkstümlicher Weihnachtsfeier eine fast übergroße Sorgfalt zugewendet worden. Wir zählen bereits eine stattliche Anzahl Sammlungen, und noch immer werden neue Spiele veröffentlicht. Eine litteraturgeschichtliche Bedeutung haben sie kaum, oder doch nur eine sehr geringe. Die Fortbildung der Weltanschauung durch die Jahrhunderte spiegeln sie, wenigstens seit dem sechzehnten Jahrhundert, in keiner Weise wieder. In einer bestimmten Zeit und auf begrenztem Raume gehören sie allerdings der volkstümlichen Anschauungswelt an, — aber da sie unberührt blieben von den großen Umwälzungen der Erkenntniswelt seit dem sechzehnten Jahrhundert, weder eine äußere Vergröberung noch eine tiefinnerliche Fortbildung erfuhren, so sind sie langsam abgestorben oder ragen noch als Rudimente einer vergangenen Weltanschauungsepoche in die Gegenwart herein.

Die Geschichte der deutschen Weihnacht aber ist trotzdem ein Stück Weltanschauungsgeschichte. Wenn die Ergebnisse der volks-

tümlichen Forschung nicht ausmünden in eine Geschichte der Weltanschauung, so sind sie tot. Wie die Gesamtgeschichte der sozialen Entwickelung die bisherige Fürstengeschichte, Schlachtengeschichte, Kulturgeschichte, Rechtsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte jetzt eben zu einem Ganzen zusammenfügt und so erst eine wirkliche Geschichte des äußeren Lebens zu schaffen beginnt, so müssen auch Litteraturgeschichte, Dogmengeschichte, Philosophiegeschichte sich mit einer Geschichte des Volksglaubens zur Weltanschauungsgeschichte zusammenschließen, die selbstverständlich in engster Wechselbeziehung zu der Geschichte des äußeren Lebens steht.

Als ein, wenn auch bescheidener, Beitrag zur Geschichte der Weltanschauungsentwickelung des letzten Jahrtausends ist dieses Buch gemeint. Wenn es dies ist, so hat es seinen Zweck erfüllt.

Glasgow im Oktober 1893.

Dr. Alexander Tille.

Inhalt.

Seite

I. Christliches Jesusgeburtsfest, römische Januarkalenden und deutsche Winteranfangsfeiern 1

II. Mittelalterliche Weihnachten 37

III. Krippenfeier und Weihnachtspanorama 53

IV. Jesusgeburtspiel 81

V. Weihnachtsumzüge 107

VI. Volkstümlicher Weihnachtsglaube 148

VII. Weihnachtsbescherung 189

VIII. Die blühenden Bäume der Weihnacht 219

IX. Der Weihnachtsbaum 256

Anhang 279

I.

Christliches Jesusgeburtsfest, römische Januarkalenden und deutsche Winteranfangsfeiern.

Wohl im Jahre 5 vor dem Beginn unsrer heutigen Zeitrechnung war Jesus von Nazara geboren. Sein Geburtsjahr ist nicht mehr ganz untrüglich festzustellen. Sein Geburtstag ist der Geschichte ebenso unbekannt. Die beiden ersten Jahrhunderte der christlichen Sekten kannten ihn ebensowenig, und er scheint ihnen auch gar nicht interessant gewesen zu sein. Noch das ganze apostolische Zeitalter betrachtete ja den Weisen von Nazara als einen Menschen, den Sohn Josephs und Marias. Erst die spätere Zeit machte ihn zum Gotte und ersann über ihn nach dem Vorbild Sakyamuni Buddhas Geburtssagen, die dann den älteren Berichten von seiner Wirksamkeit vorgestellt wurden. So entstanden die christlichen Evangelien, die ihren Abschluß nicht vor dem Anfang des vierten Jahrhunderts gefunden haben können, da in ihnen bereits der neuen Auffassung der Persönlichkeit ihres Helden, die sich seit 354 im Weihnachtsfeste ihr Denkmal setzte, Rechnung getragen ist.

Einzelne Grübler haben schon seit dem dritten Jahrhundert Jesus' Geburtstag zu bestimmen versucht, freilich nicht mit historischen, sondern mit Phantasiemitteln. Nun sind aber allegorische Betrachtungen und Berechnungen niemals produktiv, sondern bringen ausschließlich bereits Bestehendes in Verbindung. Unbeweisbares, an das man doch Glauben fordert, mit einem Schimmer von geistigem Glanz zu versehen, sind sie wohl geeignet: neue Resultate, auch neue Dogmen, schaffen sie nicht. So schuf man damit wohl neue Berechnungen, aber keine neue Feier.

Mochte Clemens von Alexandrien behaupten, der 17. November sei der Geburtstag, oder die Schrift über die Osterzeit, die später dem Cyprianus zugeschrieben wurde, der 28. März sei es: den kirchlichen Festbrauch beeinflußten sie damit nicht. Bei den andern Märtyrern der neuen Ueberzeugung feierte man die Todestage, und die Geburtstagsfeier überhaupt bekämpfte man als heidnische Sitte. Als man sich dann im dritten Jahrhundert, von dem kirchlichen Brauch ausgehend, mit der Datierung der einzelnen Züge der Jesussage zu beschäftigen begann, wurde zum Gedenktag der Gottwerdung durch die Taufe der 6. Januar römischen Stils.

Da kam in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts eine neue Anschauung über die Person des Religionsstifters zum Siege, die Meinung, daß er schon von Geburt an ein Gott gewesen und dies nicht erst durch die Feuertaufe am Jordan geworden sei. War bis dahin der 6. Januar, das Erscheinungsfest, an dem nach gnostischer Ansicht in jener Taufe der Gott auf den Menschen Jesus niedergekommen war, neben Ostern und Pfingsten das dritte Hauptfest der Kirche gewesen, so mußte diese Feier nun notwendigerweise der Geburtsfeier weichen.

Der Mann, der diesen Schluß zog und auch sofort an die Einführung des neuen Festes ging, war der römische Bischof Liberius. Noch 353 wurde in Rom der 6. Januar als das Geburtsfest des Gottes in Jesus gefeiert. Ein neues Geburtsfest hatte aber nur dann Aussicht, das alte zu verdrängen, wenn es *vor* diesem und mit höherem Glanze begangen wurde. Mit dem 6. Januar hatte bisher die Laufbahn des neuen Gottes begonnen, am Karfreitag hatte sie geendet. Es lag auf der Hand, daß auch deswegen schon die Geburtsfeier *vor* den 6. Januar angesetzt werden mußte. Da boten sich denn zwei römische Volksfeste von selbst dar als Anknüpfungspunkte. Nämlich einmal der Jahresanfang an den Kalenden des Januar, und sodann die Saturnalien am 17. bis 19. Dezember, und vielleicht noch an den folgenden Tagen. An das wüste Volksfest des Jahresanfangs anzuknüpfen, mochte man begründete Bedenken tragen. Aber auch die Saturnalien paßten nicht ganz. Es galt nämlich nicht der 18. Dezember, sondern der 25 in Italien als Sonnenwendtag, als Geburtstag der neuen Sonne. Liberius mag sich wohl einen Augenblick besonnen haben, schließlich aber setzte er die Geburtstagsfeier zwischen Saturnalien und Kalenden mitten

hinein auf den durch den volkstümlichen Kalender ausgezeichneten Tag, und von da an mußten alle Mittel dazu dienen, diese Neuerung zu stützen.

Das Jahr 354 sah das erste Jesusgeburtsfest am 25. Dezember, und zwar fand es in der alten Hauptstadt des römischen Weltreiches statt, das eben auseinanderbröckelte. Die Schaffung des neuen Festes war der Ausfluß einer religiösen Politik gegenüber den Anhängern des römischen Glaubens, „durch welche die katholische Kirche die Mittel gewann, die heidnischen und trotz des Bekenntnisses auch heidnisch bleibenden Massen des Volkes nicht nur zu gewinnen, sondern auch zu befriedigen." Und die Zeitverhältnisse waren einem Siege des neuen römischen Kirchenfestes überaus günstig. Mit dem Triumph, den der Glaube des Athanasius und der Erben des heiligen Petrus in Rom errang, hielten auch die kirchlichen Gebräuche der römischen Kirche ihren Einzug in den Osten. In Konstantinopel wurde das erste Weihnachtsfest 379 gefeiert, in Nyssa in Kappadocien 382, in Antiochien 388. Von kirchlicher Agitation und Autoritätsbestrebung getragen, drang das Fest überallhin, wenn es ihm auch an eigentlicher Popularität fehlte. Noch 506 rechnete die Synode zu Agatha das Jesusgeburtsfest unter die großen Feste, die nur in den Städten und Pfarrkirchen begangen werden durften.

Die staatliche Anerkennung blieb nicht aus. Während das Gesetz des Kaisers Valentinianus über die gerichtsfreien Tage vom Jahre 389 ein Jesusgeburtsfest noch nicht kennt, so nennen bereits die Erläuterungen zu dem Gesetzbuch Alarichs, mit dem dieses gleich bei seiner Entstehung 506 ausgestattet wurde, Jesusgeburtsfest und Erscheinungsfest als gerichtsfrei. In das Gesetz selbst ist diese Bestimmung freilich noch nicht aufgenommen, wohl aber in den Codex Justinianus von 534. Bereits im Jahre 400 wurden an denselben beiden Festen Schauspielvorstellungen verboten.

Indessen bildete sich an das alte und neue Geburtsfest anknüpfend in der Kirche eine ganze Festzeit aus. Zwischen beiden liegt ein Zeitraum von zwölf Tagen, den der Syrer Ephraim schon im vierten Jahrhundert als heilig bezeichnete und dessen besondere Verehrungswürdigkeit die Synode von Tours 567 als Dodekahemeron, als „Zwölften" anerkannte.

Mit dem Erscheinungsfest und Jesusgeburtsfest — denn in dieser Reihenfolge sind die beiden Feste noch geraume Zeit nach ihrer Bedeutung zu nennen — kam die heilige Zwischenzeit überall-

hin, nach Gallien, in das deutsche Frankenreich, nach dem Osten Germaniens und zu den Slaven, erst durch kirchliche Autorität eingeführt und dann selbst in den Volksglauben eindringend, von dem sich die Kirche bei fortschreitender Bildung lossagte und den sie in späteren Jahrhunderten als Aberglauben bekämpfte. Noch heute kennt der Glaube des Landvolks die heiligen zwölf Nächte um die Jahreswende.

Der Vorteil, den sich die neue Religion durch die Ansetzung der Geburt ihres Stifters auf den Sonnenwendtag geschaffen hatte, ist von den kirchlichen Rednern und Schriftstellern der folgenden Jahrhunderte wacker ausgenutzt worden. Schon Chrysostomus (um 400) sagt einmal: „Bildlich nennen die Leute diesen heiligen Tag der Geburt des Herrn die neue Sonne und schaffen durch diese Bezeichnung eine Art Uebereinstimmung zwischen Juden und Heiden." Gregor von Nyssa († nach 394) zieht ähnliche Parallelen, in denen er Voraussetzung und Folgerung umkehrt. In einer um 400 gehaltenen Neujahrspredigt preist der Bischof Maximus von Turin die Vorsehung dafür, „daß Jesus gerade an einem heidnischen Feste geboren werden mußte, damit die Menschen angeregt würden, sich heidnischen Aberglaubens zu schämen." Faustus, der Manichäerbischof, den Augustinus erst so gern kennen lernen wollte, und gegen den er späterhin so erbittert schrieb, warf ihm ganz richtig vor, daß die Christen das Geburtsfest der Sonne nur unter einem andern Namen feierten, und Augustin selbst hielt es für durchaus nötig, diese richtige Anschauung zu bekämpfen: „Wir feiern den 25. Dezember nicht wegen der Geburt der Sonne wie die Ungläubigen, sondern wegen der Geburt dessen, der die Sonne geschaffen hat." Papst Leo I. (440—461) klagt in einer Weihnachtspredigt gar, der Teufel habe einfältige Seelen so berückt, daß sie sich einbildeten, dieser Tag sei nicht sowohl wegen der Geburt des Jesus, sondern vielmehr wegen der Erneuerung der Sonne heilig. —

Bei seiner Rechnung hatte der Bischof Liberius vergessen, daß die Kalenden des Januar nicht bloß ein Volksfest wie die Saturnalien waren, sondern daß sie durch ihre Bedeutung als Jahresanfang eine tiefe Wurzel in dem gesamten Geschäftsleben wie in der staatlichen Regierung hatten. Mit seiner Wahl des 25. Dezember statt des 1. Januar zum Geburtstag von Jesus hat er seiner Religionsgemeinschaft einen neunhundertjährigen Kampf aufgebürdet, in dem sie schließlich doch noch unterlag.

Die Saturnalien hat die neue Kirche bald bezwungen, nicht aber die Kalenden. Auch im deutschen Volksglauben hat dieser Kampf seine deutlichen Spuren hinterlassen, die noch heute in dem Schwanken von Neujahrs- und Weihnachtsbrauch sichtbar sind.

Ursprünglich hatte, wie noch die Monatsnamen September bis Dezember beweisen, das römische Jahr mit dem Beginn des Frühlings am 1. März begonnen. Erst spätere Zeit hatte zwei neue Monde an den Jahresanfang gestellt und das Jahr mitten im Winter und nicht mehr mit dem Beginn einer neuen Jahreszeit beginnen lassen. Es ist wohl der erste Sieg des Kalenderdoktrinarismus über das Natürlicheinfache. Seitdem begann das römische Jahr mit dem 1. Januar. Wollte die neue Religion dessen Feier beseitigen, so mußte sie ihn auch als Jahresanfang beseitigen, d. h. diesen auf ihren Jesusgeburtstag verlegen. Das hat sie denn auch seit dem Anfang des neunten Jahrhunderts gethan. Der Stilus Curiae Romanae rechnete das Jahr vom 25. Dezember. In ganzen Landschaften gelang es ihr auch, dies durchzusetzen. Die deutschen Könige folgten ihr bei ihrer völligen Abhängigkeit von Rom. Das ganze spätere Mittelalter hindurch hat die römische Kirche so gerechnet und zum Trotz des laufenden Datums das neue Jahr mitten in einem Monat begonnen. Es war die Jahreszählung a nativitate domini oder abgekürzt: „im Jahr des Herrn", die man noch jetzt oft fälschlich auf das heute bei den Kulturvölkern allgemein übliche römische Jahr anwendet. Erst Innocenz XII., der 1691 zur Papstwürde gelangte, verzichtete vollständig auf dies Kalenderumsturzgelüste, und nur das in allen gleichgültigen Fragen immer konservative England behielt in seinen katholischen Teilen Weihnachten als Jahresanfang noch bis 1732 bei.

Versuchte die neue Religionsgemeinschaft den Kalenden des Januar den alten Glanz zu entziehen, den sie als erster Tag des Jahres besaßen, so schloß sich an diesen Versuch auch sofort der Kampf gegen die sehr volkstümliche Feier der Januarkalenden. Jahrhunderte lang gab sich ihre Hierarchie die verzweifeltste Mühe, sie zu unterdrücken. 692 verbot das Concilium Trullanum alle Teilnahme an diesem Feste, und das römische Konzil von 744 wiederholte dieses Verbot. Ein Fasttag wurde auf das Fest des Jahresanfanges gelegt und eine Litanei angeordnet. In Paris that ein Narrenfest das Seine zur Entheiligung des Tages, das sich auch bis 1444 erhielt. —

Die germanische Jahreseinteilung war eine völlig andre als die römische und christliche. Zählte man in Italien auf dem Papiere vier Jahreszeiten, so sahen die Deutschen in ihrer freien Natur nur drei: Frühsommer, Spätsommer und Winter. Wie Tacitus ganz richtig bemerkte, war der Herbst ihnen unbekannt wie seine Gaben. Diese Jahreseinteilung ruhte auf rein wirtschaftlicher Grundlage. Wenn Mitte März draußen das Gras zu grünen beginnt, wird das Vieh auf die Weide getrieben, und wenn Mitte November der erste Schnee fällt, ist die Zeit der Sommerweide vorbei, die Winterjahreszeit beginnt. In die Zeit der größten Sommerhitze fällt der Teilpunkt der beiden sommerlichen Jahreszeiten. Die drei viermonatlichen Perioden begannen ungefähr am 11. November, 13. März und 10. Juli römischen Stils. Die Benennung des großen Sommerteilfestes als ze einen sunnewenden in der mittelhochdeutschen Spielmannsdichtung ist eine fremde und setzt eine viel höhere Erkenntnisstufe voraus, als die Deutschen der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung erklommen hatten.

Das Austreiben des Viehes im jungen Sommer und das Bereiten der Winterherberge für diesen größten Schatz sind die beiden Hauptwendepunkte des Jahres für den zu neun Zehntel auf Viehzucht angewiesenen Bauer des deutschen Urwalds, und damit auch seine Hauptfestzeiten.

Gegen Anfang November beginnt im alten Deutschland unter seiner Bauernbevölkerung die große Winteranfangsfestzeit. Sie besteht nicht in ein oder zwei Tagen, sondern in einer ganzen Reihe von Wochen, fällt im sonnigen Herbst etwas später und bei zeitigem Schnee etwas früher. Vor der Entwickelung des Getreidebaues begann sie mit dem Eintritt der Unmöglichkeit des weiteren Weidens. Das Hauptkulturvieh noch des ganzen Mittelalters, die Schweine, bleibt auch nach dem Eintritt des Schneefalls noch so lange im Walde, als Eicheln zu finden sind, d. h. bei knappem Eichelfall nur kurze Zeit, bei reichlichem länger. Das Rindvieh, und im Norden die Pferde mußten beim Eintritt des Schneefalls hereingenommen werden. Bei den geringen Futtervorräten mußte alles dem Beile zum Opfer fallen, was nicht ganz unbedingt zur Nachzucht notwendig war. Von Anfang November an wurde tüchtig eingeschlachtet, und damit begann eine Zeit des reichlichen frischen Fleisches, eine Festzeit für den ganzen Hof, beziehentlich das ganze Dorf. Nicht überall fiel die Schlacht-

zeit auf denselben Tag. Das bot Gelegenheit zu wechselseitigem Besuch. In den örtlich verschiedenen Kirchmeßfeiern haben wir den Rest davon. Selbst wo der Vorrat für den Winter knapp ausfiel, schmauste man im frischen Fleische.

Einen Monat später fiel eine zweite Schlachtzeit. Zuchtbulle und Hengst und später der Zuchteber mußten noch den November über im Stalle gehalten werden, namentlich in den Gegenden des Gemeindezusammenschlusses, wo aus Futtersparsamkeit meist nur ein männliches Tier die Fortpflanzung besorgte, das dann die Reihe herum bei allen Artgenossinnen seines Amtes walten mußte, bis der Erfolg augenscheinlich war. Nachdem sie ihre Schuldigkeit gethan, wurden Hengst, Bulle und Eber in feierlichem Zuge herumgeführt und dann ebenfalls geschlachtet. Das war eine Gemeindeangelegenheit, eine öffentliche Feier.

Vielleicht schon vor Einführung des Christentums nach Deutschland wurden diese beiden Schlachtzeiten als Festzeiten festgelegt. Nach seiner Einführung erhielten die beiden Hochtage den Namen Martinstag und Nikolaustag, und der 11. November und 6. Dezember haben ihn auch behalten. An diese wirtschaftlichen Festzeiten, welche das deutsche Klima bestimmte, heftete sich dann, was die Germanen aus ihrer indogermanischen und die Deutschen aus ihrer germanischen Heimat mitgebracht hatten: ihre Vorstellungen von dem Umschweben der Seelen nach dem Tode, ihre Götterbegriffe, ihr Glaube an den Eingriff außermenschlicher persönlicher Mächte in die menschlichen Wirtschaftsverhältnisse, welche ihr Schicksal im wesentlichen ausmachten. Aber das Wirtschaftliche war bei der gesamten Jahreseinteilung das Ausschlaggebende, das Grundlegende.

Ehe das große Schlachten am Martinstage begann, mußte Entscheid getroffen werden, welche Stücke bis Nikolai zu sparen, also zur Zucht zu verwenden seien. In Schleiß im Vintschgau wird am Martinstag der Zuchteber besichtigt von den Gemeindebeamten. Dieser Per erscheint dann als Figur des Nikolausumzugs am 6. Dezember wieder, wie bei Besprechung dieses Festtages näher gezeigt werden wird.

Mit dieser germanischen Herbstfestzeit in engster Beziehung muß der Ausdruck „Juleis“ stehen, wenn er nicht sogar direkt Schlachtzeit bedeutet. Mit dem friesischen Worte yule für Rad (englisch wheel) hat er wohl nichts zu thun, wenn in dieser Zeit auch das letzte Rad unter Dach und Fach gebracht wird und ein

diesbezüglicher Volksbrauch thatsächlich belegbar ist. Die früher in den Steppen der Weichsel ansässigen Goten nannten, nachdem sie mit den Römern in Berührung gekommen waren, nämlich den November ihren ersten Julmonat. Der Dezember war offenbar der zweite. Das paßt trefflich auf die beiden Schlachtzeiten des gewöhnlichen und des Zuchtviehes.

Bei den ebenfalls ostgermanischen Skandinaviern begann die Winterjahreszeit infolge ihres nördlicheren Klimas schon am 11. Oktober, der Beginn des Frühsommers demnach am 10. Februar, also wenn die Tage sichtlich zuzunehmen beginnen. Das dritte Fest fiel auf den 9. Juni. Eine Nachricht über die nordische Frühlingsanfangsfeier bei dem Geschichtsschreiber des Gotenkrieges, dem Griechen Procopius aus dem sechsten Jahrhundert, bezieht sich kaum auf Germanen; denn sie fällt in eine Region, in der die Sonne vierzig Tage unter dem Horizonte bleibt, und enthält auch einen ganz ungermanischen Zug. Prokopius hatte gehört, die nördlichsten Bewohner der skandinavischen Halbinsel sendeten am fünfunddreißigsten Tage der langen Winternacht Boten auf die Gipfel ihrer höchsten Berge, um die wiederkehrende Sonne zu erspähen, und wenn sie erblickt wurde, so verkündigte man laut, daß nach fünf Tagen das neue Licht die Tiefen der Thäler erhellen werde. Dann werde unermeßlicher Jubel erhoben, alles feiere das Fest der frohen Botschaft. Denn obgleich dasselbe Ereignis Jahr für Jahr eintrete, seien die Inselbewohner in Furcht, daß ihnen einmal die Sonne ganz ausbleiben werde. Den Göttern und höheren Mächten der Luft, des Himmels, der Erde schlachteten sie unaufhörlich Opfer, zumal dem vornehmsten von allen, dem Kriegsgott, dem als edelste Gabe ein kriegsgefangener Mann an einem Galgen erhängt oder in die Dornen geworfen werde. Auch Totenopfer wurden dargebracht. Germanen haben ihre Kriegsgefangenen niemals als Ehrlose behandelt. Nur der Dieb gehörte bei ihnen an den Galgen. Auch das spricht gegen die Annahme, daß wir es mit Germanen zu thun haben. So viel wir wissen, fiel bei den germanischen Bewohnern Skandinaviens das Frühlingsanfangsfest auf den 10. Februar. Erst um das Jahr 940 verlegte es der dem Christentum geneigte König Hakon auf den Tag des Jesusgeburtsfestes. Seitdem hieß die Festnacht dann Midwintersnatten, Modernatten oder Hökenatten, Mittwinters-, Mutters- oder Geiersnacht.

Mit der weiteren wirtschaftlichen Entwickelung traten zwei

sich entgegenwirkende Ursachen ein, welche die alten Fristen zu stören geeignet waren. Beide knüpfen sich an das Aufkommen des wirklichen Ackerbaues und an das schließliche Zurücktreten der Viehzucht hinter diesem. Während das Vieh noch bis gegen Mitte November weiden kann, ist das Getreide selbst in dem rauheren Klima des alten Germaniens Ende September bereits eingebracht. Rüben, Möhren und Holzäpfel ebenfalls. Das verschiebt den Wintersanfang naturgemäß auf etwas frühere Zeit, und da die Bestellung des Feldes ebenfalls eher möglich ist, als bis die Wiesen völlig grünen, so rückt auch der Frühjahrsbeginn weiter in den Winter hinein. Bei fortgesetztem landwirtschaftlichem Betrieb stellt sich jedoch ein Faktor ein, der dieser Verrückung der Jahreszeitentermine entgegenwirkt. Je reichlicher die gewonnenen Felderträge sind, desto weniger rasch wird es notwendig, sich des fressenden Viehes zu entledigen, desto mehr denkt man daran, es erst noch im Stalle fett zu machen. So rückt die Hauptschlachtzeit langsam etwas tiefer in den Winter, überschreitet im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert sogar den Jahresanfang und liegt heute auf dem Lande nach Mitte Januar bis Ende Februar. Von besonderer Wichtigkeit dafür ist die Einführung des Kartoffelbaues gewesen.

Entwickeltere landwirtschaftliche Verhältnisse setzt es bereits voraus, wenn die Angelsachsen in dem milderen England im achten Jahrhundert nicht mehr den November, sondern den Dezember ihren ersten Julmond nennen, den Januar den zweiten. Ihr Frühsommer begann demnach erst mit Anfang April. Sein Anfang fiel also zusammen mit dem des alten Kirchenjahres, das bis ins neunte Jahrhundert auf Ostern lag, und so begannen sie denn seit Annahme des Christentums ihr Jahr auch mit dem 25. März und rechneten somit ab incarnatione oder von Mariä Verkündigung ab. Dieses sogenannte Marienjahr hat das protestantische England erst im Jahre 1753 aufgegeben.

Nach den beiden großen Schlachtzeiten des Herbstes kannten unsre Vorfahren, so viel wir wissen, kein Fest weiter bis Frühlingsanfang. Speziell von einer Wintersonnwendfeier in den Zeiten germanischer Religion wissen wir nichts. Ein Sonnendienst aller Germanen ist schlechterdings unerweisbar, die Deutschen kannten einen solchen sicher nicht.

An eine Beendigung des Ausdrusches zu Weihnachten und ein sie krönendes Fest ist nicht zu denken. Denn wir wissen,

daß der Januar das ganze Mittelalter hindurch die höchsten Kornpreise hatte, daß also das neue Getreide erst von Beginn des Februar an auf den Markt kam.

Die Frage, mit welcher Jahreszeit die Deutschen ihr Jahr begannen, ist von untergeordneter Bedeutung. Neben Anfang November kommt natürlich nur Anfang März in Betracht. Wie nach Nächten zählten die Germanen nach Wintern, und wie die dem Tag vorausgehende Nacht zu ihm gehörte, so gehörte wohl auch der am Anfang des Jahres stehende Winter zu ihm. Wenn das Hildebrandslied sumaro enti wintro sehstic zählt statt umgekehrt, so erklärt sich das daraus, daß die Zeit der Kriegszüge erst mit dem Frühjahr begann. Von durchschlagender Beweiskraft, daß das Jahr mit Wintersanfang begann, ist nur der Umstand, daß der deutsche Volksbrauch Losspiele über den Verlauf des neuen Jahres in nennenswertem Umfang außer zu Neujahr und Weihnachten nur am Andreasabend kennt. Während der Anfang des römischen Jahres und des stilus curiae Romanae die Losspiele jener Tage ausreichend erklären, so kommt für den Andreasabend Aehnliches nicht in Betracht. Auch weder der Anfang der alten noch der späteren Adventszeit, die als Jahresanfang nie volkstümlich war, trifft auf ihn. Während Martins- und Nikolaustag die beiden lauten Festtage der alten Wintersanfangszeit sind, hat der Andreastag ihr Erbe als Jahresbeginn angetreten. Das deutsche Jahr begann also mit dem Beginn der Winterjahreszeit, während das nordgermanische vielleicht doch mit dem Frühsommersbeginn einsetzte. —

Schon sehr früh beginnt die Beeinflussung der germanischen Stämme durch die Römer. Aus dem italischen Alphabet wurde wohl im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung das deutsche Runenfuthark; ferner nahmen die Deutschen die römische Woche an. Entsprechend den sieben Tagebeherrschern der Römer, Saturn, Sol, Luna, Mars, Merkur, Jupiter, Venus, nannten die Deutschen ihre Wochentage nach Sonne, Mond, Tius, Wodan, Thuner, Frija. Die Sonne gab zwei Tagen den Namen. Schon im Beginn unsrer Aera gingen deutsche Fürsten häufig nach Rom, ganze Scharen Deutsche dienten in den folgenden Jahrhunderten im römischen Heere, und nicht selten waren Deutsche ihre Feldherren. Um 200 war ganz Gallien von römischer Zivilisation beleckt, und seit dem dritten Jahrhundert begannen römische Rechtsanschauungen auch auf Franken und später auf Alemannen und

Bayern einzuwirken. Die Lex Baiuvariorum zeigt zahlreiche solche Beeinflussungen. So war auch schon Jahrhunderte, ehe die Sendboten des Christentums dies über den Rhein nach Germanien trugen, die römische Jahreseinteilung zu den germanischen Stämmen gedrungen und wurde von ihnen nicht nur im Verkehr mit Rom, sondern auch daheim gebraucht. Auch die römische Kalendenfeier wurde üblich. Man beging den ersten Tag des Jahres festlich, beglückwünschte sich und beschenkte die Gratulierenden.

Mit der Einführung des römischen Kalenders nach Deutschland kam dahin auch ein neuer Jahresanfang, wenn auch nur ein theoretischer. Die auf wirtschaftlicher Grundlage ruhenden Festzeiten wurden dadurch nicht erschüttert. Auch die praktische Verteilung des Jahres ging trotz aller dazwischen fahrenden römischen Monatsanfänge nicht verloren. Es war mehr eine Formsache. Waren die zwei großen Schlachttage zu Wintersanfang wohl einen deutschen Mondmonat von 28 Tagen voneinander entfernt gewesen, so blieben sie es nach wie vor, und mit dem frühen oder späten Schneefall und Frost schwankte der Schluß der Sommerweide. Trotzdem konnte der eine oder andre Brauch der Winteranfangsfeste, der eine deutliche Beziehung auf das neu beginnende Jahr aufwies, leicht nach dem neuen, deutlich bezeichneten Jahresanfang wandern. Namentlich auf dem Grenzgebiete am Rhein und noch mehr auf dem gallischen Ufer, wo Römer die Kalenden des Januar mitten unter Germanen festlich begingen, war das nur allzuleicht möglich und ist wahrscheinlich auch geschehen.

Kannte der deutsche Bauer auch noch bis zur Höhe des Mittelalters keine geheizte Stube und hat sich auch noch das ganze Mittelalter hindurch der fremde Name caminata = kemenate für sie erhalten, unter dem sie eingeführt wurde, so muß doch, wenn man Anfang November wieder begann, sich im Holz- und Lehmhaus häuslich einzurichten, die Herstellung des Herdes zu Kochzwecken eine gewisse Rolle gespielt haben. Durfte auch den ganzen Sommer über das Feuer nie ausgehen, weil der einzelne Hof sonst dieses kostbare Gut für lange Zeit unersetzbar verloren hätte, so war es doch für die Winterzeit von noch weit größerer Bedeutung. Und es war wohl schon im deutschen Urwald Sitte, mit dem neuen Jahre auch den Herd zu erneuern. War dieser Brauch bei den Deutschen ausgebildet, dann ist es auch sicher, daß er schon in den ersten römischen

Jahrhunderten nach den Januarkalenden wanderte. Fast noch wahrscheinlicher will jedoch keltischer Ursprung scheinen. Selbst römischer Import würde die Verbreitung über ganz Frankreich und Großbritannien und den äußersten Südwesten Deutschlands genügend erklären. Daß der Brauch bereits lange bevor das Christentum seine Arme nach Gallien streckte, dort üblich war und an den Kalenden haftete, wird dadurch bewiesen, daß er in ganz Frankreich mit Ausnahme des weniger römischen Nordens noch heute den Kalendennamen trägt. Kommt derselbe auch noch in christlicher Zeit für die ganze Zeit um das Jesusgeburtsfest vor, so doch im Norden Frankreichs nicht weniger als im Süden, so daß später eine solche Doppelbenennung schwer zu erklären wäre. Die Bezeichnung Kalendenklotz beweist weiter deutlich, daß kein einheimisches Fest da war, an das die Kalendenfeier sich hätte anlehnen, in dem sie hätte aufgehen können. Der Name war auch tief eingebürgert, sonst hätte er sich nicht erhalten können, nachdem der Brauch später unter kirchlichem Einfluß vielfach weiter auf den 25. Dezember übertragen worden war.

In Deutschland kommt der Brauch nur im Westen vor, und zwar seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts ganz vereinzelt hie und da in Westfalen, an der Mosel, in der Eifel und in Lothringen. Auch Belgien kennt ihn. Wenn man das Eindringen der Franken in das ehedem sächsische Gebiet in Westfalen berücksichtigt, so beschränkt sich das Vorkommen des Brauches auf Alemannen und Franken, also auf die beiden deutschen Stämme, die am frühsten und am meisten mit Kelten und Römern in Berührung gekommen sind.

1184 durfte sich der Pfarrer zu Ahlen im Münsterlande zum Weihnachtsfeuer einen Baum aus dem Walde holen. Nach dem Weistum von Riol und Velle an der Untermosel aus dem fünfzehnten Jahrhundert bekam „der scheffe einen winnachtsploech", nach dem Weistum von Tavern an der Obermosel „item ein bochg zu hawen vff Christabend vor den Cristbraten". Nach 1856 legte man in der Eifel den Christbrand an den Feuerherd. Dies war ein dicker Stamm, den man anbrennen ließ. Zu Dreikönigstag war er fast ganz verkohlt, und die Kohlen davon kamen in den Kornbahr, damit die Mäuse das Korn nicht beschädigten.

Nicht nur das Feuer, sondern der ganze Herd wurde erneuert in Westfalen in der Gegend der Sieg und Lahn. Wie

Montanus in seinen Deutschen Volksfesten erzählt, wurde dort ein schwerer Klotz, gewöhnlich ein eichener, und zwar ein Wurzelstock, in den Herd eingegraben oder unter dem Kesselhaken in der Mauernische befestigt. Auf ihm wird das Herdfeuer entfacht, das ihn an der Oberfläche anglimmt. Im Laufe des Jahres verbrennt er so bis auf einen kleinen Rest, der zu Weihnachten dann sorgfältig herausgenommen, zu Kohlenstaub zermalmt und in den Zwölften zur Förderung der Fruchtbarkeit auf die Felder gestreut wurde.

In Geerardsbergen in Belgien legte man noch in der Mitte unsers Jahrhunderts zu Weihnachten einen tannenen oder buchenen Wurzelstock aufs Feuer, und dieser vertrat zugleich die Beleuchtung. Alle sonstigen Lichter im Hause wurden gelöscht. Dabei sang man und trank Genever. Wenn der Baumstumpf verkohlte, goß man den Rest des Trunkes in die Flammen. In Limburg stieß man die übrig bleibenden Kohlen zu Pulver und hob sie auf als Mittel gegen Zahnschmerzen. In Lothringen legte man einen Klotz von 4 Fuß Länge ganz auf den Herd; dann brannte man das eine Ende an, das andre bot eine Art von Sitz dar, den die Kinder gern benutzten. Man hinderte sie aber, sich darauf zu setzen, weil sie sonst die Krätze bekommen würden. Nach Montanus, Die deutschen Volksfeste, durfte angeblich ehemals der arme Mann zu Weihnachten Holz fällen, wo er wollte, um sich damit den Christbraten zuzubereiten.

Die mecklenburgische Lokalsage weiß, allerdings erst sehr spät und in völlig andrer Verbindung, auch von dem Baumfällen zur Weihnachtszeit zu berichten. In der Weihnachts- oder Neujahrsnacht ist ein alter Vipperower Bauer mit seinen Tagelöhnern in die Röbelschen Eichen gefahren, um dort eine Eiche zu stehlen. Sobald er sich eine ersehen hatte, hat er dreimal dagegen geschlagen; dann ist er etwa fünf Minuten lang fortgegangen, darauf zurückgekommen, und sie haben den Baum gefällt. Das ganze Jahr hat ihn keiner bei seinen Diebereien erwischen können.

Noch an einem andern später auf Weihnachten übertragenen Brauche haftet von früher Zeit an der Kalendenname, und das sind feierliche Umzüge. Auch bei ihnen kann mehrfacher Ursprung in Frage kommen: deutscher und römischer. Keltische Siedler scheiden hier wohl aus. Dafür kommen aber noch Südslaven in Betracht. Da der Brauch auch bei diesen, nicht aber auf den

weiten Strecken des zwischen Gallien und Schlesien gelegenen deutschen Gebietes erscheint, so ist römischer Ursprung von vornherein das Wahrscheinlichere.

Gallische Predigten aus dem sechsten und siebenten Jahrhundert unterrichten uns genauer über das Wesen dieser tollen Kalendenfeier. Zwei davon sind Kalendenpredigten. In der ersten von ihnen heißt es: „An diesen Tagen kleiden sich die Heiden mit Umkehr der Ordnung der Dinge in unanständige Mißgestalten. Diese elenden Menschen, und was noch schlimmer ist, einige Getaufte, nehmen falsche Gestalten und monströse Gesichter an, worüber man sich schämen, dann aber vielmehr betrüben muß. Denn welcher Vernünftige sollte es glauben, daß Menschen, die bei Besinnung sind, sich, indem sie den Hirsch spielen (cervulum facientes), in das Wesen von Tieren umwandeln wollen? Andre kleiden sich in die Felle ihres Viehes, andre setzen sich Tierhäupter auf, darüber sich freuend und ergötzend, daß sie sich so in die Gestalten wilder Tiere umgewandelt haben, daß sie nicht Menschen zu sein scheinen." „Was ist aber auch das schändlich, daß die als Männer Geborenen Frauenkleider anziehen und in der schändlichsten Verkleidung durch Mädchenanzug die männliche Kraft weibisch machen; sie, die nicht erröten, die kriegerischen Arme in Frauenkleider zu stecken; bärtige Gesichter tragen sie zur Schau und doch wollen sie für Weiber gelten." Daneben wird auch sakrilegischer Tänze gedacht. In der zweiten Predigt wird dasselbe Thema in folgender Weise behandelt: „So geschieht es, daß während die Kalenden oder andre Albernheiten des Aberglaubens stattfinden, um thörichter Lustbarkeit willen durch die Ausgelassenheit beim Trunke und den schändlichen Gesang beim Spiel die Dämonen gleichsam wie zum Opfer eingeladen werden." „Denn, was ist so verrückt, als durch schändlichen Anzug das männliche Geschlecht in weibliche Gestalt umzuwandeln? Was ist so verrückt, als das Gesicht zu verunstalten und Masken anzuziehen, vor denen selbst die Dämonen erschrecken möchten? Was so verrückt, als mit ungeziemenden Bewegungen und unzüchtigen Gesängen das Lob der Laster in schamloser Ergötzung zu besingen? Sich in wilde Tiere zu verkleiden, der Ziege oder dem Hirsch ähnlich zu werden, auf daß der Mensch, zum Ebenbilde und Gleichnis Gottes geschaffen, das Opfer der Dämonen werde?" „Wer daher einem jener unglücklichen Menschen an den Kalenden des Januars, wenn sie in ihrem

sakrilegischen Ritus mehr rasen als spielen, irgend eine Speise (humanitatem) gibt, möge wissen, daß er diese nicht Menschen, sondern Dämonen gibt. Wenn ihr daher ihrer Sünden euch nicht teilhaftig machen wollt, so gestattet es nicht, daß der Hirsch oder die Kuh, oder irgend ein Ungetüm (portentum) vor euer Haus komme."

In der dritten jener Predigten heißt es sodann: „Jene elenden Menschen, welche sich nicht scheuen und nicht erröten, Tänze und Sprünge vor der Kirche auszuführen, kehren, wenn sie als Christen zur Kirche gegangen sind, als Heiden aus derselben zurück, denn jener Gebrauch zu tanzen, ist ein Ueberbleibsel heidnischer Gewohnheit." Insbesondere werden die Christen aufgefordert, diejenigen der Ihrigen zu züchtigen, von welchen sie wahrnehmen: „daß sie noch jene höchst schmutzige Schändlichkeit mit der Hindin und dem Hirsche treiben."

Vielfach beschäftigten sich Kirchenkonzile mit diesem Kalendenbrauche. 578 verbot das Concilium Antissiodorense das Erscheinen als Hirschlarven. Ebenso schritt das Concilium Trullanum von 692 in seinem 62. Kanon gegen die Maskeraden und den Kleidertausch der Geschlechter an den Brumalien, den Kalenden des Januar und am 1. März ein. Gallikanische Beichtbücher enthalten Bußsätze für die Hirsch- und Kalbslarven.

Das Verbot, sich in den Kalenden des Januar in Tierfelle zu kleiden, findet sich in den Pönitenzialbüchern des Halitgar von Cambray, in dem Homilienkodex des heiligen Burchard von Würzburg, bei Regino von Prüm und Burchard von Worms.

In England findet sich derselbe Zug der Verkleidung in Tiergestalten gegen Anfang Januar. In den Pönitenzialbüchern des Theodor von Canterbury aus dem sechsten Jahrhundert heißt es: „Wenn jemand an den Kalenden des Januar sich in eine Hirschhaut oder Kalbshaut steckt, d. h. als wildes Tier verkleidet und sich in die Felle von Haustieren vermummt, und Tierköpfe aufsetzt, — wer sich so in Tiergestalt verwandelt, der soll drei Jahre Buße thun, weil das dämonisch ist."

Nach 400 wurde das römische Gallien so gut wie ganz christlich. Auch die eindringenden Franken konnten sich dieser Strömung nicht entziehen. Ihr König Chlodwig, der seit 486 herrschte, spielt bereits in der Kirche eine gewisse Rolle. Die Schlacht bei Tolpiacum 496, in der die Alemannen unterlagen, entschied auch über ihre Religion. Mit ihr begann ihr Uebertritt

zum Christentum. Seit 530 begannen dann die Franken, ihre Hand nach Bayern auszustrecken, aber die politische Unterwerfung schlug fehl. Erst gegen Ende des sechsten Jahrhunderts gelang es, weitere deutsche Stämme ihrer altererbten Religion abtrünnig zu machen. Seit der Ire Columban um 600 im Waskenwalde und am Bodensee zum Angriff auf den deutschen Götterglauben übergegangen war, sein Schüler Gallus 613 das Kloster St. Gallen gegründet und in Bregenz Götterbilder zertrümmert hatte, ging äußerlich die Ausrottung des germanischen Götterglaubens unter den Deutschen verhältnismäßig rasch vor sich. Vom Waskenwalde aus wandte sich Eustasius nach Bayern und Kilian nach Thüringen, von Poitiers aus Emmeram in die Gegend um Regensburg, von Worms aus drang Ruppert um 696 bis nach Salzburg vor. Um 725 wirkte Corbinian um Freisingen. Um 750 war ganz Oberdeutschland dem Namen nach christlich.

Bei den Friesen begannen die gleichen Versuche um 690, als Willibrord aus Northumberland zu ihnen kam. Er zog die Eider hinauf, zertrümmerte Götterbilder und starb 739. Der Westsachse Winfrid vollendete sein Beginnen, wurde aber 755 von den Friesen erschlagen. Die Errichtung von christlichen Heiligtümern in den weiten Ebenen des heutigen Norddeutschlands, soweit sie damals überhaupt von deutschen Stämmen besiedelt waren, fällt erst in das Ende des achten und den Anfang des neunten Jahrhunderts. Der fränkische König Karl I. zwang zahlreiche Sachsen durch Gewaltmaßregeln, sich formell zu der neuen Religion zu bekennen. Die wirkliche Verbreitung derselben machte desto langsamere Fortschritte, und noch im zehnten und elften Jahrhundert hatten nicht alle Sachsen sie wirklich angenommen.

Das Christentum bedeutete in der Form, wie es den Deutschen entgegentrat, zunächst nichts weniger als eine neue Weltanschauung. Es handelte sich vielmehr um die Einführung neuer Götternamen. Papst Gregor wies im Jahre 594 die Wanderprediger in Deutschland ausdrücklich an, die einheimischen Opferbräuche nicht zu stören, sondern sie nur vorsichtig umzudeuten. Es war dies nicht nur ein Zug kluger Politik, sondern ebenso ein Ausfluß der damaligen Weltanschauung. Man dachte gar nicht im Ernst daran, das Vorhandensein andrer Götter neben dem Christengott zu bestreiten. Man war vielmehr überzeugt, daß sie wirklich existierten.

Aber — der christliche Gott war mächtiger, galt ihnen für höher als sie. Es war ein Kampf um die Opfergaben, nicht um die Existenz von Gottheiten. Es galt, die Masse zu überzeugen, daß ihre Spenden nicht ihren geringeren Göttern, sondern dem höheren Gotte der Christen gebührten. Aber auch hierin übte man noch weitgehende Nachsicht. War einmal die Suprematie des Christengottes zugestanden, so kam es nicht weiter darauf an, ob die alten Götter unter ihm noch weiter fortlebten. Ja man hielt dies geradezu für förderlich, für ein heilsames Band zwischen Alt und Neu. In dem ganz richtigen Gefühl, daß ein Volk sich doch nicht so leicht entreißen lasse, was ihm durch Jahrhunderte heilig gegolten, gaben die Eindringlinge den deutschen Göttern andre Namen, Namen von heiligen Männern der Kirche, und ließen sie in der neuen, nur oberflächlich christlichen Hülle um so ungestörter fortleben. Die Sagen, die sich das Volk von ihnen erzählte, wurden auf diese Männer übertragen, ja selbst ihre äußeren Attribute bekamen diese.

Usener drückt diese Gedanken so aus: „Zwischen dem Felsen der Lehre Christi und dem rein heidnischen Lande liegt eine breite Fläche gemeinsamen Besitztums. Da ist zuerst der Grenzsaum mit den kindlich natürlichen Bildern des Göttlichen, die als Gemeingut des menschlichen Denkens überhaupt betrachtet werden mögen. Dann ein weiter Raum, einem Watt vergleichbar, über das einst die Flut des Heidentums sich ergoß; die Flut wurde allmählich abgedämmt durch das Christentum, aber der Boden blieb, was er gewesen: ihm entsproß die reiche christliche Dichtung von den Heiligen, von Engeln und Teufeln, von Himmel und Hölle; hier gedieh jene Fülle kirchlicher Bräuche und Heilmittel, welche für den Bildungsstand des altertümlichen und mittelalterlichen Volkes Bedürfnis waren und unter den Begriff des Aberglaubens gefaßt werden dürften, wenn sie nicht kirchliche Geltung besessen hätten und bis heute besäßen."

Das ostfränkische Taufgelöbnis, das in Speier belegt ist, also auf die römische Seite des Grenzwalls fällt, und seiner Entstehung nach wohl noch ins siebente Jahrhundert gehört, zeigt den Kampf gegen die fremden Götternamen deutlich. Forsahhistu unholdûn? wird der Täufling gefragt, und er antwortet: Ih fursahu. Das blutige Opfer, das seinen Göttern galt, muß er aufgeben, aber diese selbst werden nirgends genannt. Ihre Namen wären eine Entheiligung der Taufformel. Sie sind nicht mehr

Holde, sondern Unholde. St. German zu Speier war bereits um 630 gegründet worden, die Taufung Erwachsener fällt in der dortigen Umgegend wenig über das siebente Jahrhundert hinaus. In Oberdeutschland trat die Kirche überhaupt nicht mit übertriebenen Ansprüchen auf. Noch um 700 wurde nach der Lex Baiuvariorum in Bayern Kirchendiebstahl nicht höher gestraft als Diebstahl aus einem andern öffentlichen Gebäude wie einer Mühle.

Seit dem neunten Jahrhundert, wo die neue Religion die Oberhand zu gewinnen begann, ging sie auch zu einer neuen Kampfesweise über, welche den Deutschen tiefer den Kern des neuen Glaubens nahe brachte, aber auch weit mehr geeignet war, sie abzuschrecken, ihnen das Fremdartige der orientalischen Asketenreligion zum Bewußtsein zu bringen. Es ist bezeichnend genug, daß sie erst auftaucht, nachdem die Kirche bereits im Lande über die nötigen Machtmittel verfügte und die Fürsten unter ihrem Einfluß wußte. Da ward sie aus der freundlichen Berichtigerin plötzlich zur schroffsten Verdammerin der feindlichen Anschauung. Daraus erklärt sich zum Teil die viel größere Spärlichkeit germanischer Reste in Norddeutschland und die viel größere Umbildung des Ursprünglichen. Ein dreiviertel erzwungener Wechsel der Weltanschauung, der zum großen Teil mit Gewaltmitteln durchgeführt wurde, war dem unberührten Fortleben des Alten naturgemäß weit weniger günstig als die freundliche Ueberleitung in die neue Gedankenwelt im Süden.

Hatte man ehedem die alten Götter zu Kirchenheiligen umgetauft, so stempelte man sie jetzt direkt zu bösen Geistern und führte damit den orientalischen Dualismus in die deutsche Anschauung ein.

Die Religion der Germanen war in vorchristlicher Zeit, soweit wir das bis jetzt beurteilen können, eine monistische gewesen. Gab es auf dem weiten deutschen Sprachgebiet auch zahlreiche, namentlich lokal verschiedene Gottheiten, so wissen wir doch nichts von einer guten und bösen Gruppe unter ihnen. Wenn überhaupt von Naturgewalten auszugehen ist, so waren im sechsten Jahrhundert die Götter doch längst über die Bedeutung solcher Personifikationen hinaus zu selbständigen Persönlichkeiten erwachsen. Ahnenkult als die Grundlage der deutschen Götterwelt ist aber wahrscheinlicher. Hat aber auch in Oberdeutschland kein Wodan dem vierten Tage der Woche seinen Namen geben können, hat

der Bayer sich im Gegensatz zu dem norddeutschen Dienstag einen Erchtag geschaffen, so reichte der Kult dieser Götter immerhin über die Grenzen einzelner Stämme weit hinaus. Auch Bercht und Saxnot sind bei der Tagverteilung leer ausgegangen. Wo die nordische Götterdichtung dualistische Züge aufweist, ist sicher christlicher Einfluß anzunehmen. Erst mit dem Christentum trat der Dualismus wirklich an die deutschen Stämme heran. Hatte man diesen Zug der neuen Religion bei der Bekehrung des deutschen Südens zurücktreten lassen, so kehrte man ihn den Bewohnern des Nordens gegenüber um so schroffer hervor. Der christliche Gott war der gute Gott schlechthin. Die deutschen Götter aber gehörten für den Christen des neunten bis siebzehnten Jahrhunderts zu dem Reiche des bösen Gottes Teufel, des Feindes des guten Gottes. Ihre Verehrung war Teufelskultus. Das sächsische Taufgelöbnis aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts gibt dieser Anschauung treffend Ausdruck. „Forsachistû diobole?“ wird der Täufling gefragt, und er antwortet: „Ec forsacho diabole.“ Aber damit ist der Sache noch nicht genug. Er muß ferner bekennen: „Ec forsacho allum dioboles unercum and unordum, Thuner ende Unôden eude Saxnôte ende allum thêm unholdum thê hira genôtas sint.“ Der lang andauernde Widerstand der Sachsen gegen die Fremdreligion trotz der Gründung der Bistümer Minden, Osnabrück, Halberstadt, Verden, Bremen, Paderborn, Münster und Hildesheim ist ein Beweis für die Erbitterung, welche diese verächtliche Behandlung der heimischen Götter schuf. Nach und nach gelang es durch unausgesetzte Beeinflussung wirklich, dem Volksbewußtsein diese neue Anschauung über seine alten Götter aufzuzwingen. Aber selbst, als dieser Prozeß sich vollzogen hatte, hatte man damit jene noch nicht um ihre Opfer gebracht. Die Menge brachte ihnen weiter ihre Spenden dar. War dies doch der einzige Weg, sie sich freundlich zu stimmen und etwaigen Schaden durch sie abzuwenden.

Neben diese Bekämpfung der persönlichen einheimischen Gottheiten trat nun der Kampf der fremden Priester gegen die alten sittlichen Ideale des Volkes, welche naturgemäß in den Gestalten der Götter, in ihren Handlungen und ihrem Charakter eine gewisse Verkörperung fanden. Thatenfrohes Kämpentum, Herrscherlust und Lebensfreude mußten den christlichen Tugenden der Entsagung und der Demut weichen. Allerdings hat es das Christentum nicht vermocht, die Natur zu unterdrücken und an

Stelle des angeborenen Triebes zur Selbstbethätigung und Selbstbehauptung dem Menschen andre Motive einzupflanzen, aber durch die gesamte Litteratur der folgenden sieben Jahrhunderte geht wie ein düsterer Schatten der Gedanke, daß alle Freude dieser schönen Erde doch zuletzt eitel sei, daß das wahre Interesse des Menschen durch Bußübungen weit mehr gefördert werde als durch tüchtige schaffensfrohe Arbeit, und daß der jedem Lebewesen eingeborene Trieb nach Lust und Befriedigung der durstenden Sinne ein Abfall von der wahren sittlichen Reinheit des bedürfnislosen Asketen sei. Damit dringt der Schuldbegriff, das Schuldbewußtsein ins Volk und beginnt dessen sicheres Selbstbewußtsein und seine Eigenwürde anzufressen.

Der Kampf des Christentums gegen das Deutschtum auf dessen heimischem Boden wird zu niedrig gefaßt, wenn man ihn nur als Kampf gegen die Phantasiegestalten deutscher Religion nimmt. Er war ebenso sehr, ja noch mehr ein Kampf gegen die durch Klima und Boden festbestimmte Einteilung des Jahres durch wirtschaftliche Verhältnisse, gegen die zweckmäßige Verteilung von Arbeitszeit und Festzeit, gegen die Ausnutzung wirtschaftlichen Ueberflusses durch häufige Festmahle und die Verdeckung des Mangels zu andern Zeiten durch fleißige Arbeit bei mäßiger Nahrung. Daraus allein erklärt sich der zähe Widerstand, den die gesamte deutsche Bauernschaft im Norden bis ins sechzehnte und im Süden bis ins siebzehnte Jahrhundert den neuen Festen des Christentums, darunter vor allem dem wirtschaftlich musterhaft unpraktisch gelegenen Weihnachtsfest geleistet hat. Die Kirche war sich dieses Umstandes wohl bewußt. Nicht ohne Grund erhob auch sie die Zeit vor ihrem Jesusgeburtsfest, ganzen anderthalben Monat, zur Festzeit, bildete einen ganz neuen Festcyklus, der mit einiger Gewaltsamkeit auch eine kirchliche Bedeutung erhielt — als Vorbereitungszeit auf das Jesusgeburtsfest, als die sogenannte Adventszeit. Gallische und spanische Kirchenversammlungen gedenken dieser Kompromißfeier naturgemäß zuerst, bereits in der Frühzeit des sechsten Jahrhunderts. Um die ganze Zwischenzeit von dem germanischen Jahresanfang bis zum Weihnachtsfeste auszufüllen, mußte sie auf etwa sechs Wochen bemessen werden. Nach Rom führte die neue Einrichtung erst der größte Kompromißpapst, Gregor I. (590—604), ein. Um dem Germanenvolke, dessen Zukunftsbedeutung er wohl ahnen mochte, seinen alten Jahresanfang zu verdecken, drang er ihn als kirchlichen Brauch auch

seinen Römern auf, für die er keinerlei Sinn hatte. Mit dem über sechs Tage hinschwankenden Beginn der Adventszeit war es den Deutschen aber noch nicht genug. Martinstag, Andreastag und Nikolaustag wurden trotzdem weiter gefeiert, und die Kirche mußte ihnen, wenigstens für die ersten Jahrhunderte, wohl oder übel ebenfalls ihren Segen geben. Noch immer begann jedoch das Kirchenjahr zu Ostern, erst am Anfang des neunten Jahrhunderts wurde es auf Weihnachten verlegt, bis der erste Adventsonntag dann wieder Weihnachten ablöste.

Die kirchliche Festlegung und Ausbildung der sogenannten Adventszeit scheint ein reines Zugeständnis an die schon getauften deutschen Stämme gewesen zu sein. Ebenso freilich eine Maßregel gegen ihre volkstümliche Winteranfangsfestfeier, die für sie zugleich Religionsübung gewesen war und noch war. So hatte die christliche Religion thatsächlich mit diesem Zugeständnis wieder einen guten Schritt Boden gewonnen. Trotzdem begann sie noch nicht sofort, die Feier des Jesusgeburtsfestes, die im sechsten Jahrhundert in Italien weit verbreitet war, nachdrücklich nach Deutschland einzuführen.

In der Predigt vom Aberglauben, welche sich im Leben des heiligen Eligius findet, und die entweder in die erste Hälfte des sechsten oder des siebenten Jahrhunderts fällt, ist vom Aberglauben am ersten Januar, am Johannistage und andern Festen der Heiligen die Rede. Weihnachten, Ostern, Pfingsten sind nicht erwähnt. Auch das achte Jahrhundert weiß noch nichts von einem gallischen oder deutschen Jesusgeburtsfest. Erst die Synode von Mainz im Jahre 813 ordnete die Weihnachtsfeier in Deutschland an. Das Fest sollte vier Tage lang gefeiert werden. Die Priesterschaft nahm sich der Sache auch sehr eifrig an, und im neunten und zehnten Jahrhundert dehnte sich seine kirchliche Feier, indem sie die ältere Kalendenfeier einbezog, auf acht Tage aus. Ende des elften Jahrhunderts schränkte es daher eine Kirchenversammlung zu Konstanz auf drei Tage ein.

Der Frankenkönig Karl I., der so viel Thatkraft daran wandte, die Köpfe der vornehmen Sachsen mit Taufwasser zu befeuchten, nannte tendenziös den Dezember Heilagmanôth, wegen des kirchlichen Festtages, der auf ihn fiel. Viel Glück hat dieser kirchliche Name freilich nicht gehabt. Gegenüber dem deutschen „Wolfsmonat", der dem deutschen Bauer durch das Gebrüll in seinen Ställen oft genug nächtlicherweile deutlich ins Gedächtnis zurück-

gerufen werden mochte, hat er sich nicht behaupten können. Glücklicher war eine andre deutsche Bildung, welche fast zweihundert Jahre später das Licht der Welt erblickte, die Bildung: Weihnachten.

Weihnachten ist kein altgermanisches Wort. Nicht einmal alle Westgermanen kennen es, sondern nur deren südöstliche Gruppe, die Deutschen. Aber auch diese noch nicht bis zum Jahre 1000. In althochdeutschen Glossen findet es sich noch nicht. Erst mittelhochdeutsch kommt es vor. Es setzt sich zusammen aus wich, heilig, und naht, Nacht. Während fast alle andern europäischen Völker römische Bezeichnungen für dieses Fest angenommen haben, hat nur der deutsche Stamm sich einen deutschen Namen gebildet und bewahrt. Es ist offenbar die einfache freie Uebersetzung von nox sanctissima. Selbst dem zweiten Bestandteil liegt schwerlich die germanische Anschauung zu Grunde, welche nach Nächten, statt nach Tagen rechnete.

Es ist durchaus keine leichte Aufgabe, ein volkstümliches Fest zu schaffen. Feste entstehen nicht aus dem Blauen, durch Verordnungen. Das einfache Gebot von Kirchenversammlungen, das Jesusgeburtsfest zu feiern, schuf noch kein Fest, nicht einmal ein kirchliches. Wenn die Feier gar volkstümlich werden sollte, so war es unbedingt notwendig, an Bestehendes anzuknüpfen. Allerdings war mit der Zeit, wo der römische Jahresanfang populärer wurde, mancher ehemalige Winteranfangsbrauch nach ihm übergesiedelt, und dieser Vorgang dauerte noch immer fort; aber mit den großen Winteranfangsfeiern konnte der neue Festtag noch nicht konkurrieren. Wenn die Kirche von näher gelegenen deutschen Festen Züge auf ihr Jesusgeburtsfest herübernehmen wollte, so war sie in der Hauptsache auf die Feste angewiesen, welche das Herkommen am Martinstag und Nikolaustag feierte. Und sie hat diese zur Verfestlichung des Jesusgeburtstages auch weidlich benutzt.

Christliches Jesusgeburtsfest und römische Januarkalendenfeier haben beide wesentliche Beiträge für die deutsche Weihnachtsfeier des ausgehenden Mittelalters und der späteren Zeit geliefert. Sie allein aber machen das Wesentliche nicht aus. Die volkstümliche Weihnachtsfeier Deutschlands stammt vielmehr in der Hauptsache von den zwei großen Festen des deutschen Herbstes, welche, in den wirtschaftlichen Verhältnissen wurzelnd, weit hinauf reichen in vorgeschichtliche Zeit. Aus den Jahrhunderten vor

Einführung des Christentums nach Deutschland haben wir freilich keine genaue Schilderung derselben. Es bleibt daher nichts übrig, als aus ihrer späteren Geschichte ihren ursprünglichen Inhalt wieder zu rekonstruieren. Dabei ist vor allem ein Punkt von entscheidender Wichtigkeit. Es läßt sich nachweisen, daß die christliche Religion ein Jahrtausend hindurch alles gethan hat, diese Feste zu entfesten. Je näher wir der Gegenwart kommen, desto mehr verlieren sie denn auch an Glanz, und eben sind sie im Begriffe, völlig vom Weihnachtsfeste aufgesogen zu werden. Es gibt keinen einzigen außerhalb der wirtschaftlichen Verhältnisse und des volkstümlichen Herkommens gelegenen Faktor, der dazu thäte, auf die beiden großen Winteranfangsfesttage irgend welchen fremden Brauch zu häufen. Was sich also an Brauch an ihnen findet, darf als ihr altererbtes Eigen gelten. Umgekehrt wäre jeder Brauch, den das Weihnachtsfest später ebenso kennt, von vornherein als von ihnen erborgt anzusehen, auch wenn sich die Entlehnung nicht in jedem einzelnen Falle nachweisen ließe. Zum Ueberfluß ist jedoch auch dies möglich. Mit ihrem charakteristischen Inhalt, ihren charakteristischen Namen und Formen sind die Herbstfestbräuche nach dem christlichen Jesusgeburtsfest gewandert und haben es zum deutschen Weihnachtsfest umgeschaffen.

Die festländischen Westgermanen, vielleicht mit Ausnahme der Friesen, rechneten den Beginn der Winterjahreszeit vom 11. November an. In allen Gebieten der deutschen Zunge ist dieser der wichtigste Termintag. Jeclichen hof und vourt unde sunderlich hus verzendet man mit eyme hune ze sente Mertinstage. Ebenso hatte das Fürstentum Waldeck zu Martini Gesindewechsel. Auch im Lechrain bezog man noch 1855 auf Martini gern Zeitrechnungen und ging zur Kirche wie an einem Feiertage. „Um Martini" wandern in Schwaben die Knechte und Mägde, da zahlt man Zinsen, da werden die Stadtrechnungen abgehalten. Martinstag als Wintersanfang bezeichnet der Spruch: „Sankt Martin kommt auf einem Schimmel geritten." Er wird gebraucht, wenn es Martini schneit. In Baden heißt der wilde Jäger Junker Marten, der anderwärts, namentlich in Mecklenburg, Wode oder ähnlich heißt und auch als „Schimmelreiter" vorkommt. Den Nachsommer erklärt der Lechrain durch das Wort: „Sankt Martin muß noch ein Heu für sein Rößl finden." Martinstag ist offenbar der erste alte Roßschlachttag, an dem man namentlich im alten Sachsen sich ein Gütchen in Pferde-

fleisch that, auch nachdem Karl I. es nachdrücklich verboten hatte. Auch in Tirol ist er Lostag für den Winter:

St. Martinstag trüb
Macht den Winter lind und lieb,
Ist er aber hell mit Sonnenschein,
So wird auch streng der Winter sein.

und an ihm ziehen die „Kasermannlen" von der Alm, wo sie nichts mehr zu thun haben, mit Lärm ab. Noch Tiroler Weistümer aus dem fünfzehnten Jahrhundert begannen den Sommer mitte merzen (wohl am 12. dieses Monats) und schlossen ihn an sant Martinstag (11. November). Noch 1630 versteht man in Burgeis unter Sommer die Zeit von Georgi bis Martini (23. April bis 11. November). Auf der Weide, welche die Gemeinden Mals und Burgeis in Tirol zusammennutzen, wird von st. Martanstag bis auf mitten meien nicht geweidet.

Seit die Bauern der einzelnen Dorfschaften in Mecklenburg Kommunewirtschaft hatten, stellten sie auch auf gemeinsame Kosten ihre Ochsen-, Kuh-, Schaf- und Schweinehirten an, die dann unter sich einen sogenannten Hirtenstand bildeten und in besonderen Häusern (Heirdkaten = Hirtenkaten) wohnten. Von Anfang des Sommers, gewöhnlich gegen Ende April bis Ende Oktober, dauerte die Hütezeit. In Niederbayern, der Oberpfalz und Oesterreich wurden die Kühe am Martiniabend (10. November) zum letztenmal ausgetrieben. In Tirol schwankt der Schluß der Viehweide von Anfang Oktober bis Andreastag. An Martini, wo die Weidezeit des Viehes schließt, gibt in Böhmen mehrfach der Viehhirt seiner Gemeinde ein Abendbrot. Mit diesem Tage tritt er von seinem Amt zurück und auch sonst wechselt an ihm das Viehgesinde. Wenn z. B. im Havellande ehedem an Martini das Erntefest gefeiert wurde, so weist das noch in eine Zeit zurück, wo die Viehzucht mindestens den Hauptnahrungsgewinn darstellte.

Der Martinstag ist der alte erste Schmaustag des Winteranfangs. Das Volk nennt ihn „Speckmärten". Gänse und Hühner werden an ihm verspeist. Die deutsche Martinsgans und das englische Martilmasbeef sind noch die Zeugen des Brauches. Wenn die Angelsachsen den November blotmonadh und die Schweden ihn blotmånad nennen, so kennzeichnet dies ihn als die große Schlachtzeit.

Auf dem Martinsfest lag ein mächtiges Gelage. Am 13. des Wintermonats 1557 brannte in Augsburg ein Haus ab; „solches hatten die Knappen, da sie schwermeten und Martinsnacht hielten, verwahrlost". Noch 1593 konnte Jod. Lorichius sagen: „An etlichen Feyrabenden zunacht als St. Gallen, St. Martin, der H. Dreykönig vnd andern, freydige Gastungen anstellen, ist ein ärgerlicher Myßbrauch, dieweil die bereitung zum morndigen Gottesdienst dardurch verhindert wirdt. Da man aber je ein erbare christliche freudt haben wil, mags am Tag nach verrichtem Gottsdienst und nicht davor beschehen." In Frauenzell in Schwaben fand am Martinstag ein gemeinsamer Trunk statt; die Regierung gestattete ihn auch „in Anhoffung hinfüro süeßer Ruhe und Einigkeit", 1791 wurde diese Erlaubnis jedoch aufgehoben.

Die Wichtigkeit, welche die Viehzucht für die noch verhältnismäßig wenig ackerbautreibenden Deutschen des fünften und der folgenden Jahrhunderte hatte, mußte notwendig dazu führen, daß man das weidende Vieh dem Schutze einer besonderen Gottheit unterstellte. Dies war zugleich die Gottheit des großen Winteranfangsfestes, das man feierte, nachdem die reduzierte Herde in den Stall zurückgebracht worden war, um darin zu überwintern. Wer dieser Gott der Viehweide war, wissen wir nicht sicher, wahrscheinlich Wodan. Seinem Schutze stellte der deutsche Bauer sein Pferd, Rind und Schwein anheim, und der Glaube an die magische Wirkung des feierlich unter gewissen Bedingungen gesprochenen Wortes schuf eigene Viehweidesegen. Eine kurze epische Einkleidung über einen konkreten Fall, in dem der Gott diese Hilfe geleistet, begann sie, dann folgte die Formel selbst. Er sollte der Tiere walten, daß sie weder Wolf noch Wölfin zu Schaden bringen möge, sie sich nicht auf Wald, Wege oder Haide verlaufen und er am Abend allgesund heimbringe. Der Gott besorgte die Weide nicht selbst, sondern hatte einen besonderen Hirten dazu, den man ebenfalls mit anrief. Als das bayrische Sprachgebiet im achten Jahrhundert verchristlicht wurde, übersetzte Priesterklugheit auch diese Sprüche ins Christliche, indem sie für den Gott „Christ" und für seinen Hirten den heiligen Martin einsetzte. Dadurch kamen freilich die Stabreime in Unordnung, die epische Einleitung mußte ebenfalls umgebildet werden und so zerfiel das Versgefüge und gestattete fremden Elementen, einzudringen.

Durch das ganze Mittelalter hindurch bleibt Martin der Patron des Weideviehes, und sein Fest das große Schlachtfest des Winteranfangs. Er wird der Träger einer uralten Anschauung von der Zauberkraft eines grünen, blühenden Zweiges.

Es ist ein indogermanischer Glaube, daß die Berührung eines Tieres mit einer Rute unter gewissen Feierlichkeiten aus ihm alle Krankheit vertreibt und es fruchtbar macht. Er ist uns aus Indien belegt. Um reine Opfermilch von frischmilchenden Kühen zu erhalten, schneidet nach dem Yajurveda und seinen Kommentaren der Priester beim Neumond einen nach Osten oder Norden gewachsenen Zweig und entblättert ihn bis auf die Spitze. Dabei spricht er:

„Zur Kraft dich,
Zum Saft dich."

Dann treibt er die Kälber mit dem Zweige von ihren Müttern fort und allein zur Weide, berührt auch die Kühe mit ihm und spricht einen Segen über sie: sie möchten dem Indra sein Teil an Opfermilch mehren, kälberreich, krankheitslos, seuchelos, keinem Räuber oder Bösen zur Beute werden, dauernd und zahlreich bei ihrem Herrn verweilen. Dann wird der Zweig mit den Worten: „Schütze des Opfernden Rinder" an erhöhter Stätte mit der Krone aufrecht nach oben und ostwärts gerichtet vor dem Opferfeuer oder Hausfeuer aufgestellt. Je buschiger, blätterreicher der Zweig oben ist, desto rinderreicher wird der Hausherr; ist er an der Spitze trocken, so wird er rinderlos. Auf die weidenden Tiere übt der Zweig schützende Wirkung aus.

Diesen Zweig erhält der christliche Heilige Martin von seinem deutschen Vorgänger, und er gibt ihn bis ins neunzehnte Jahrhundert nicht wieder her.

Kimt der hali sanct Mirte
Mit seiner Girte

singt der niederbayrische Hirtenspruch zu Etzendorf. Die Gerte ist kein Schlaginstrument, sondern ein Fruchtzweig. An ihm hängen Kranewitbeeren und er hat zahlreiche Zweige; er ist also ein förmliches Bäumchen. Er wird aufgerichtet wie der indische Zweig. Der bayrische Brauch läßt ihn hinter der Kuhraufe oder hinter der Stallthür aufstellen. Der niederösterreichische Bauer steckte das Bäumchen in der Stube hoch an die Wand dicht unter das Dach.

Einer Gerte in unserm Sinne sah das Martinsbäumchen ganz und gar nicht ähnlich. Da man die Anzahl der Beeren und Zweige zum Wunsche verwendete und dem Bauer so viele Rinder und Fuder Heu wünschte, als ihre Zahl betrug, so zog man offenbar Wachholderbäumchen mit recht zahlreichen Zweigen und Beeren den andern vor. Im neunzehnten Jahrhundert verwandte man dafür in Bayern ein eigentümliches Surrogat. Von einem Birkenast streifte man die Zweige und Blätter bis an den Wipfel ab. Dort ließ man einen Busch stehen. Die stehen gebliebenen Zweige verband eine „felberne Wid" mit Eichenlaub und Wachholderzweigen zu einem Busch. In der Gegend von Landau ging noch um 1850 der Rinderhirt zu Martini damit herum in die Häuser der Bauern und überreichte je einen solchen Ast, reichen Bauern auch zwei. In Etzendorf war dazu der angeführte Spruch üblich. Der Hirt galt hier als Stellvertreter des Schutzheiligen.

Am Ende der Sommerweidezeit, zum großen Viehschlachttag, kommt der Hirt der Markgenossenschaft, um sich den Lohn für die Besorgung der Viehweide von jedem einzelnen Hof zu holen. Als Gegengabe bringt er einen Segenszweig mit für das Vieh, das seiner Obhut entzogen ist, ebenso aber für Menschen und Bäume. In feierlichem Aufzug beschenkt er oder sein Begleiter die Kinder des Hauses und gibt ihnen Segenszweige, die im Hause aufgerichtet werden. Dabei erhält er die Naturalleistungen, die ihm für seine Sommerarbeit zukommen. Dabei — die Volksanschauung, die sich gern an Formen hängt, statt an Sachen, sagt bald genug „dafür". So treten Geschenk und Segenszweig in Wechselbeziehung. Die wirtschaftlich verschiedenen Verhältnisse der Jahrhunderte modeln diesen Brauch mannigfaltig um, spalten ihn einmal, zweimal. Geistige Einflüsse treten hinzu. Jedes wirkliche Bedürfnis der Zeit, das zu ihm in Beziehung steht, hinterläßt seine Spur in ihm. Daher ist das Fortleben der Martiniumzüge ein sehr vielgestaltiges, mindestens ist es vierfacher Art. Einmal erhielten sie sich als Umzüge Erwachsener noch mit enger Beziehung auf das Ende der Viehweide und mit Beibehaltung des Martinsbäumchens und der Beschenkung der Kinder durch eine aufgeputzte Gestalt. Sodann löste sich die Beschenkung von den Umzügen los und diese verschwanden völlig. Ein dritter, ebenfalls vorkommender Fall ist es, daß die Umzüge von den Erwachsenen auf die Kinder übergehen und diese dabei

ebenfalls beschenkt werden. Endlich bemächtigt sich seit dem sechzehnten Jahrhundert die Schule der Umzüge und wandelt sie in Herumziehen und Absingen kirchlicher Lieder um, für das man ebenfalls ein Geschenk erhält.

In einigen Gegenden Schlesiens wurde Merten auf einem Schimmel reitend dargestellt. Er verteilte Aepfel, Nüsse und Gebäck in Hornform. In Heilbronn vermummten sich später nur noch Knaben als Pelzmärte und machten ein Getös mit Schellen. Auch der letzte Rest einer Vermummung schwand, und so gingen im Hannöverschen in Otternhagen, Amts Neustadt a. R., und anderwärts noch 1848 am Martinstage die Kinder umher und sammelten Aepfel und Nüsse, singend:

Marten Marten hêren
äppel und nött mügen wi gêren u. s. w.

In Mecklenburg gingen diese volkstümlichen Martinsumzüge wahrscheinlich im sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert selbständig in Singschülerumzüge über, genau wie die Nikolausumzüge im Süden und die auf Weihnachten übertragenen Martins- und Nikolausumzüge im Süden und Norden. In Grabow in Mecklenburg war das Singen der Kurrentschüler am Martinstage ehedem üblich. Sie trugen alle gleiche Chorröcke. Der Kantor suchte sechzehn bis zwanzig der besten Singer unter den Rektorschülern heraus und zog mit ihnen an Martini vor den Häusern herum, sie sangen kirchliche Lieder und gingen dann in das Haus sammeln. Sie erhielten meist Geld, bei den Bäckern jedoch Kringel, anderwärts etwas Warmes zu trinken. Das Geld teilte der Kantor unter die Schüler.

Mit der systematischen Beseitigung der Heiligengestalten aus dem Volksbrauch durch den Protestantismus des sechzehnten Jahrhunderts wurde aus dem alten Umzugsbrauche die Martinsbescherung, die Vlämisch-Belgien, Westfalen, die Rheinprovinz, Thüringen, das ehedem Ansbachsche, Oesterreich-Schlesien, die Altmark und andre Gegenden kennen.

Im alten Augsburg war der Martinstag das große Schenkfest. Namentlich die Zünfte beschenkten sich fleißig. Die Weberzunft schenkte dann am Unschuldigen Kindleinstag dem ersten Deputierten reichliche Gaben, desgleichen die andern Zünfte ihrem Vorgesetzten.

Der zweite große Schlacht-, Schmaus- und Kinderfesttag des deutschen Winteranfangs ist der Nikolaustag des 6. Dezember. An ihm fällt auch der alte Eber, welcher den November über noch zur Zucht gedient hat, dem Beile anheim. Er ist die Hauptperson bei dem Feste. Alles andre muß ihm dienen. Macht es der bayrische Viehweidesegen, der den heiligen Martin zum Viehhirten macht und damit offenbar einen deutschen Gott verdrängt, zweifellos, daß sich das wirtschaftliche Fest seines Tages schon damals zum Kultusakt erhoben hatte, so ist dies beim Nikolaustage nicht ganz so sicher. Wie leicht konnten christliche Priester das Umführen des „Bären" für eine deutsche Religionsübung, für den ersten Schritt zu ihrem „Opfer" halten, während es sich nur um ein wirtschaftliches Fest handelte, und den „Bären"führer mit dem Namen eines Heiligen belegen, während er gar nicht darauf Anspruch erhob, einen Gott darzustellen! Vielleicht ist der Eberhüter identisch mit dem treuen Eckart, der in der Thüringer Weihnachtssage des siebzehnten Jahrhunderts als wunderbarer Beschenker der Kinder erscheint, und dieser wieder mit Rupprecht, dem späteren Knechte des Heiligen Christ. Aber wie dem auch sei, schon frühe waren in dieser Zeit Anfang Dezember unter den deutschen Bauern feierliche Umzüge üblich, in denen „Nikolaus" eine große Rolle spielte. In Burgeis und Tirol bildeten noch 1892 den Niklasgang Niklas, sein Knabe und der Bär. Diesen führte Niklas an der Kette, und er muß unter Umständen prügeln. Im sächsischen Muldenhochland ging noch gegen 1880 ein in Stroh vermummter Bursche zu Weihnachten als Bär um. Der Brauch kam gelegentlich früher auch zu Fastnachten vor und hieß das Bärtreiben. Ein in Stroh vermummter Bursche wurde von einem andern an der Kette herumgeführt. Rechts und links ging je ein handfester Bursche. Die Kinder fürchteten sich vor dem Bär. Unartige Kinder wurden damit geschreckt, daß man ihnen drohte, den Bär zu holen. Aus dieser Quelle stammt auch die Redensart, „jemand einen Bären aufbinden". Derselbe Brauch kehrt in Norddeutschland wieder. In Hohennauen bei Rathenow, am Elm zu Klein-Scheppenstädt und Cremlingen erscheint mit dem Nikolaus der ebenfalls in Erbsstroh gewickelte bär (Bär), der an langer Kette geleitet wird. Als Kinderschrecken kennen den Bär oder Hakisch in Norddeutschland zahlreiche Orte.

Was etwa vom Martinstag auf den Nikolaustag übertragen

sein könnte, soll hier nicht im einzelnen untersucht werden. Jedenfalls aber ist, von der Eberumführung abgesehen, die Aehnlichkeit zwischen den Bräuchen beider Festtage ganz außerordentlich groß, namentlich in alter Zeit. Wie am Martinstage, waren zu Nikolai Umzüge üblich, bei denen eine verkleidete Gestalt mit einem natürlichen oder künstlichen Bäumchen eine Rolle spielte, die Menschen durch Berührung damit segnete und dafür Geschenke erhielt. Wie am Martinstage stand die Kinderfreude im Vordergrund des Festes. Wie an ihm erhielten die Kleinen von der vermummten Gestalt auch Gaben, und wie am Martinstage entwickelte sich daraus eine Bescherung. Martinsbäumchen und Martinsbescherung fanden im Nikolausbäumchen und der Nikolausbescherung ihr vollständiges Gegenbild. Der ganze Westen und Süden der deutschen Zunge kennt den Nikolaustag als eigentliches Kinderfest noch heute. Im flachen deutschen Norden hat ihn der Protestantismus ausgerottet. Aber im Westen und Süden hat das Weihnachtsfest erst seit der Ausbreitung des auf protestantischem Boden entwickelten Christbaumes dem Nikolaustag Boden abgewonnen. Sein Reich reicht von den Niederlanden und Belgien, Ostfrankreich, der Rheinprovinz, Luxemburg, Lothringen und Elsaß durch die französische wie die deutsche Schweiz, bis nach Tirol und Salzburg, Baden, Württemberg und Bayern eingeschlossen. Hessen und Thüringen sind die Grenzgebiete, jenseits derer nach Norden und Nordosten hin der Nikolaustag verschwindet.

Wo Nikolaus seit dem siebzehnten Jahrhundert in Aufzügen als Kinderbeschenker erscheint, da hat er fast immer einen Zweig bei sich, diesen behält er nicht, sondern verschenkt ihn mit, und zwar „nicht allein nit den Jungen und Kindern, sondern auch den Gewachsenen und zwar allerhand Standspersonen". Weiter hinauf reichen unsre ausführlichen Nachrichten nicht, aber wir wissen aus dem sechzehnten Jahrhundert, daß auch dort, wo Martin und Nikolaus bereits als Kinderbeschenker abgesetzt waren, noch fortgesetzt die Rute ein fast niemals fehlendes Stück der Beschenkung ist. Das Kapitel „Weihnachtsbescherung" liefert zahlreiche Belege dafür. Noch im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, nachdem die Rute des Nikolaus schon drei Jahrhunderte lang in ganzen Landstrichen als Züchtigungsmittel der Kinder verstanden worden war, erscheint in der Schweiz Nikolaus mit einem ganzen ausgeschmückten Bäumchen.

Die mittelalterliche Kirche entledigt sich dieser volksmäßigen Religionsübung, indem sie sie in eine kirchliche verwandelt, wenigstens stellenweise. Aus dem deutschen Kinderfest macht sie ein christliches, das Fest des Kinderbischofs. In Hamburg war dasselbe im dreizehnten Jahrhundert ganz eingebürgert, als man von einer volksmäßigen Weihnachtsfeier noch nichts wußte. Auf Nikolai fiel die Wahl des Kinderbischofs, welche die Einleitung zu einer Zeit der Kinderherrschaft bildete. Der Kinderbischof blieb bis zum 25. Dezember in dieser Würde, in der Kirche selbst alle die kirchlichen Gebräuche nachahmend. Er hatte einen Kinderklerus, eine ganze Hierarchie von niederen Priestern unter sich. Der prophetische Esel des Bileam aus der alten jüdischen Heldensage spielte bei diesen von Kindern ausgeführten geistlichen Funktionen als Verkünder des Sterns der drei Könige eine große Rolle. Er wurde feierlich zum Altar geleitet und da mit einem Liede begrüßt. In Hamburg durfte sich die Schuljugend schon am Andreastage (30. November) einen Kinderabt wählen, welcher im Prälatenschmuck ihren Prozessionen voranging und in den Kirchen und bei sonstigen Feierlichkeiten alle Vorzüge genoß. Am Nikolaustage (6. Dezember) mußte er jedoch seine Würde niederlegen, um dem Kinderbischofe zu weichen, welcher bis zum Tage der Unschuldigen Kinder im Amte blieb. 1305 ordnete eine Vereinbarung zwischen Rat und Domkapitel das Wahlverfahren dahin, daß das Recht der Wahl den Kinderdomherrn (Scholares Canonici), d. h. einer Reihe von Domschülern zustehen sollte; bei Wahlstreitigkeiten präsentierte das Kapitel einen Kandidaten, der dann gewählt werden mußte. Der erwählte Kinderbischof zog sofort im bischöflichen Ornate in den Dom, wo er auf dem Altar einen Ehrenplatz einnahm und dem Gottesdienste beiwohnte, nachher auch selbst eine geistliche Rede hielt. Darauf folgte der feierliche Umzug durch die Stadt, voran der Kinderbischof zu Pferde und hinterdrein die übrige Jugend, teils in priesterlicher, teils in anderweitiger Maskentracht, und ein Festschmaus beschloß den Freudentag. Dies wiederholte sich jeden Sonn- und Festtag bis zum 28. Dezember. Es war ein echtes mittelalterliches Kinderfest. Ebenso fand die Wahl des Kinderbischofs in Mainz an Nikolai statt und wurde erst 1779 abgeschafft. In Regensburg wählten die Kinder später erst am Unschuldigen Kindertag ihren Bischof und führten ihn mit Pomp in der Stadt umher und der Benediktbeurer Ludus scenicus de Nativitate Domini

aus dem dreizehnten Jahrhundert kennt den Knabenbischof ebenfalls.

Im Süden und Südwesten stand dagegen naturgemäß die Gestalt des heiligen Nikolaus im Mittelpunkte des volkstümlichen Festes. In Straßburg sangen 1404 die Scholaren einen Hymnus auf den heiligen Nikolaus, der ihn deutlich als Vorbild der Jugend zeigt. „Als Knabe schon weihte er sich der Tugend, glänzte in Wissen mit zunehmendem Alter, suchte nicht lose Knabenstreiche, sondern behielt das Wort Gottes in lebendigem Gedächtnis." Von hier bis zum Beschenker fleißiger Kinder ist nur noch ein Schritt. Und diese volksmäßige Gestalt steht natürlich auch im Hintergrunde.

Selbstverständlich gelang die Ersetzung der wirklich volkstümlichen Religionsübung des zweiten Winteranfangsfestes durch eine kirchliche Zeremonie nur hie und da. Zum Teil bestand trotz ihr die volksmäßige Feier noch fort, zum Teil ging sie auch ganz in ihr auf. Wo letzteres geschah, hatte die Kirche leichtes Spiel. Nachdem die neue kirchliche Feier eine Zeit als Ersatz der volkstümlichen bestanden hatte, schaffte man sie durch einfache kirchliche Verordnung ab und hatte so das Volksfest wirklich ausgerottet.

Aber dieser Schachzug glückte der Kirche doch nur stellenweise, und namentlich im Norden, wo man gleich bei der Einführung der neuen Religion dem heimischen Gottesdienst thatkräftiger zu Leibe gegangen war.

Noch im sechzehnten Jahrhundert gab es in Schwaben kirchliche Nikolausumzüge, bei deren Nachahmung einst einem Hanns Jacob Gremlich von Hasenweiler beinahe ein Unglück geschehen wäre. Unser Gewährsmann, der von den offiziellen Umzügen nichts weiß, sieht in einer gehörten Predigt den Anlaß dazu. Noch vor dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts verschwand auch in Schwaben stellenweise der Umzug und an seine Stelle trat die bloße Nikolausbescherung. Aber auch gegen sie entbrannte der kirchliche Kampf. Schon 1608 eiferte ein Laubaner Prediger gegen dieselbe. Auch er leitet den Brauch irrtümlich aus der kirchlichen Legende ab, die dieser Brauch erst geschaffen hat. Sie erzählt nämlich, daß Nikolaus Geld für drei arme Schwestern gab, damit sie sich verheiraten könnten. „Dannenher der Brauch kömpt, daß etliche Eltern den Kindern etwas aufs Bette legen vnnd sagen: St. Niklaus hat es beschereт, welches ein böser Brauch ist, weil dadurch die Kinder zum Heiligen ge-

wisen werden, da wir doch wissen, daß nicht St. Niklaus, sondern das heilige Christkindlein vns alles Gutes an Leib und der Seelen bescheeret, welchs wir auch allein darumb anrufen sollen."

Ein andrer protestantischer Theolog, ziemlich ein Zeitgenosse des Prätorius, eifert in demselben Sinne gegen die in Süddeutschland nach der Schweiz und Frankreich hin üblichen Bescherungen am Nikolaustage als Gaben dieses Heiligen. Man solle den Kindern lieber sagen, das liebe Christkindlein schickte solche Gaben voran: wenn sie fromm sein würden, so sollten bessere auf den Christtag hernach folgen.

Wenig später (1679) erfahren wir mehr von Nikolausumzügen, die sich noch hie und da erhalten hatten. Außer den freundlichen Gaben brachte der Heilige auch eine Rute mit. Eine Nikolausfestpredigt aus jener Zeit beginnt folgendermaßen: St. Nicolaus singulis statibus singulas virgas ponet. Wann ich heutiges Tages die Umfrag sollte gehen lassen, wie sich auch verhalten habe der H. Nikolaus, so würde ich nit zweifflen, man würde mir gar ungleich antworten, dann es laßt sich ansehen, als seie er Acceptor personarum und den reichen Kindern reicher und freigebiger als bei den Armen sich erzeige und also gar ungleich und parteyisch in seinen Gaaben seye, indeme er weniger seine Goldsknöpf und mehrentheils an der Statt nur Nuß, Nesplen und andere schlechte Gaben einlegt. Jedoch in einem gedunckt mich, daß er sich gleich und unparteyisch verhalte, indeme er Reich und Armen insgemain ein Ruthen einlegt und selbige bei keinen thut vergessen, nicht allein nit bey den Jungen und Kindern, sondern auch bei den Gewachsenen und zwar allerhand Stands-Personen. Bin demnach gesinnt, diese von unserm Patronen ertheilte Ruthen ein wenig auseinander zu klauben und jedem nach seinem Stand auszutheilen u. s. w."

Auch Heribert von Salurn war dem Nikolausbrauch noch freundlich gesinnt. Er predigte am Nikolaustag: „Und weilen die Kinder zu solchen andächtigen Uebungen mit nichts leichter gebracht werden, als mit Obst und anderem dergleichen Kinderwerk, so ist ganz löblich der Brauch aufkommen und eingeführt worden, daß man am St. Nikolaustag den Kindern etwas dergleichen einlege und sie vorhero vertröste St. Nikolaus werde ihnen dies oder jenes bringen, wann sie fleißig beten."

Ein halbes Jahrhundert später steht der Brauch stellenweise immer noch in Ehren. In einem populären Büchlein sagt 1752 der

Pfarrer: „Eure Kinder freuen sich jetzt schon auf den Niklastag, so machet denn euren Ehehalten an solchem Tag auch eine kindische Freud, wann ihr ihnen dann nur etliche Kreuzer verehret. Oder eure Bäurin eine halben Ehlen-Tuch, so werden ihr Wunder sehen, wie lustig und wie gern sie bei Euch seyn werden." Dem Ganzen schickt er die Mahnung voraus: „Verehret euren Dienstboten etwas zum neuen Jahr." Dieser Bescherung voraus ging z. B. in Ulm ein förmlicher Niklasmarkt.

Der Ansturm der protestantischen Priesterschaft im siebzehnten Jahrhundert gegen das Nikolausfest war nicht sonderlich erfolgreich gewesen, wenigstens auf seinem altererbten Boden. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts rüstete sich unter dem Einfluß der Aufklärungslitteratur jedoch auch die politische Gewalt gegen die Feier. In der ehemalig Fürstenbergischen Landgrafschaft Stühlingen, Baar u. s. w. erschien 1746 ein Dekretum: „Und weilen beynebens — ein nicht geringer Mißbrauch hin und wider in diesem beschiehet, daß an dem Vorabend des heiligen Nikolaifestes anstatt der alten, zu gutem Zihl und Erbauung deren Kindern eingeführten Gewohnheit und wo es sonsten in Erinnerung dieses heiligen Bischofen geschehen solte vielmehr junge und ledige Mannspersonen sich auf das häßlichste vermummen, biß in die halbe Nacht auf der Gassen und von einem Hauß in das andere lauffen, zu mahlen nicht nur allein ein grosses Getöß auf denen Straßen, sondern auch mehrfältige Unehrbarkeiten, die Wir da außzudrücken übergehen, hier und dort auszuüben sich nicht scheuen, so solle nicht weniger dieser Unfug und Mißbrauch bey 3 fl. Straff verbotten u. s. w." In Waldsee bestand die Sitte des Umzugs der zwölf vermummten Klosen noch bis 1769. Da ward sie von der Regierung abgeschafft. Anderorts hielten sich diese Bräuche noch länger. Auch als im neunzehnten Jahrhundert von Norden her die dort weiter ausgebildete Weihnachtsfeier in schwäbisches Gebiet eindrang, blieb der Nikolaustag noch bestehen. Er wurde neben Weihnachten weiter gefeiert. Noch später wurden in Steißlingen im Hegau am Nikolaustage, zum Teil aber auch am Weihnachtsmorgen den Kindern Nüsse, Aepfel und Klausenmannen gegeben, d. h. mürbe Brote in Männergestalt, deren Augen Wachholderbeeren bildeten.

Auch nach der Klöpfleinsnacht verschob sich der heilige Nikolaus. Aber vielfach hat er auch seinen alten Tag behauptet. Sinte Niklaas, den nobelen baas zieht in den Niederlanden

herum, Sönner Klâs erscheint auf Helgoland. In Württemberg und Baden bekommen die Kinder am Nikolaustage Patengeschenke. In der Schweiz bringt sie Samiklaus, in Tirol der heilige Mann, in Niederösterreich Niglo, im Böhmerwald Nikolo.

In Illereichen in Schwaben spukte noch 1874 Nikolaus, am Niederrhein der Heilig Mann genannt, oft bis 11 und 12 Uhr nachts in den Häusern herum. Pferdefüße, Hörner, Kuh- und Wildhaut durften nicht fehlen. Fürchterlich rasselnde Ketten kündigten ihn an. Guten Kindern brachte er Nüsse und Aepfel, böse hieb er brav durch. In Großaitingen ließ er aus dem Katechismus hersagen, befragte die Eltern über den Gehorsam der Kinder und schüttete dann, wenn die Antwort ihn befriedigte, Aepfel und Nüsse auf den Stubenboden. Dies Ausschütten nannte man das „Milchkärle stürzen". In Ochsenbrunn gab es einen ganzen volkstümlichen Klaosenzug, bestehend aus fünfzehn bis zwanzig Burschen. In Ehingen an der Donau bucht man vorher die Zahl der Gebete, die die Kinder gesprochen haben, auf Kerbhölzer. Wer viel Schnitte aufweist, dem ist St. Klos, Santiklos gewogen. Die Kinder beten:

St. Nikolaus, leg mir ein,
Was dein guter Will mag sein:
Aepfel, Birnen, Nuß und Kern
Essen die kleinen Kinder gern.

Vor dem Schlafengehen stellten die Kleinen Schüsseln unter die Bettstatt, in welche St. Nikolaus einlegte. Morgens war alles voll Nüsse, Birnen, süßer Sachen u. s. w. Anderwärts heißt es:

Sante Klaos um Gott's Willa
Thuo m'r au mein Säckla fülla

und wieder an andern Stellen ist Klosjagen, eine große Mummerei und Jagd. Die Mädchen, die der Schandenklos trifft, macht er mit Kohle schwarz. Ganz Schwaben war noch 1874 voll von diesen Bräuchen. In Mähren z. B., in der Umgegend von Olmütz, erzählt man, am Abend vor dem Nikolaustage müsse man barfuß und im bloßen Hemd den Berg hinauflaufen. Da werde man sehen, daß die Pferde vor dem Wagen des h. Nikolaus den Wagen umgeworfen haben. Das Zuckerwerk und alle guten Sachen sind herausgefallen und liegen da zum Abholen. Um den Kindern die Wahrheit zu beweisen, knallt man am Abend draußen im Freien.

Vielerorts wurde die alte deutsche Figur nicht selbst in den neuen Heiligen verwandelt, sondern ihm als Diener beigegeben. Er, der Sieger über den Volksglauben, erschien ihr gegenüber als Herr. Im Lechrain erschien 1855 am Nikolaustag der Tagesheilige und beschenkte oder bestrafte die Kinder. Er hieß Seneklos und hatte oft noch einen Knecht Klaubauf bei sich. Obgleich öfter verboten, war er doch nicht zu unterdrücken gewesen. An diesem Tag beschenkte man die Godln am reichlichsten, besonders mit geschnitzten Spielwaren von Diessen, die im ganzen Gäu um diese Zeit herumgetragen wurden. Daneben wurden Aepfel und Nüsse geschenkt. Auch in Niederösterreich erscheint neben dem Nikla eine vermummte Person, Krampus als Schreckmann; im Niederlande Böhmens ganz entsprechend Rumpanz im Gefolge des heiligen Christ. Im Südwesten Niederösterreichs erschien der heilige Niglo mit Stab und hoher Bischofsmütze, ließ die Kinder beten, ihre Bücher zeigen und seinen Ring küssen. Dann gab er den Kindern eine Lehre, stellte ihnen eine in Kalk getauchte Rute auf den Tisch und sprach:

Wenn einer nicht brav und ordentlich ist,
Die Rute sich ihm in den Buckel neinfrißt.

Dann segnete er sie und bespritzte sie mit Weihwasser, während sie das Kreuz machten. Sie aber stellten die Schuhe in den Garten hinter einen Strauch, und wenn sie nach Zehn hinauskamen, fanden sie dieselben mit Aepfeln, Nüssen und ähnlichem gefüllt. —

Weder das christliche Jesusgeburtsfest noch die römische Januarkalendenfeier ist imstande gewesen, auf deutschem Boden ein großes volkstümliches Fest zu schaffen. Ihr beiderseitiger Inhalt ist für die Festbedürfnisse des deutschen Bauern und späteren Stadtbürgers zu fremd gewesen, als daß er die Menge kräftig hätte anziehen können. Nachdem die christliche Kirche es bis ins vierzehnte Jahrhundert vergeblich versucht hat, aus ihrer kirchlichen Jesusgeburtsfeier einen Volksfesttag zu machen, unternimmt sie es, den deutschen Winteranfangsbrauch und Glauben mit allerhand Mitteln nach ihrem Jesusgeburtsfest zu ziehen. Erst indem sich der ehemals an Martinstag, Andreastag und Nikolaustag haftende Glaube mit dem kirchlichen Jesusgeburtsfest vermählt, entsteht das deutsche Weihnachtsfest seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts.

II.

Mittelalterliche Weihnachten.

Wenn der deutsche Bauer am Anfang des neunten Jahrhunderts statt zur alten Schmausstätte in die neuerbaute christliche Kapelle kam, begleitet von Weib und Kind wie ehedem, so verstand er von dem fremdartigen, lateinisch abgehaltenen Kirchendienst mit seinem Gepränge kein Wort. Was da vorging, waren für ihn keine Kultushandlungen; als Religionsübungen hatte ihm zur Zeit des Glaubens seiner Väter nur das gegolten, an dem er selbst thätigen Anteil genommen, Tanz, Schmaus und Umzug in feierlichem Aufputz mit volkstümlichem Gesang. Wenn die Kirche ihn bei sich sehen wollte, dann mußte sie ihm wenigstens gestatten, seine alten Lieder zu singen. Und in der That ließ sie ihn zunächst darin gewähren. Auch mit dem Tanzen nahm man es nicht so streng, wenigstens soweit es um die Kirche vor sich ging. Nach und nach stellten sich aber auch dagegen Verbote ein. Der Kampf begann und nach Jahrhunderten wurde der deutsche Gesang heimischer Lieder nebst dem Tanze glücklich abgeschafft. Die Satzungen des Bonifacius verbieten 803 ganz allgemein, in der Kirche weltliche Lieder zu singen. Das Mainzer Konzil von 813 verbot Tanz und Gesang um die Kirchen, und um 850 werden wiederholt Tänze und Possen, schändliche Lieder und die teuflischen Spiele verboten, in der Kirche, auf der Straße und daheim, weil das ein Rest der ehemaligen Religion sei.

Am Jesusgeburtsfest, das seit dem Beginn des neunten Jahrhunderts von der deutschen Kirche gefeiert wurde, wenn es auch ausschließlich ein kirchlicher Feiertag und kein Volksfesttag war, kamen solche Tänze und deutschen Gesänge nicht vor. So-

bald das Fest volkstümlicher wurde, mußten sie aber naturgemäß eintreten. So focht die neue Kirche einen doppelten Kampf. Sie modelte heimische Bräuche christlich um und versuchte sie dann nach ihrem Winterfest zu ziehen. Um dessen Ansehen zu heben, griff sie zu allen Mitteln. Die Wiederkehr der Sonne, die in alten lateinischen Weihnachtspredigten, wie schon gezeigt wurde, eine ganz bedeutende Rolle spielte, mußte dazu dienen, den Glanz des Tages hell erstrahlen zu lassen. Mönchs- und Volksanschauung konnten auf die Dauer davon nicht unbeeinflußt bleiben, und ein Sonnenfesttag war unter allen Umständen nicht zu verachten, zumal natürlich die Sonne an diesem Tage nur deshalb eine neue Bahn begann, um die Geburt des neuen Gottes um so heller zu bestrahlen. Gleichwohl machte das wirtschaftlich unpraktisch gelegene Fest nur außerordentlich langsame Fortschritte.

Mit dem Versuche der Kirche, das Weihnachtsfest über die andern Festtage des Winters, vor allem über die Kalendenfeier, emporzuheben, wanderte auch zahlreicher Volksbrauch, der vom alten Jahresbeginn Anfang November sich auf die Januarkalenden verschoben hatte, nach jenem. Hatte schon eine gallische Kirchenrede, die Ehre von deren Verfasserschaft sich Cäsarius von Arles, Eligius und Faustinus streitig machen, und die spätestens in die Mitte des siebenten Jahrhunderts fällt, gegen die Tänze und Sprünge vor der Kirche während des Neujahrskirchendienstes geeifert, so hatte die deutsche Priesterschaft sich über den gleichen Volksbrauch zu beklagen. Nachdem sie dies Neujahrsfest durch das Jesusgeburtsfest an kirchlichem Glanz ausgestochen hatte, hatte sie an diesem den gleichen Kampf zu bestehen und sie kämpfte ihn mit ihren gewöhnlichen Mitteln, durch Sagen von den schrecklichen Strafen, welche ehemals solche frevelhafte Tänzer getroffen hatten. Spätestens um 1000 gab es eine solche in Norddeutschland. Sie berichtet folgendermaßen: Als im Jahr 1012 in der Magnuskirche in Sachsen ein Priester Rupertus in der Christnacht die erste Messe angefangen hatte, begann ein Laie, Namens Otbert, mit fünfzehn Männern und drei Weibern auf dem anliegenden Kirchhof einen Tanz und stimmte mit ihnen weltliche Lieder an, wodurch der Messe lesende Priester so gestört wurde, daß er aus dem Konzept kam. Er ließ durch den Küster vergeblich Ruhe gebieten. Darob erzürnt, rief er aus: „Möget ihr ein ganzes Jahr so tanzen!“ Der Fluch ging sogleich in Erfüllung. Sie tanzten ein volles Jahr, ohne Hunger und

Durst, Hitze und Kälte, oder auch nur Müdigkeit zu empfinden. Sie traten die Erde so ein, daß sie zuerst bis an die Kniee, hernach bis an die Hüften darin standen. Als der Sohn des Priesters seine Schwester, die sich unter den Tanzenden befand, beim Arm ergriff und sie mit Gewalt den Tanzenden entreißen wollte, riß er ihr den Arm vom Leibe; sie aber, als wäre ihr nichts widerfahren, zeigte keinen Schmerz, gab keinen Laut von sich, es kam auch kein Tropfen Blut heraus, sondern sie setzte den Tanz rastlos fort. Nachdem sie ein ganzes Jahr getanzt, kam endlich der heilige Heribert, Erzbischof von Köln, auf den Kirchhof, sprach die Tanzenden von dem Fluche los und führte sie in die Kirche. Die Frauenspersonen starben bald, auch einige von den Männern, die nach ihrem Tode Wunder thaten, weil sie so lange gebüßt hatten; die übrigen aber, welche länger lebten, behielten zeitlebens ein Zittern an ihren Gliedern.

Vielleicht seit dem Jahre 1000 wurde Weihnachten auch Gerichtszeit und Termintag, wenn auch zunächst nur in neuentstehenden Verhältnissen und im geschriebenen Recht. Es hängt das zusammen mit dem Durchdringen der Vierteiligkeit des römischen Jahres. 1. Januar, 1. April, 1. Juli und 1. Oktober wurden die neuen Terminzeiten, und den 1. Januar rückte man auf St. Stephanstag, den 1. April auf Ostern, den 1. Juli auf St. Johannistag und den 1. Oktober auf den Michaelistag des 29. September. Letzterer empfahl sich noch besonders dadurch, daß der Erzengel Michael der Schutzgeist des heiligen römischen Reiches deutscher Nation wurde.

Entsprechend den drei Jahreszeiten hatten die älteren Deutschen auch drei jährliche Gerichtszeiten, zu Wintersanfang, zu Frühsommersanfang und zu Spätsommersanfang.

Jetzt rückten diese auf Weihnachten, Ostern und Pfingsten, obgleich die Ebenmäßigkeit ihrer Verteilung über das Jahr dadurch völlig gestört wurde. Die Reichsversammlungen, die in mehr als einer Hinsicht die Nachfolger dieser ungebotenen Gerichte waren, schlossen sich ihnen auch darin an. In zahlreichen Fällen fallen sie auf die drei großen Kirchenfeste, wenn auch nicht ausschließlich. Als die Sachsen 1073 König Heinrich IV. absetzen wollten, setzten sie die zweite Versammlung, die den endgültigen Beschluß fassen sollte, auf Weihnachten an. So wurde auch am 25. Dezember 1356 auf dem Reichstag zu Metz der zweite Teil der Goldenen Bulle gezeichnet. Nach dem Iglauer Rechte,

welches 1250 aufgezeichnet und vom König von Böhmen bestätigt wurde, war die ordentliche Zeit zur Hegung des Gerichtes vom Weihnachtsfeste bis zur letzten Woche vor Ostern. Noch später wurden zu Weihnachten die Richter gewählt.

Die Zeichnung des zweiten Teiles der Goldenen Bulle am 25. Dezember 1356 allein beweist schon, daß in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die kirchliche Jesusgeburtsfeier noch kein volkstümlicher Festtag war, dagegen war der Tag des Pferdeheiligen Stephan wenig später populärer. Er war Schlachttag des Zuchthengstes geworden, während die andern überflüssigen Pferde schon am Martinstage dem Beile zum Opfer fielen. Mit der Einführung der Vierteilung des Jahres wurde daher St. Stephanstag Termintag, aber wohl erst seit dem vierzehnten Jahrhundert. Am 26. Dezember bezahlte der Lehenträger seine Abgabe an den Lehensherrn und erhielt dabei eine Mahlzeit. So im fünfzehnten Jahrhundert auf mehreren Höfen der Eifel. In dem Orte Wirf bestimmte sich die Dauer der Mahlzeit nach dem Verkohlen eines nassen Rades.

Mit dem Eintritt des Winters am Martinstage ist der Spätsommer und mit ihm die letzte Feldarbeit zu Ende. Alles Feldgerät ist hereingebracht, die Wagen sind in die Schuppen gefahren, um dort den Winter unbenutzt zu stehen. Die Schneedecke, die sich in Deutschland fast regelmäßig von dieser Zeit an auf die Fluren legt, macht ihre weitere Verwendung unmöglich. Das letzte Rad, das draußen geblieben ist, wird feierlich nach dem Gehöft oder ins Dorf gerollt und hier verbrannt. Nach der Verschiebung des Jahresanfangs auf die Januarkalenden und dann auf Weihnachten wanderte das Radverbrennen mit dahin. Das Einbringen des Rades aber war der Natur der Sache nach nicht zu verlegen. Es wurde weiter wie bisher am Martinstage eingebracht und bis zum Verbrennen zu Weihnachten besonders aufbewahrt. Als späterhin das Radeinbringen völlig seinen Sinn verloren hatte, wanderte es ebenfalls mit nach dem neuen Winterfest am 26. Dezember, dem Stephanstage.

In Schleswig soll es in früherer Zeit Brauch gewesen sein, daß einer am Weihnachtsabend (Kassabend, d. h. Christabend oder Kindjes Abend genannt) hinausging und ein Wagenrad vor sich her ostwärts ins Dorf rollte; das nannte man „Trild e Jul ind", Weihnachten hineintrüdeln. Ja, obgleich die Witterungsverhältnisse Deutschlands es so gut wie ausnahmslos unmöglich machen,

unmittelbar vor Weihnachten Feldarbeit zu thun, so befiehlt doch der Volksglaube, am Weihnachtsabend vor Sonnenuntergang sämtliches Geschirr, Feld- wie Hausgerät unter Dach zu bringen, „damit Fru Waur demselben nichts thue".

Eine Biberacher Chronik aus dem siebzehnten Jahrhundert gebietet: „Auf die Heilige Osterfeyertag und Weyenacht wie auch Pfingsten soll der Inner Meister Knecht und Mayt, so vill der im Innerhoff sindt mit einer zech, auf Jeden Tag halten wie von altem herkommen." Im Jahre 1550 erteilte die Lehensherrschaft der böhmischen Stadt Gabel den Bürgern die Erlaubnis, ihre Güter zu vererben, und seitdem hatte die Stadt jede Weihnachten an dieselbe ein Faß Salz zu zahlen. Auch Naturalabgaben an die Kirche wurden dann entrichtet.

Auch der Dienstbotenwechsel rückte nunmehr stellenweise von Martini nach Weihnachten, und zwar gleichfalls auf den Stephanstag, den auch noch die folgenden Jahrhunderte vor dem 25. Dezember deutlich bevorzugten. So z. B. in manchen Orten Schwabens, wo der Stephanstag noch 1862 in dieser Hinsicht Termintag war. Selbst den zu Martini fälligen Lohn erhielten Gesinde und Hirten nun zu Weihnacht, was den Interessen ihrer Herrschaften trefflich entsprach. Die Martiniumzüge der Hirten verschoben sich mit dieser Verrückung des Lohntages ebenfalls. In vielen Ortschaften Mecklenburgs gingen noch im neunzehnten Jahrhundert am Nachmittage vor Weihnacht die Frauen der Rinder- und Schafhirten bei den einzelnen Bauern herum, gratulierten zu Weihnacht, und erhielt von jedem Bauern als Weihnachtsgabe jede von ihnen ein Brot von zwölf Pfund und eine Spickgans. Sobald die Sonne untergegangen war und es dunkel zu werden begann, versammelten sich die Hirten der Dorfschaft mit ihren Hörnern unter den Armen und einem Eimer in der Hand und machten die Runde bei den Bauern. In jedem Bauernhaus stießen sie gewaltig in ihre Hörner, wünschten dem Hausherrn und den Seinen ein fröhliches Fest, erhielten von der Bauernfrau je zwei Kannen Bier, stießen wiederum in ihre Hörner und verabschiedeten sich. Beim letzten Bauern bekamen sie das Abendessen.

In dem zweihundert Jahre später als Süddeutschland von der fremden Religion eroberten Norddeutschland wurden auch die Martins- und Nikolausschmäuse auf St. Stephanstag gelegt, in Dänemark dagegen die Frühlingsanfangsschmäuse — offenbar nach

dem Vorgang des Königs Hakon in Norwegen. Der Kirchengeschichtsschreiber Adam von Bremen berichtet aus dem Ende des elften Jahrhunderts, daß bei einem festlichen Weihnachtsgelage des Herzogs Magnus Gesang und Becherklang so laut tönten, daß er, Erzbischof Adalbert und seine anwesenden Priester das Getöse nicht durch Hymnen zu übertönen vermochten.

Die deutschen Städte des vierzehnten Jahrhunderts begannen ebenfalls Weihnachten zu feiern. Das Handwerkerstatut der Schneider in Wien von 1340 gebietet, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, die vier Frauenfeste, Samstag Abend und die Sonntage gefeiert zu halten. In Kaufbeuren wurde im sechzehnten Jahrhundert am St. Stephanstage das Schweinmahl abgehalten. Im Oktober 1588 wurde nämlich vom Rate „ein Discursus Deusdedit Hainz pfarhern zu Kaufbeuren betreffent" an den Bischof von Augsburg überschickt. Darin heißt es: in öffentlichen Gasthäusern bezeche er sich mit jungen Burschen und singe unzüchtige Lieder; vor etlichen Jahren hätten ihn vom Schweinmahle am St. Stephan vier Männer auf einer Mistbahre heimtragen müssen.

Am St. Stephanstage fand im sechzehnten Jahrhundert eine Zusammenkunft der Kirchherren und Pfarrer des Blaubeurer Klosters aus der Umgegend mit Neujahrsgaben für den Prälaten statt: letzterer erwiderte mit andern, und ein fröhlicher Schmaus ward des Tages gehalten.

Einen besonderen Umfang hatte der Weihnachtsschmaus in Schleswig-Holstein bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, oder genauer bis zu der großen Wasserflut von 1717. Vom ersten Weihnachtstag bis auf Heiligen drei König wurde jeder Tag mit Schmaus, Tanz und Spiel hingebracht; die reichen Besitzer dehnten diese Festzeit wohl gar bis Lichtmeß (2. Februar) aus. Alle Tage war ein neuer Wirt, und selbiger wurde nicht gerne eher seine Gäste los, als bis die vorgesetzten Speisen, wozu insbesondere ein Schinken und ein Mehlbeutel gehörten, völlig verzehrt waren; die Nächte hindurch ward getanzt, auch um Nüsse, Aepfel u. s. w. gespielt bis an den hellen Morgen, und nichtsdestoweniger mußte die Gesellschaft um Mittag wieder zusammen sein.

Wo das Jahr über die Polizei „die gemeinen Bier in städten, märckten und dörffern" verbot, da gestattete sie sie doch zu Weihnachten, Fastnacht und Pfingsten, als den Erben der drei alten Jahreszeitenfeste. In Norddeutschland nannte man den Weih-

nachtsabend wegen der reichlichen Mahle sogar „Vullbuks Abend", Voller Bauchabend, und dieser Name hielt lange dem Hamburger Ausdruck Kaßabend, d. i. Karsten-, Christians- oder Christabend, die Wage.

M. Gotthilf Anton Eberhard, Privatlehrer zu Leipzig, erzählte im Jahre 1799 über die holsteinische Weihnacht: „Christ heißt in der hollsteinischen Sprache Karst, und kommt vom alten Kaß her: daher Kaßabend, Weihnachtabend, Christabend. Er heißt auch dort Vollbunksabend: der volle Bauchsabend, weil am Abend vor Weihnachten der hollsteinische Hauswirth sein Gesinde außerordentlich zu beköstigen, ihm vollauf Essen zu geben pflegt. Sogar dem Rindvieh und Kühen wird in einigen Gegenden Hollsteins, z. B. im Pinnebergischen, am Weihnachtsvorabend besseres Futter und voller auf und in die Krippe gelegt und vor dieselbe ein Licht gesetzt." Wohl seit dem sechzehnten Jahrhundert wurde dies Mahl zugleich ein Kinderfestmahl. Dabei durften die Kinder selbst zulangen und soviel essen wie sie wollten. Ihre Weihnachtssehnsucht drückte sich daher in dem Wunsche aus: „O, wenn doch erst de Abend keem, da man fülben snitt und fülben itt!" Auf dem Lande kommt dort noch 1865 Schweinskopf mit Langkohl als Festgericht vor.

Nach und nach sammelte sich ein beträchtlicher Teil des alten Volksglaubens, welcher an dem Winteranfangsfeste gehaftet hatte, von dessen Nachfolgern, dem Martins-, Andreas- und Nikolaustag auf Weihnachten. Ebenso wanderte langsam aber stetig ein Volksbrauch nach dem andern von den Erben des alten auf das neue Winterfest, das durch seine Lage auf der Wintersonnenwende als Gegenstück zum Johannistage weniger fremd dünkte, und an kirchlichem Glanz alle andern Wintertage zu überstrahlen begann. Das verschiedene Uebergehen der einzelnen Bräuche in verschiedenen Gegenden mußte naturgemäß große landschaftliche Verschiedenheiten schaffen. In einer Gegend war der Einfluß des neuen Glaubens und der Eifer seiner Priester größer, in der andern kleiner. Immer war das landschaftlich Neue Produkt aus den verschiedensten Faktoren. Schon im vierzehnten Jahrhundert glaubte man, ein Roß werde tüchtig zur Arbeit, wenn man es am Weihnachtsmorgen aus einem Wasser trinken ließe, in das man einen Apfel geworfen hätte. Das war ein Stück alten deutschen Festglaubens.

Auch die heilige Zeit selbst unterlag den abweichendsten Be-

trachtungen. Im äußersten Süden der deutschen Zunge begann sie schon am Thomastage. In zahlreichen Tiroler Weistümern ist es seit dem fünfzehnten Jahrhundert verboten, von drei Tage vor Weihnachten bis drei Tage nach Weihnachten, manchmal auch während sämtlicher zwölf Nächte die Wiesen zu wässern, das ganze Wasser muß unabgekehrt in den Bächen fließen „für den Fall, daß ein feur auf kem". Seit 1700 verschwindet diese Bestimmung. Ihr erstes Auftreten setzt ein großes Weihnachtsgelage von mehrtägiger Dauer, 1431 bereits ausgebildet, voraus. Wie die Augsburger Knappen 1557 infolge von „schwermen und Martinsnacht" ein Haus verwahrlosten, so daß es am 13. November abbrannte, so fürchtete die Gemeinde Partschins auch für ihre Höfe und Waldungen.

Mit dem Anbruch des zwölften Jahrhunderts hatte nach sechshundertjährigem Kampfe das Christentum die deutschen Stämme endlich äußerlich ihrer alten Religion wie einem großen Teile ihrer alten sittlichen Ideale abtrünnig gemacht. Langsam tritt es aus seiner Kampfstellung gegen alle Reste germanischen Volkstums heraus und fühlt sich nach und nach sicher in seinem Besitz. Das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert steht, wenigstens was die führende Schicht des Volkes betrifft, viel zu sehr unter dem Banne des französischen Rittertums, als daß sie dem Fortleben der ursprünglich nationalen Züge hätten günstig sein können. Erst mit dem Beginn des vierzehnten und noch mehr mit dem Verlaufe des fünfzehnten Jahrhunderts bricht das Nationale im Volke sich auch zur Litteratur durch. Während die Priester unter römischem und die Ritter unter französischem Einfluß nur Fremdes der Aufzeichnung für wert gehalten haben, verlangt jetzt das Volkstümliche ebenfalls sein Recht auf dem Papiere. Es tritt eine Stärkung des Nationalen im Volke ein, die der seit 1378 beginnenden Konzilperiode, welche auf eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern hinzielt, wesentlich zugute kommt. Dieser Stärkung verdanken wir auch die Aufzeichnung der Hauptmasse unsrer deutschen Rechtsaltertümer und die ersten referierenden Berichte über volkstümlichen Brauch, mögen diese noch so stark mit kirchlicher Tendenz durchsetzt sein. Leider ist erst verhältnismäßig weniges aus dieser Zeit wieder zugänglich gemacht worden.

Aus dem Benediktinerkloster Břevnov oder Brzewnow, eine Stunde von Prag, das 993 vom heiligen Adalbert gegründet

war, ist uns aus der Zeit um 1400 eine lateinische Handschrift eines Presbyter Alsso über Weihnachtsbräuche in Böhmen erhalten, die also ziemlich genau auf die deutsch-czechische Sprachgrenze fällt. Der Verfasser war ein Deutscher und konnte kein Czechisch. Es ist daher sicher, daß seine Bräuche ebenfalls deutsch sind.

Die Schrift Alssos ist eine Tendenzschrift. Es gilt, das Jesusgeburtsfest der Kirche volkstümlich zu machen, was es eben ganz leise zu werden beginnt. Noch aber ist das Januarkalendenfest weit angesehener, aber schon wandern einzelne Bräuche auf den Weihnachtstag. Vor allem ist dem Priester also jenes Konkurrenzfest ein Dorn im Auge. Alsso versucht seinen Zweck, die Einführung eines wirklichen Weihnachtsfestes, dadurch zu erreichen, daß er das Fest selbst als ungeheuer alt und die sich auf dasselbe eben leise übertragenden Bräuche als ihm von den ältesten Leuten berichtet hinstellt. Dadurch versucht er, dem Festtag Autorität zu geben. Vielleicht hält er die Bräuche, die er gern allgemein geübt sähe, auch wirklich für alt. Der eigentliche Volksbrauch, der sich nicht auf das Heil nach dem Tode, sondern auf den Vorteil im Leben, auf Liebe und Gewinn bezieht, ist ihm eine Entstellung der ursprünglichen christlichen Reinheit. Seine Erklärungen, z. B. des Weihnachtsstollen aus christlichen Allegorien, sind oft sehr weit hergeholt, und wenn er das Apfelessen zur Weihnacht (denn nach den Klimaverhältnissen können doch wohl nur Aepfel gemeint sein) aus der wertvollen Frucht Christus herleitet, die an diesem Tage den Menschen geschenkt wurde — so läßt sich mit solchen wörtlich verstandenen Sinnbildlichkeiten eben alles beweisen. Seine kleine Schrift ist ein Beweis, wie die Kirche damals die krampfhaftesten Versuche machte, den volkstümlichen Brauch in ihrem Sinne umzubilden, wie sie ihn dazu umdichtete und dann ihre Dichtung als Brauch der Guten, Gläubigen, Alten, der heutigen Entartung entgegenstellte. An einen gleichgesinnten Freund gerichtet, sollte die Schrift auf die Praxis der Leser einwirken. Die dogmatische Reinheit des Brauches und des Glaubens, die der Schreiber für die „gute alte Zeit" hypostasiert, hat es, das wissen wir genau, niemals gegeben, wenn er selbst auch felsenfest daran glaubte. Die Schrift enthält einen ganzen Kreis Thatsachen, aber diesen gegenüber müssen wir uns klar sein, daß wir ihre Kenntnis nicht einer uninteressierten Aufzeichnung verdanken, sondern der tendenziösen Darstellung eines von ganz bestimmten dogmatischen Anschauungen ausgehenden

und alles in ihrem Lichte sehenden Kopfes. Er stellt den Brauch der Frommen voran und läßt dann den der Unfrommen als teuflische Entstellung folgen. Man wird nicht weit fehl greifen, wenn man von diesem ausgeht und in jenem christlich-allegorische Umdeutungen sieht.

Er berichtet offenbar im Anklang an eigene Erfahrung und wohl aus seiner deutschen Heimat. Denn wenn seine Klostergenossen und sonstigen Ordensbrüder in der Nähe die von ihm berichteten Bräuche ebenfalls kannten, so brauchte er sie ihnen nicht auf lateinisch zu berichten. Gerade daß er sich mehrmals auf ehrbare Greise beruft, die ihm jene Mitteilungen gemacht haben sollen, beweist, daß er das alles in nicht zu ferner Zeit selbst erlebt hatte. Jedenfalls ist die Schrift ein Beleg dafür, daß um 1400 sich eben eine Anzahl Volksbräuche auf dem neueingeführten christlichen Feste anzusammeln begannen. Ein großes Festmahl feierte den Abend. Man aß und trank, soviel man wollte, oft bis in den Morgen, man spielte Würfel und suchte das Spielglück des ganzen folgenden Jahres zu erproben. Die Priesterschaft aber focht einen heftigen Kampf gegen diese volkstümliche Feier. Sie legte ein Fasten auf den Abend und riet, sich früh niederzulegen, damit man zur Morgenmesse am ersten Feiertag früh wieder auf sein könnte. Die Häuser wurden festlich geschmückt. In Stuben und Kirchen streute man Stroh. Die Wände der Scheunen und Stuben verhüllte man inwendig zu Ehren des hohen Festes mit Vorhängen und Tüchern.

Auch das Schenken in der alten Form des Ueberreichens, Zusendens am Jahresanfang stellte sich am Jesusgeburtsfest ein. Geldbesitz und Schmuck wurde auf dem Tische aufgebaut. Man glaubte, daß es sich dann vermehren werde. Unter die Speisen legte man Geldstücke. Man hielt die Hand in der Tasche zu dem gleichen Zwecke und machte die Beutel auf, damit das Glück hineinschlüpfen könne. Wer nicht mehr erschwingen konnte, machte wenigstens ein großes Licht in seiner Stuba. Man gab den Haustieren mehr Futter als sonst. Schon Cäsarius von Arelat († 543) hatte in einer Predigt gemahnt, man solle zu Weihnachten der Armen nicht vergessen, sondern sie zu Tische laden. Alsso ist der gleichen Ansicht. Besser kann man ja den „Freigebigen Abend", das largum sero, nicht bethätigen. Und diese Freigebigkeit ist doch nur ein mattes Abbild derjenigen, welche der Gott bewiesen hat, der den Menschen nach der Sage in

jener Nacht einst seinen Sohn schenkte. Man sollte sich auch wechselseitig einen „Christabend", ein largum sero, und zwar etwas Angenehmes, Wohlschmeckendes und Süßduftendes schenken. Der Ueberarbeiter von Alssos Schrift, Johannes von Holleschau gibt sogar die Formel an, die der Bote dabei aufsagen solle; z. B. „Petrus und Johannes Dlapka senden Euch einen ‚heiligen Abend'". Man sollte das Geschenk annehmen, dem Absender danken lassen, den Ueberbringer beschenken und dem Absender durch einen andern Boten ebenfalls ein Geschenk schicken. Wer nichts verschenkte, sagte der Volksglaube, würde im neuen Jahre Unglück haben. Wer etwas abschlüge, desgleichen. Wer gezwungen schenkt, ebenfalls. Darum darf man am Feste niemanden an seine Schulden mahnen. Sonst wird er im neuen Jahre unglücklich werden. Der frühe Weihnachtsglaube verleugnet eben an keiner Stelle seinen Ursprung als alter Winteranfangsglaube und späterer Neujahrsglaube.

Das Festgebäck war schon damals der Weihnachtsstollen: ein großes, langgeformtes Weißbrot, wie Alsso sich ausdrückt. Es war gesäuert, „damit es schmackhafter werde". Das gewöhnliche Brot damals war also ungesäuert. Saures Brot war das Festgebäck. In der Eiffel aß man wenig später zu Stephanstag zweierlei Brot, also offenbar saures und süßes wie heute noch ganz gewöhnlich in den Rheinlanden. Um 1510 buken die Nonnen im Kloster Güntersthal zu Neujahrsgeschenken in zwei Tagen hundert große, mittlere und kleinere Lebkuchen. Auch Ende des sechzehnten Jahrhunderts kommt Weihnachtsgebäck vor. Eine 1571er Weihnachtspredigt spricht von „Christstollen, Zucker, Pfefferkuchen und mancherley Confect und Bilde aus diesen allen". „Auf Weihnachten gefallen die Christstrietzel und großen Wecken," sagt Gregor Strigenicius in einer Neujahrspredigt 1593, und das Papistenbuch erzählt: „zwischen Weihnachten und Neujahr becht man ein besonder brot."

Gewürzte Speisen, gewürzte Kuchen waren am Herbstfest des Mittelalters üblich. Der „Pfäffer" war eine Schlachtfestspeise, eine Art Blutwurst. „Unsere Köch machend von dem bluot diß Thiers eyngeweid vnd pfäffer ein schwarz Köcht, Pfäffer von jnen genannt," sagt ein Tierbuch des sechzehnten Jahrhunderts. Festkuchen hießen im elften Jahrhundert pfehorceltun. Sie waren eine Art Abgabe nicht nur an Arme, sondern auch sonst und hießen kurz Pfeffer. In Augsburg verbot der Rat das „Lebzeltenstreichen" 1538. Es bestand aber trotzdem fort.

Noch gegen 1600 weiß das Papistenbuch aus Augsburg zu berichten: „Den nechsten tag darnach an der unschuldigen kindlen tag gehen die jungen Gesellen herumb mit einer Ruthen, schlagen die Junckfrawen um den ‚Lehkuchen' und diß nennen etlich den ‚pfeffertag'," und um 1750 singt das Augsburgische Jahreinmal:

„Und an dem lieben Kindleins-Tag
Geht hefftig an der Jungfern Plag,
Dann um Lebzelten sie zu hauen
Viel junge Pursch sich lassen schauen."

Durch die eigentümliche Thatsache, daß zuerst die römischen Kalenden, dann das Erscheinungsfest und das Jesusgeburtsfest in die Zeit um die Mitte des Winters eindrangen und das Dodekahemeron der alten Kirche sich in deutsche Zwölf Nächte übersetzte, wanderten die alten Neujahrsbräuche von November zuerst nach den Januarkalenden, dann nach dem Erscheinungsfest und zuletzt nach Weihnachten. Was besondere zufällige Beziehung auf Neujahr oder Epiphanias hatte, blieb an diesen Tagen hängen. So die leuchtende Göttin Berchta am Epiphaniastage. Hier finden wir sie bereits im dreizehnten Jahrhundert, in der Nacht den gedeckten Tisch besuchend. In dem Gedicht „Von Berhten mit der langen nase" heißt es:

Nâch wîhen nehten aht tage,
Den man dâ heizet ebenwîhe —
Got geb, daz ez gedîhe! —
Dô man ezzen wolt ze naht,
Und ûf den tisch brâht
Allez, das man wolte,
Und daz man ezzen solte
Dô sprach der wirt zem gesinde
Und zuo sîn selbes kinde:
Ir sült vast ezzen, dast mîn bete,
Daz iuch Berhte niht frete.

Die Nacht zum sechsten Januar hieß im alten Nürnberg Bergnacht. Da liefen Buben und Mädchen auf den Straßen umher und klopften an die Thüren. 1616 wurde das abgeschafft. In Güntersthal bei Freiburg und Säckingen wurde am Tage nach Neujahr „gebechtelt", mit allerlei Scherz, Tänzen und Lustbarkeiten; die Dörfler bekamen 8 Pfennige. In Oberschwaben

gab es ein dünnes, flaches Brot Namens Bechtabrot. Der Glaube an die Umzüge der Frau Helle in einem großen Wagen hafteten noch 1793 am Abend vor dem Erscheinungsfeste.

Auch die Bercht gehört wohl eigentlich in die Winteranfangsfestzeit, wenn auch eine Uebertragung vom Frühling her auf das Lichtfest Epiphanias, das Jahrhunderte vor dem Weihnachtsfeste ins Volk drang, nicht ganz ausgeschlossen erscheint. In zahlreichen Orten um Bamberg und stellenweise in der Stadt selbst kam um 1850 vor Weihnachten die Eiserne Bertha und nach Weihnachten der Hel-Niclos. Der Hel-Niclos, gewöhnlich in Erbsenstroh gehüllt, der Schrecken der Kinder, trat nachts in die Stube, schüttelte die Ketten, die an ihm hingen, züchtigte die unfolgsamen Kinder mit der Rute, brüllte und drohte und warf Aepfel, Nüsse, bisweilen auch Schuhe, Strümpfe und dergleichen zur Verteilung unter die Kleinen, auf den Stubenboden. Ebenso die Eiserne Bertha; nur warf sie Nüsse, Aepfel u. s. w. zum Fenster oder zur Thüre herein, und trat nicht in die Stube selbst wie Hel-Niclos.

In Oberhausen bei Augsburg hieß es sonst: Heut komt de Klas, morge de Buzebercht. Der Klas kam am Klasenabend. Junge Leute vermummten sich, zogen mit Kettengerassel und Peitschenknall vor die Häuser und schlugen ungestüm mit den Ketten an Thüren und Fensterstöcke. Auf Verabredung der Eltern kam der Klas in die Häuser, belobte und beschenkte die fleißigen Kinder, brachte auch eine Rute mit und bestrafte die bösen. Die Buzebercht, eine vermummte Frau, die Haare verwirrt und herabhängend, das Gesicht geschwärzt und mit schwarzen Lumpen angezogen, kam mit Stärketopf und Kochlöffel und bestrich den Begegnenden das Gesicht.

Im allgemeinen aber wurde und blieb Epiphanias der Berchtentag. Trotzdem wanderte der Brauch des Tischherrichtens für Berchta gelegentlich auch einmal mit nach Weihnachten. Hier finden wir ihn, wenn auch der Name nicht direkt genannt ist, bei Alsso. Wie er ausführlich erzählt, deckte man am Abend einen festlichen Tisch, setzte Geschirre auf, legte die Brote hin und Messer dazu und ließ es so die Nacht über stehen, „damit die Götter kämen und es verzehrten". Ganz wenig später, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, war es in Oberbayern in der Gegend um das Benediktinerkloster Scheyern bei Pfaffenhofen Sitte, am Christtage eine Pflugschar im Zimmer unter den Tisch zu stecken; ja man richtete einen „Frau Perthatisch" zu,

man verstopfte die Fenster mit Heu, sammelte Unrat und verbrannte ihn. Alsso nannte den Brauch des Tischherrichtens sehr thöricht, weil jene Götter, welche Teufel seien, gar keine Speise essen könnten. Seien sie doch Geister. Das waren die Waffen, mit denen die christliche Kirche, selbst innerhalb des abenteuerlichsten Wunderglaubens stehend, den Volksglauben bekämpfte, der ihr im Grunde völlig gleichartig war, nur daß er sich an Namen germanischer Abkunft knüpfte. Ihre Dogmen stellten ihr die ewige Wahrheit dar; das Uebrige war Aberglaube, oder richtiger Teufelsglaube. Man bekämpfte solche Bräuche nur, weil man in ihnen einen Dämonenkultus sah.

Wie einst am Martins- und Nikolaustage spielte jetzt auch zu Weihnachten der Apfel eine Rolle. Denn nur Aepfel können unter den „Baumfrüchten" und „Früchten" gemeint sein. Man legte sie auf die Tische und Geschirre, schnitt sie auf und weissagte aus dem, was der Schnitt zeigte, gewiß aus der Anzahl und der Verletzt- oder Unverletztheit der Kerne, der Größe und Form des Kernhauses, Glück oder Unglück. Auch die Aepfel des kommenden Jahres vergaß man nicht. Es ist ein auf dem Lande noch heute weitverbreiteter Brauch, im Herbste die Obstbäume mit Strohseilen zu umwinden. Dann sammeln sich unter ihnen all die Larven der Insekten, die auf den Baum kriechen und dort überwintern. Reißt man im Frühling die Seile und mit ihnen die Puppen unter ihnen ab und zertritt die letzteren, so hat man die Früchte des neuen Jahres vor Wurmstichen in ziemlichem Umfange geschützt. Als das Jahresanfangsfest an den Beginn des Januar und dann auf Weihnachten rückte, rückte der Brauch mit, obgleich er dadurch eigentlich ganz zwecklos wurde. Denn schon Anfang Dezember sind die Raupen längst auf den Baum gekrochen und haben sich in geschützten Astgabeln eingepuppt. Alsso berichtet uns, daß man in seinen Tagen zu Weihnachten die Bäume mit Strohbändern umwand, damit sie im folgenden Sommer viele Früchte brächten.

Noch in unserm Jahrhundert ging man vielfach in den Klöpfelnächten (den letzten vier Donnerstagen vor Weihnacht) und den Rauchnächten (Lucientag, Thomastag) herum und räucherte die Häuser aus. Das war eine alte Art der Weihe zum Jahresbeginn im November. Schon zu Alssos Zeit war dieser Brauch jedoch in der Gegend, von der er spricht, auf Weihnachten gerückt. Man räucherte das eigene Haus aus,

räucherte sich selbst an und warf die Räucherkohle dann in den eigenen Ofen, gab sie aber nicht fort, damit nicht das gesamte Glück des folgenden Jahres das Haus verlasse. Entschlossen, wie sie war, hatte die alte Kirche es nicht unterlassen, auch diesen Brauch an sich zu ziehen. Da sie mit Verboten des Hausräucherns nicht durchdrang, nahm sie dieses selbst in die Hand. Als die reinsten Diener und Boten des lautersten Herrn gingen Priester und Meßner in weißen Gewändern zur Weihnacht herum und besorgten das Räucherungsgeschäft selbst, um durch Weihrauchskraft den Fürsten der Finsternis, den bösen Gott, aus allen Winkeln zu vertreiben. Die Leute aber baten sie dann bisweilen um etwas Weihrauch von diesem Abend, um damit Zaubereien auszuüben. Namentlich Frauen brauchten ihn, um sich ihrer Männer und andrer Liebe dadurch zu erwerben. Noch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert galt ja kirchlicher Weihrauch als ein starkes Zaubermittel. Die Teufelslitteratur jener Zeit ist voll davon. 1468 hatte man um das Kloster Scheyern denselben Brauch. In der Woche zwischen Christtag und Neujahr hielt man Umzüge mit Weihrauch, Käse, Strick und „schlegel". Dabei jagte man „die kazen und hund auss". Auch der Dreikönigstag wurde in diese Rauchzeit einbezogen.

„Zue den drey hochen Festabent, der geburt Christi, deß newen Jars, der hl drey König haben die frommen Christen den Priester gebeten, daß er jhre Heuser wolle reuchen, segnen, mit Wichbrunn besprengen" heißt es 1593 in Schwaben.

Das Hausräuchern in der Christnacht ist uns noch 1748 in Oberösterreich, und zwar in einem Kloster ausdrücklich bezeugt. Bald danach ist das „Rauchnachtln" der Christnacht am „Josephitismus" zu Grunde gegangen.

Auch andre Umzüge hielten die Priester — eigentlich freilich gehörten dieselben an den 1. Januar. Daß sie an diesem ebenso üblich seien, bemerkt Alsso ausdrücklich. Es sind dies wohl nicht Kalendenaufzüge des römischen Volksbrauches, sondern ähnliches war an dem deutschen Novemberfest üblich gewesen und von da auf den neuen Jahresanfang übertragen worden. Mit Reliquien und einem Kruzifix zogen sie herum und sangen ein Lied aus den Propheten. Priester und Klosterschüler durchzogen die Häuser und sprachen die lateinische Weihnachtsliturgie. Dann sangen sie Lieder, die Leute aber hörten ihnen andächtig zu. Und, nicht zu vergessen, auch ein „Botenbrot" erhielten sie, nämlich

Geld, „damit sie das ganze Jahr über um so eifriger und weniger gehindert im geistlichen Amt sein könnten." Die Leute knieten (oder Alsso wünschte wenigstens, sie möchten dies thun), vor den Reliquien und dem Kruzifix nieder. Außerdem stellten sie vor dem Kruzifix, den Reliquien und seinen Trägern brennende Wachskerzen auf „gleichwie vor einem Fürsten und dessen Kriegern".

Aus Oberdeutschland berichtet uns die unmittelbare Folgezeit noch mehr Weihnachtsbrauch und Weihnachtsglauben. Um das Kloster Scheyern trieb das Landvolk allerhand Dinge, die den Mönchen nicht recht dünkten, und nach denen sie die Leute darum im Beichtstuhl ausforschten, denn jede solche Handlung galt als schwere Sünde. Wenn ein Mann am Christtage zuerst das Haus betrat, so meinte man, würden die Kühe männliche Kälber werfen, und umgekehrt. Aber nicht auf den Christtag beschränkte sich der Volksglaube. Der Tag selbst und die folgenden galten für vorbedeutend für das Wetter, und eine Reihe Bräuche hafteten an der ganzen Christwoche. Da steckte man „den ofenwisch auf den zaun", da legte man Haare über Ziegelsteine und ermittelte dadurch die Liebenden, da ging man in Gesellschaft hinaus an die Zäune und erfragte von diesen, welches Handwerk und welche Gestalt der künftige Gatte haben würde. Die Kirche hatte dem Volksbrauch seinen alten Jahresanfang glücklich abgerungen, aber noch galt es, die ganze Weltanschauung, welche in dem am Jesusgeburtsfest gefeierten Ereignis den Mittelpunkt der gesamten Menschheitsentwickelung sah, zum Siege in den harten deutschen Köpfen zu führen und die fremde Priesterreligion womöglich zur deutschen Volksreligion zu machen.

III.

Krippenfeier und Weihnachtspanorama.

Die Entwickelung einer deutschen Jesusgeburtsfeier geht naturgemäß aus von den Kultusstätten der neuen Religion. Mit dem Eintritt des deutschen Stammes in seine christliche Episode im vierzehnten Jahrhundert erhält sie ihren wesentlichen Inhalt. Sie ruht auf der Voraussetzung, daß im ersten Jahre unsrer Zeitrechnung zu Nazara in Judäa der Sohn des jüdischen Gottes wirklich von einem Weibe geboren worden ist. Ehe jemand diesem Berichte nicht wirklich Glauben geschenkt, ehe er nicht von der Schlechtigkeit aller Menschen, von der Notwendigkeit einer Sühne ihrer Unthaten, von dem Kampfe eines persönlichen guten und bösen Gottes, und von der Thatsächlichkeit des Sohnesopfers, das der gute Gott seinem eigenen Gerechtigkeitssinne bringt, wirklich überzeugt ist, eher kann er nicht wirklich das Jesusgeburtsfest feiern. Wer noch auf der Erde, im Leben seine letzten Ziele findet und noch nicht darauf bedacht ist, sich in der Phantasie in einem Dasein nach dem Tode anzusiedeln, der kann noch nicht mit wirklicher, aufrichtiger Freude sich den Gedanken an jene Geburt an ihrem herkömmlichen Gedenktage ins Gedächtnis rufen.

Die Taufung, welche nur in der geringeren Zahl der Fälle nach einem wirklichen Wechsel der Ueberzeugung erfolgte und weit mehr ein Unterwerfungsakt unter fränkische Herrschaft und römische Kultur war, kann in keiner Weise als Zeugnis dafür gelten, daß der einzelne sich wirklich in diese neue Anschauungswelt eingelebt hatte. Nur ganz langsam vollzieht sich dieser Einlebungsprozeß im Volke. Bis ins fünfzehnte Jahrhundert dauert es, ehe der neue Glaube wirklich in zahlreiche Vorstellungsschichten des Volkes

durchgesickert ist, und erst in der Teufelsangst des Protestantismus im sechzehnten Jahrhundert erreichte er an Inbrunst und Tiefe seinen Höhepunkt, um bald genug in seinen Aufstellungen mit dem erwachten Beobachtungssinn der Wirklichkeit in Konflikt zu kommen.

Nachdem durch die Taufung aller vorhandenen Deutschen das gesamte deutsche Sprachgebiet äußerlich christianisiert war, begann erst die Arbeit der Priesterschaft am deutschen Volke wirklich. Wie das Kind in dem Alter, in dem es sich die Sprachmünzen seiner Umgebung aneignet, täglich neue aufnimmt und die alten auszugeben sich anstrengt, so übernimmt das Volk von seinen priesterlichen Lehrmeistern jedes Jahrzehnt neue Gedankenmünzen, gibt sie aber selten ganz unverändert wieder aus, sondern schleift hier einen Rand ab, prägt dort den Gesichtsausdruck um, und gibt als Kupfer aus, was es als Gold erhalten und umgekehrt. Abstrakte Ueberlegungen, wie sie die Reformationszeit kannte, liegen noch völlig jenseits des Denkvermögens des Mittelalters. Das Bild, das die Nachwelt zum Sinnbild entwertete, war ihm Wirklichkeit.

Nachdem das Weihnachtsfest des 25. Dezembers einmal durch Liberius geschaffen war, war ganz von selbst die Darstellung der Sagenzüge von der Geburt des neuen Gottes in den Kreis kirchlicher Schaustellung getreten. In der Kirche Santa Maria Maggiore in Rom, die ebenfalls von dem Bischof Liberius um 360 als Basilica Liberii geschaffen worden war, befand sich schon im frühen Mittelalter eine Kapelle mit einer Krippe. Unter Gregor III. (731—41) wird sie als „Krippenbetraum", unter Sergius II. (844—47) als „Krippenkammer" bezeichnet. Sie war weit berühmt, und der Papst Gregor IV. (827—43) ließ in der Kirche der heiligen Maria in Trastevere „eine heilige Krippe herstellen nach dem Muster der Krippe von S. Maria Maggiore". Die Krippe von S. Maria Maggiore aber, die erst mit der Geburtsfeier des Gottes am 25. Dezember geschaffen worden war, war wiederum eine Nachahmung der Krippe in der sagenhaften Geburtshöhle in Bethlehem, deren Vorhandensein schon dem Origines bekannt war. Allmählich bemächtigte sich dieser kirchlichen Krippen der Luxus, und um so mehr, je höher der Reichtum der Kirche stieg. Zu Weihnachten wurde an ihnen Krippenamt gehalten und das geweihte Brot, welches den Gott versinnbildlichte, in die Krippe gelegt. Wenn eine späte katholische Sage den Ursprung

der Sitte dem Franz von Assisi zuschreibt, der sie zuerst 1223, drei Jahre vor seinem Tode geübt haben soll, so greift sie um mehr als fünfhundert Jahre fehl. „O wäre es mir doch vergönnt," sagt ein namenloser Kirchenschriftsteller, „jene Krippe zu sehen, in welcher der Herr lag. Jetzt haben wir Christen ihm zu Ehren die schmutzige weggenommen und eine silberne aufgestellt. Aber mir ist die weggenommene wertvoller!"

Der Abt Guerricus im zwölften Jahrhundert sagt: „Brüder, auch ihr, auch wir haben heute das Kind gefunden, in Windeln gehüllt und liegend in der Krippe des Altars." Das lateinische Kirchenlied, das bis ins fünfzehnte, ja sechzehnte Jahrhundert ausschließlich von eingeübten Knaben- und Mönchschören gesungen wurde, knüpfte oftmals an diese kirchliche Schaustellung an. Eigene Lieder entstanden für den Gebrauch bei ihr, aber noch immer trat sie nicht aus dem Rahmen priesterlichen Kirchendienstes heraus. Noch immer ward sie keine volkstümliche Religionsübung.

Klang sein eigener Gesang gleich, als wenn ein schwerer Wagen über das Pflaster rasselte, so gebot doch König Karl I. die Teilnahme der Zuhörerschaft am lateinischen Kirchengesang. Da dieselbe lateinisch nicht konnte, so wird freilich der Erfolg nicht groß gewesen sein. Vielleicht ein Weihnachtslied ist ein dem Dichter Spervogel zugeschriebener Gesang aus dem zwölften Jahrhundert, der aber sicher kein Gemeindegesang ist:

Er ist gewaltic unde stark,
der ze wîhennaht geborn wart:
Daz ist der heilige Krist.
jâ lobt in allez daz dir ist
Niwan der tievel eine,
dur sînen grôzen übermuot
sô wart im diu helle ze teile . . . .

In dem dreizehnten Jahrhundert sind deutsche Osterlieder, Pfingstlieder, Wallfahrts-, Schlacht- und Schifferlieder nicht mehr selten. Von einem deutschen Weihnachtslied erfahren wir noch nichts. Seit dem zehnten Jahrhundert waren in verschiedenen Kirchen Deutschlands lateinische Gesänge, die sogenannten Prosen und Sequenzen üblich, aber erst im dreizehnten wurden sie allgemeiner. Im fünfzehnten waren es schon über hundert verschiedene und zu Anfang des sechzehnten nahezu vierhundert. Nur ganz langsam

wurden diese Lieder übersetzt, schwerlich vor dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Aus In hoc anni circulo wurde:

In des jares zirclikeit
wart leben geborn der werlte breit,
das geit uns alle seligkeit
und auch die Maid :,: Maria.

Hatte noch das vierzehnte Jahrhundert Lieder geschaffen wie: Dies est laetitiae und: Quem pastores laudavere, so übertrug sie das fünfzehnte in:

Der tag der ist so freudenreich

und:

Den die Hirten lobten sere.

Erst im vierzehnten Jahrhundert gedieh die Teilnahme der Gemeinde an der Jesusgeburtsfeier so weit, daß selbständige deutsche Weihnachtslieder entstehen konnten. Aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts stammt die Strophe:

Der himmelkönig ist geborn von einer mait,
als uns der prophete warheit sait;
bis gelobet, werder Christ,
daz du uns geboren bist
und du durch unser not
bist gestorben tot.

Nur ganz langsam wird das lateinische Kirchenlied durch das volksmäßig deutsche ersetzt, und auch dieses zeigt im Anfang noch gelehrte Spuren. Noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt ein episches Weihnachtslied, das die Geburt, die Reisen der heiligen drei Könige, die Verfolgung durch Herodes und den Tod von Jesus kurz berichtet. Die erste und letzte der sieben Strophen lauten:

Ein kindlein ist geboren
von einer reinen mait,
got hat ims auserkoren
in hoher wirdigkeit,
ein sun wart uns gegeben
zu trost ân alles mail,

das sult ir merken eben,
er bracht uns alles heil . . . . .

Altissimus will kosen
mit menschlicher natur,
wie wol tet das der rosen,
sie sach in der figur
die gotheit unverborgen,
Joseph ir schone pflag,
an einem weihnachtsmorgen
Christ bei der keuschen lag.

Weit volksmäßiger ist dagegen die Form des Liedes aus dem sechzehnten Jahrhundert:

Gelobet seistu, Jesu Christ,
dass du mensch geboren bist
von einer jungfraun, das ist war,
des freut sich aller engel schar
Kyrieleison.

Auf einer mißverstandenen Prophetenstelle baute sich der Glaube auf, daß Tiere den neugeborenen Gott verehrt hätten. Ochs und Esel sollten vor der Krippe nach der Sage ihre Kniee gebeugt haben. Schon das ausgehende vierte Jahrhundert brachte die Tiere neben der Krippe ebenfalls zur Darstellung und erweiterte so das Ganze zu einer kleinen Scene. Wieder spätere Zeit stellte noch die Figuren von Joseph und Maria daneben, zunächst ebenfalls als Puppen. Als Hintergrund schloß die Scene ein Seitenaltar ab, vor dem sie meist aufgestellt wurde. Schon im frühen Mittelalter muß dieser Brauch nach Deutschland gekommen sein. Allweihnachtlich schmückte Priestershand die Krippe und kleidete die Puppen Maria und Joseph an, um dem Volke die Bedeutung recht nahezulegen, welche diese Geburt im Stalle nach ihrer Ueberzeugung für die gesamte Menschheitsentwickelung hatte. Die eigentümliche Scene, deren Abbild jeder im Leben reichlich zu beobachten, zu erleben Gelegenheit hatte, mit all den Gefühlen und Stimmungen, die sich daran knüpften, allein konnte befruchtend auf die Volksphantasie wirken. Aber dies dauerte Jahrhunderte. Die volkstümliche Religionsübung wurde unterdrückt, und an einer fremden sollte man teilnehmen; an einer fremden, die man nicht verstand, und bei der Priester-

gesänge in lateinischer Zunge erklangen. Stand die Priesterschaft seit dem Investiturstreit des elften Jahrhunderts auch auf seiten der deutschen Könige gegen die römische Zentralstelle der christlichen Religion, so hielt sie doch noch dreihundert Jahre an ihren lateinischen Formeln fest, widersetzte sich jeder Vervolkstümlichung derselben, auch wo sie die Fähigkeit dazu gehabt hätte, und verschloß sich damit selbst den Weg, das Christentum zur deutschen Volksreligion zu machen. Trotzdem beherrschte es äußerlich vollkommen das Feld und ließ einen Zweifel an der Wahrheit seiner Lehren nicht aufkommen.

Die ungeheure Ehrfurcht des Volkes vor allem Geschriebenen, die ihm planmäßig anerzogen und sorgsam unterhalten wurde, half auch da noch weiter, wo persönliches Ansehen sich nicht mehr Glauben verschaffen konnte. Was in einem Buche steht, muß unbedingt wahr sein, diese Anschauung ist die festeste Stütze des Glaubens an die Geschichtlichkeit der christlichen Sagenzüge, und die Priester des Mittelalters, denen die einfache Lektüre eines Buches zum allergrößten Teile selbst eine unendlich geistige Anstrengung war, haben diesen Glauben weidlich zur Stärkung ihrer Autorität benutzt. Was in Büchern stand, mußte wahr sein; jede abweichende Meinung war ein sittliches Vergehen. Den Begriff des intellektuellen Irrtums kannte das Mittelalter nicht. Ueber eine Sache konnte es nur eine Meinung geben, alles andre war falsch, war Ketzerei. Wer anders dachte als die Kirche, bei dem konnte nur böser Wille, absichtliches Sichauflehnen gegen die heilige Wahrheit des Gottes der Grund sein.

In das vierzehnte Jahrhundert fallen Pest- und Hungersnöte, die als Strafen des christlichen Gottes gefaßt, wesentlich dazu beitrugen, das Volk zur Einbildung seiner Sündhaftigkeit zu bringen und dem religiösen Leben der Zeit etwas tief Erregtes geben. Das Volk schrie nach dem von den Priestern so viel gerühmten Trost der Religion und riß ihren Gehalt gewaltsam an sich. Dieser heftige Inbrunstanfall überwand auch das Hindernis der lateinischen Sprache und brachte die heimische Zunge zu ihrem Rechte. Damit war einem breiten Strome von Volkstümlichkeit der Weg in die Litteratur geöffnet. Was bisher künstlich und ängstlich von der Litteratur ferngehalten worden war, obwohl es den Kern des Volkstums darstellte, rang sich jetzt durch und nahm für sich das Recht in Anspruch, auch litterarisch ausgesprochen zu werden. Die ganze gesunde Derbheit und Unmittelbarkeit, welche

mit der Spätzeit des vierzehnten Jahrhunderts in die Litteratur eintritt und das ganze folgende Jahrhundert beherrscht, um erst im sechzehnten langsam durch gelehrte Elemente verdrängt zu werden, war vorher im Volke natürlich stets vorhanden gewesen. Eine künstlich aufgepfropfte und fortwährend mit fremdem Safte genährte fremde Bildung in den numerisch sehr beschränkten Schichten der sozial besser Gestellten hatte bis dahin in der Litteratur allein das Feld behauptet und sich für den wahren Ausfluß deutscher Nationalität ausgegeben.

Jetzt begann auch ein gewisses Interesse an den Kultusformen aufzukommen, das man bis dahin vergeblich gesucht hätte. Man fing an, das, was die Kirche ihren Besuchern vorführte, wirklich zu betrachten. Eine gewisse Freude an den kirchlichen Schaustellungen erwachte. Damit brach auch die Bannkette, die priesterliches Selbstbewußtsein um die Darstellung der Geburtssage gezogen hatte.

An Stelle der stummen, steifen Puppen traten Priester, die sich als Maria und Joseph verkleideten und an der Krippe einen lateinischen Wechselgesang sangen. Wie sich einst die heimischen Religionsübungen vielfach in kleinen dramatischen Scenen abgespielt hatten, so näherte sich jetzt der christliche Kirchendienst der Jesusgeburtsfeier ebenfalls dieser Form. Er nahm somit die einst durch die Einführung des Christentums unterbrochene Entwickelungskette dramatischer Kunst wieder auf.

Der wichtigste Schritt in der Geschichte dieser Feier ist aber ihre Verdeutschung in Ausstattung und in Sprache. Ein Kind gehört in Deutschland nicht in eine Krippe, sondern in eine Wiege. Erst die Einführung dieser bringt das Bild der deutschen Volksanschauung nahe. Mochte in den heiligen Büchern der Kirche noch so klar stehen, der neugeborene Gott sei in eine Krippe gelegt worden, das Volk konnte ihn sich nur in einer Wiege denken. Dieser Schritt fällt vermutlich in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Ein Stück Doktrinarismus war der Lebendigkeit zum Opfer gefallen, und nachdem einmal die Wiege in die Darstellung eingefügt war, wuchs das Leben in ihr. Ein Tritt auf die Kufen setzte die Wiege in Schwung; sie bewegte sich. War einmal die Anschauung deutsch geworden, so folgten die Worte nach. Der Mönch von Salzburg fand den Liedesausdruck für diese Scene, und bald singen die beiden Eltern:

Joseph, lieber neve mîn
Hilf mir wiegen daz kindelîn.

und:

Gerne, liebe muome mîn,
Hilf ich dir wiegen dîn kindelîn.

Der Deutsche war nicht geschaffen, in schweigender Verehrung sich Religionsübungen vorführen zu lassen. Er wollte teilnehmen am kirchlichen Brauch, wie seine Ahnen es gewohnt gewesen waren, er wollte mit handeln, mit Hand anlegen. Sang einmal der Priester deutsch, so sang die Menge mit. Zum Gesang gehörte Tanz; daß man an der Kultusstätte tanzen müsse, war ganz selbstverständlich; so war man es von jeher gewohnt. Die Hände schlossen sich zusammen und in fröhlichem Kreistanz brauste die Menge um das wundersame Schauspiel, das statt durch verstandesmäßige Ueberlegung durch seine schlichte Alltäglichkeit zu dem Gemüt sprach und Gefühle reiner hervortreten ließ, die sonst in der Arbeit des gewöhnlichen Lebens immer wie von einer Staubkruste überdeckt blieben. So wurden diese Darstellungen seit dem vierzehnten Jahrhundert das wichtigste Mittel, die Menge endlich in die christliche Anschauungswelt einzuführen, oder ihr wenigstens eine Art Begriff von ihr zu geben. Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich der Sang. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts war er so gut wie in allen Kirchen Deutschlands üblich.

Ein andres Wiegenlied, in dem sich das Wort Sausa ninne aus der Kosesprache der Kinderstube wiederfindet, lautet:

Sausa ninne, gottes minne,
nu sweig und ru!
wen du wilt, so wellen wir deinen willen tun,
hochgelobter edler furst, nu schweig und wein auch nicht,
tûste das, so wiß wir, daß uns wol geschicht.

Das Tanzen allein genügt den Zuschauern nicht mehr, sie wollen selbst mitwiegen, jeder will die Wiege einmal angefaßt haben, jeder ihr einen Schwung geben. Schließlich wiegen die Zuschauer allein, und damit ist der Akt zur volksmäßigen Religionsübung geworden.

Eine Schilderung aus dem fünfzehnten Jahrhundert erzählt von dieser Jesusgeburtsfestfeier: Zu den weihnachten der froeleich ympus A solis ortus cardine, Und so man daz kindel

wigt über das Resonet in laudibus, hebt unser vrau an ze singen in ainer person: Joseph, lieber neve mein; so antwurt in der andern person Joseph: geren, liebe mueme mein. Darnach singet der kor die andern vers in einer diener weis, darnach den kor.

Durch weitestes Entgegenkommen auf den Boden des Alltagslebens, durch Weckung des Elterngefühls in denen, die dem Namen nach längst Christen hießen, war es der Kirche endlich gelungen, Wiederhall in dem Bewußtsein ihrer „Gläubigen" zu wecken. Die spontane Beteiligung der Gemeinde an den kirchlichen Bräuchen und Uebungen erst beweist ihr wirkliches Christentum. Bis dahin war die neue Religion Fremdreligion gewesen, jetzt trat sie zuerst in Fühlung mit dem wirklich deutschen Volkstum, ja beeinflußte es sogar. Ohne dieses Entgegenkommen wäre das Christentum niemals Volksreligion geworden, was es immerhin für drei Jahrhunderte, etwa von 1400 bis 1700, für Deutschland gewesen ist. Bis 1400 dauerte seine Vervolkstümlichung. Seit 1650 begann die Entfremdung, nicht zum wenigsten als unmittelbare Folge des Eiferns von Priesterschaft und Staatsgewalt gegen volkstümliche Bräuche, welche dem durch griechisch-römische Bildung umgemodelten Geschmacke der Gebildeten nicht mehr entsprachen. In dem Umspringen und Umjubeln der Wiege empfand man die Religion vom Kreuze, so sehr sie in ihrem innersten Wesen der deutschen Volksart und Volksgesundheit auch widersprechen mochte, nicht mehr als etwas Fremdes. Darin war sie heimisch geworden: aber darin hatte sie auch ihren innersten Kern aufgegeben. Die Vorbereitung auf ein Leben nach dem Tode, die ihr A und ihr Z war, war in den Hintergrund getreten. Es war nicht die Freude über die verheißene „Erlösung", die sich im Krippentanze aussprach; denn der Deutsche hat niemals gelernt, sich als völlig sündhaft, als verworfen zu fühlen: es war die Freude über die einfache Thatsache, daß ein Mensch, ein besondrer Mensch unter eigentümlichen Verhältnissen zur Welt geboren war. Wir vermögen uns heute in jene seltsame Anschauung nicht mehr hineinzudenken, die noch nichts von Entwickelung wußte und alle Eindrücke unbewußterweise nebeneinander ordnete. Aber das Mittelalter bewies in dem Kindelwiegen „doch recht deutschanmutige und herzliebe Kinderweise". Das Christkind war das „Universalbrüderchen sämtlicher Erdenkinder" und diese thaten nun auch danach, sie schläferten es ein,

sie liebkosten und wiegten es, sie tanzten ihm vor und sprangen um es in dulci iubilo herum.

Keine zweihundert Jahre später hat die christliche Kirche, die katholische wie die unterdessen entstandene protestantische, ihre Zugeständnisse an die deutsche Volksart wieder zurückgenommen, damit aber doch nur den Bruch mit dem Volkstum erreicht. Das Volk hat ihr ebenfalls zurückgegeben, was es ehedem mit jenem Zugeständnis erhalten hatte. Mit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts beginnt in Deutschland bereits der Auflösungsprozeß der christlichen Weltanschauung.

Der übliche Ausdruck für das Aufstellen der Krippe und der heiligen Personen war „exhibieren". Es war unnötig, hinzuzufügen, was exhibiert wurde. Jedermann wußte es. Der Brauch haftete an der Abendmesse am Christabend und am Nachtgottesdienst noch das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch. Hof kannte folgenden Brauch: „Am heil. Christtage zur Vesper, da man nach alter Gewohnheit das Kindlein Jesus wiegte, wie man's nennte, schlug der Organist das: Resonet in laudibus, in dulci iubilo, Joseph, lieber Joseph mein, hilf mir wiegen das Kindlein ein, u. s. w., welches der Chor sang, und schickten sich solche Gesänge wegen ihrer Proportion fast gar zum Tanze. Da pflegten denn die Knaben und Mägdlein in der Kirche aufzuziehen und um den Altar zu tanzen, welches auch wohl alte Lappen thäten, sich der fröhlichen, freudenreichen Geburt äußerlicherweise dadurch zu erfreuen und derselben sich zu erinnern, welches man damals den Pomwitzel-Tanz zu nennen pflegte." In Niederbayern herrschte der gleiche Brauch.

Immer mehr Elemente wuchsen an die Krippe an. Alles, was das kirchliche Jesusgeburtsspiel darstellte, wurde in ihren Kreis gezogen, Scenerie wurde aufgebaut und zahlreiche Zuschauer beteiligten sich an der Schaustellung. Es waren lebende Bilder, welche an den Hauptmomenten in bewegte Scenen übergingen.

„Erstlich wird am heiligen Christtage an etlichen Oertern exhibiert, beide in der heiligen Nacht und des Abends zum Vesperlobe; dadurch angezeigt wird die selige Geburt unsers Seligmachers Christi, als mit der Repräsentation des Städtlein Bethlehem, der Engel, Hirten, den drei Königen, da auch die Knäblein im Gesange resonet in öffentlicher Sammlung auf- und niederspringen und mit den Händen zusammenschlagen, die große

Freude anzuzeigen, welche alles Volk von dieser Geburt hat und haben soll." Wie alle wirklichen Volksfeste vollzog sich auch die Weihnachtsfeier in lauten Formen, so lange sie wirklich volkstümlich war. In der Frühzeit des sechzehnten Jahrhunderts feierte man in Stralsund nach einem wohl ziemlich stark übertriebenen protestantischen Tendenzberichte die katholische Weihnacht folgendermaßen: Aller Art suchte sich das Volk in der Kirche zu belustigen. Jungen saßen in Frauenkleidern in den Frauenstühlen. „Andere hatten sich wie Hirten gekleidet und führten an Stricken allerlei Tiere, einen Hund, Schafe, Ziegenböcke. Mit diesen ‚Bestien' liefen sie die Kirche auf und ab und schrien oder legten sich ‚hin zu fressen und zu saufen'. Andere führten mit Erbsen gefüllte Schweineblasen mit sich. Diese zersprengten sie auf den Leichensteinen, daß es wie ein Schuß aus einem Feuerrohr knallte. Dazu wurde von allen getanzt, gesprungen und gelärmt. Wer am besten tobte, gefiel am besten. Durch solchen ‚Spalk' sollte die Verkündigung der Geburt Christi durch die Engel und die Freude der Hirten dargestellt werden."

In Crimmitschau in Sachsen wurde die kirchliche Weihnachtssage dem Volke dadurch nahe gebracht, daß vom Dach der Kirche an einem Strick ein Knabe heruntergelassen wurde, der als Engel gekleidet war, ein Kreuz trug und dazu das Lied sang: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her." Erst als der Strick einmal riß und der Knabe zerschmetterte, wurde der Brauch eingestellt.

Als sich im sechzehnten Jahrhundert das alte Kinderfest vom Martins- und Nikolaustage auf Weihnachten verschob, traten bei den kirchlichen Tänzen vielfach Kinder an Stelle der Erwachsenen, jedoch nur stellenweise. Daneben versuchte man die Verehrung des neugeborenen Gottes von der Krippe oder Wiege loszulösen. Seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts lag das Kind Jesus vielfach nicht mehr in einer Wiege. Die Würde, zu welcher die Persönlichkeit des Religionsstifters nach und nach emporstieg, vertrug sich nicht mehr damit. In Gestalt einer Puppe wurde es auf den Altar gestellt und dort umtanzt. Es war dies zugleich ein kirchlicher Schachzug zur Ausrottung des Wiegens. Um 1520 tanzten am Weihnachtstage in Franken vor einer Puppe auf dem Altar Jünglinge und Mädchen, die Alten sangen dazu. In der Mitte des Jahrhunderts tanzten ebenso die Knaben in Köln.

Diese Tänze erstreckten sich über ein weites Gebiet. Ein

Schriftsteller aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erzählt von den Franken: „Mit welcher Freude nicht bloß die Geistlichkeit, sondern auch das Volk den Geburtstag Jesu Christi in den Kirchen begehe, kann daraus geschlossen werden, daß Knaben und Mädchen um eine kleine Puppe, die auf den Altar gestellt ist und den Neugebornen darstellt, jubelnde Tänze aufführen und die Alten dazu nicht viel anders singen, als einst in der Höhle des Berges Ida die Korybanten um den schreienden Jupiter getobt haben sollen."

In dem früheren Cyriacshospital zu Halle, in der Vorstadt Glaucha, stand auf dem Tisch des Zimmers, in welchem die Hospitaljungfrauen abends zusammensaßen, ein etwa dreiviertel Ellen hohes Jesuskind. Es war aus Holz geschnitzt, bunt lackiert und trug ein weißes Hemdchen. Alljährlich mußten es die Hospitaljungfern am Weihnachtsabend abwaschen, ebenso das Hemdchen, dann es trocknen, sauber glätten und dem Bilde wieder anlegen. Und wenn sie dies nicht sorgfältig genug verrichteten, so erhob sich in der folgenden Nacht ein so heftiges Poltern im Hause, daß es niemand aushalten konnte, und das kehrte allnächtlich wieder, bis der Fehler gut gemacht war.

Im achtzehnten Jahrhundert war es in Zwickau in Sachsen und noch später in Kirchberg Sitte, in der Christmetten ein aus Holz geschnitztes Kind, dem man ein weißes Kleidchen anzog, in der Kirche aufzustellen. Dieses sogenannte „Bornkinnel" bezeichnete den eigentlichen Mittelpunkt des Festes.

In der Pfarrkirche zu St. Peter am Windberge im Mühlkreis in Oberösterreich wurde noch 1883 während des Gottesdienstes in der heiligen Nacht ein holzgeschnitztes, lebensgroßes Jesuskind in einem zierlichen Korbe den Anwesenden dargereicht; dasselbe ging von Hand zu Hand, jeder küßte es andächtig und bot es zu gleicher Verehrung dem Nachbar. In Augsburg nahmen die Bürgerfrauen Christkindpuppen mit zur Krippe am heiligen Morgen und wiegten solche in den Armen. Eine Frau kam einst zu spät, alles war voll in der Kirche. Aergerlich ging sie fort und sagte zu der Puppe: Komm, lieb's Jeseskindle, laßt dir d'Weberslolla uff d'Kirwe komma! Das war neben Lorchen (Studenten) der Weber Spitzname.

Die eigentliche Krippenfeier dagegen wanderte in der Reformationszeit zum Teil aus der Kirche fort in die Privathäuser und blieb dort im Gange. Johann Matthesius verfaßte Wiegen-

lieder „nicht in der Kirchen, sondern zu Hause zu singen.“ Die bildliche Gruppe der Maria mit ihrem göttlichen Sohne beschäftigte die Volksphantasie auch weiterhin. Eine eigentümliche Weihnachtssage berichtet darüber Johannes Pauli in Schimpff und Ernst: „Wir lesen in der history Hunorum, das in der Weihennacht in Barbara ruscia ist ein vngewitter kummen, das es dunert und haglet, in demselben hagel ist ein iunck frawenbild mit einem kneblin, das hat ein kron uff seinem haupt, von dem himel herabgefallen, vnd haben nit künnen vrteilen was es für materi wer, dan ein ylschmar. Sie haben es in ein feüer gesetzt es iz nit verbrent noch verschmoltzen; sie haben es auf ein sül gesetzt in den wald zu andern bilden, die sie für got erten, das bild ist da gestanden, biß d'her Jesus an dem crütz gestarb vnd Maria, durch ir mitleiden ist das bild zerflosen mit dem Kind.“

Noch gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts hielten auch die Protestanten das Kindelwiegen in Ehren. Sein Begriff verband sich so eng mit dem des Weihnachtsfestes, daß man Weihnachten geradezu von Wiegen und Nacht ableitete. Mit Beginn des siebzehnten begann jedoch der Kampf dagegen, der mit allen Waffen, vom Donnern und Wettern bis zu Spott und Hohn geführt wurde. Die Entrüstung über „kirchliche Mißbräuche“ durfte sich frei aussprechen, ohne daß es diesen „Mißbräuchen“ Eintrag that. Erst als seit dem achtzehnten Jahrhundert Kirchenglaube und Brauch sichtlich niederzugehen begann, wurde man so empfindlich, daß man das Staatsgesetz zu Hilfe rief.

In einem Traktätchen sagt 1608 Martin Hommer: „Im Papstthum meinet man, man habe dem Christkindlein wohl hofiert und seine Fröhlichkeit zur Genüge sehen lassen, wenn man eine Wiege mit einem hölzern geschnitzten Kind auf den Altar setzet und hernach Jung und Alt als lebendige Götzen sich herumsetzen, das Christkindlein wiegen und den Götzen ansingen. Hiemit, meinen sie, haben sie es wohl getroffen und mit ihrem kindischen Susaninne den rechten süßen Ton gesungen, aber es ist Tockenwerk und Kinderspiel, ja im rechten Grund Götzen und Narrenwerk.“ Aber es dauerte doch geraume Zeit, bis man das Kindelwiegen in der Kirche als etwas Kindisches betrachten lernte und aufgab.

„Die Papisten haben aus dem Weinächtlichen Feste, ein schön Lügen Lied gelernet“, sagt Prätorius 1663 in seinen

Saturnalien: „So meinen die Narren zwar, und singen dannenher immer getrost bey den Boyen drauff loß:

Ich wolte mich zur lieben Maria vermiethen,
Ich solte ihr Kindelein helffen wiegen.
Sie führet mich in ihr Kämmerlein,
Da wahren die lieben Engelein;
Die sangen alle: Gloria, Gloria, Gloria,
Gelobet sey Maria!

An einer andern Stelle teilt er einige lateinische Verse mit, in denen die Kuh in der Nacht rief Puer natus. Da man aber einem nicht glaubt, bestätigt der Esel mit einem Ita die Geburt. Laut schreiend erkundigt sich der Hahn nach dem Ubi?, und das Schaf blökt als Antwort In Betlem, in Betlem. Diese Distichen verdanken ihren Ursprung sicher einer Aufführung. Ein Jahrhundert später ist uns eine solche sicher bezeugt von keinem geringeren als Voltaire. Ein Jüngling mit Flügeln trug als Engel das Ave Maria vor. Ein Mädchen, das Maria spielte, antwortete Fiat, und der Engel küßte sie auf den Mund. In einem großen Papphahn versteckt krähte ein Knabe Puer natus est nobis. Ein Ochse brüllte Ubi? ein Lamm blökte Bethlehem, ein Esel iate: Hihamus statt Eamus, und die Prozession begann, angeführt von vier Narren.

Ein Seitenstück aus Oberösterreich ist folgendes: Der Hahn ruft: Christ ist geboren. — Der Tauber: Wo? Wo? — Die Schafe: Z'Bethlehem. — Der Gaisbock: Mecht hingehn. — Der Esel: I a.

Auch in Zürich war um 1600 das Aufstellen einer Krippe mit dem Kinde Jesus zur Weihnachtszeit üblich. Auf dieses nahm man sogar allerhand zarte Rücksicht. Die Chorherren hielten von Weihnacht bis Lichtmeß keine Prozession, damit es nicht durch — Anschauen des Kreuzes erschreckt werde.

Schon die Reformation wendete sich gegen die Art der katholisch volkstümlichen Festfeier. Nach Luthers Worten „soll man halten den Christtag, Beschneidung, Epiphaniä, Osterfeier, Auffahrt, Pfingsten; doch abgethan, was unchristliche Legenden oder Gesänge darin gefunden werden." Die Weihnachtsfeier war in der Bibel selbst nirgends geboten, und der Geburtstag von Jesus nirgends angegeben.

Der Protestantismus des siebzehnten Jahrhunderts beschäf-

tigte sich mehrfach mit Weihnachten. 1643 fand eine Versammlung Londoner Geistlicher statt, bei der der Theolog Lightfoot anwesend war. Dort wurde gestritten, ob sie am nächsten Weihnachtsfest predigen oder es ganz vorüber gehen lassen sollten. Es gelang Lightfoots Vorstellungen, die Versammlung von solchen Beschlüssen abzuhalten; nur einige ließen sich nicht überreden. Die Synode zu Dortrecht 1618 hatte sich ebenfalls gegen die Feier erklärt. In Genf war es eine Zeitlang verboten, und um die Heiligkeit des Festes wurde von Puritanern und Episkopalen, von Lutheranern und Sektierern lange gestritten. In einer Schrift von Calderwood, die 1623 erschien, verwirft der Puritaner alle Feste, namentlich will er den 25. Dezember als ein solches nicht anerkennen. Sie wurde 1700 von neuem abgedruckt.

Auf katholischem Boden blühte indessen die alte Wiegenfeier fröhlich weiter. 1654 wurde in Ischl ein Wiegenlied niedergeschrieben, in das eine Art Wiegeordnung eingeschoben ist. Die Kinder werden zum Wiegen aufgefordert. Vier verschiedene wiegen nacheinander, dann knieen alle nieder. Frühestens der Spätzeit des siebzehnten Jahrhunderts gehört das katholische Lied an: O Jesule, pupule parvule, mit seinen süßlichen Versen:

O Jesulein, Püppchen, du kleines,
Willst, daß wir küssen dich?
Willst, Lämmchen, du feines,
Ein Zuckerbrötchen, sprich?
Willst Milch du, würziglich,
Kindlein, du meines? . . . . . .

Christkind, du holde Narzisse,
Willst weichen Kuchen du,
So süß wie Nüsse?
Willst Honigseim dazu,
Willst Zuckerschäfchen du,
Mein Jesulein? . . . . . .

Christkind, du Knabe, du reiner,
Willst weiche Aepfelein?
Willst, lieber Kleiner,
Du süße Birnelein?
Erdbeeren wunderfein,
Mein Jesulein? . . . . . .

Schlaf lind, mein Jesulein,
Mein Augenstern!
Kehr in mein Herze ein,
Das wiegt dich gern.

Die Abschaffung des volkstümlichen Brauches war nicht so leicht. Noch im siebzehnten Jahrhundert hielten protestantische Gegenden daran fest. Die Sage klammerte sich an ihn und deckte ihn mit ihrer Autorität.

Eine schleswig-holsteinische Sage erzählt von dem Kindelwiegen „um die Reformationszeit" und dessen Abschaffung. Im Kloster zu Preetz hatten die Nonnen jede Weihnacht das Kindlein gewiegt. In der Reformationszeit wollte man den Brauch abschaffen. Da hörte ein Fräulein nachts zur bestimmten Zeit die Orgel dennoch ertönen; sie stand auf, ging mit ihrer Jungfer in die Kirche und trat in ihren Stuhl. Da kam eine weißgekleidete Klosterfrau auf sie zu und bat sie, hinzugehen und die andern zu erinnern, Weihnachtsabend zu halten. Geschähe das nicht, so würden sie, die Toten, ihn halten. Das Fräulein gehorchte. Als aber die andern nun zur Kirche gingen, vermochte sie ihnen nicht zu folgen, und in drei Tagen war sie tot.

Katholische Gegenden behielten die Sitte dauernd bei.

Im „Jahr einmal" wird der Besuch der Krippe in Augsburg um die Weihnachtszeit noch um 1750 erwähnt:

„Um diese Zeit ist der Gebrauch,
Daß man besuch die Kripplein auch,
Da kann man Wiegenliedlein hören,
Geschiehts Jahr einmal: wer wollt es wehren?

Noch um 1830 wurde am heiligen Abend um zwölf Uhr auf dem Turme der Hauptkirche zu Tübingen in einer kleinen, mit Lichtern umstellten Wiege eine Puppe, das Bild des Jesuskindes, gewiegt, während Musik den Choral „Ehre sei Gott in der Höhe!" blies. Das unten zusehende Volk sang darauf ein wirkliches Wiegenlied. In Schwaben hat sich das „Kinderwiegen" zu Weihnachten noch bis ins neunzehnte Jahrhundert herein vererbt.

In protestantischen Gegenden hingegen verlor sich im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts unter dem Einfluß der griechisch-römischen Bildung und ihrer neuen Anschauungen, welche die

Phantasie in andrer Richtung befruchteten, das Wohlgefallen an dem alten Brauche, ja überhaupt das Verständnis dafür. Der Protestantismus, der alles Sinnfällige beseitigte und durch abgezogene Vorstellungen ersetzte, konnte sich auf die Dauer mit so naivem Herkommen nicht vertragen. Er blieb wacker bei der Arbeit, der handgreiflichen Versinnbildlichung und damit jedem Dogmenglauben das Grab zu graben.

Der Leipziger Privatlehrer, M. Gotthilf Anton Eberhard, konnte 1799 sagen: „Das Kriplein, die Windlein Jesu, sind gar nicht die Hauptsache, und man würde sich den Zuhörern gewiß schlecht empfehlen, wenn man sie in unseren Tagen noch mit diesen und ähnlichen Dingen unterhalten wollte, indem sich der Geschmack daran beinahe ganz verloren hat."

Durch die verschiedensten kirchlichen Feiern suchte der Protestantismus dem Volke die Wiegenfeier zu ersetzen. Eine hübsche Schilderung des kirchlichen Weihnachten und der Beteiligung der Jugend an ihm gibt uns Georg Buchmann in seinen „Annales oder Geschichtsbuch und die Chronica der Stadt Züllich", die 1665 in Küstrin erschienen. Er erzählt von der Zeit, da er noch Schüler war. Er war 1598 in Züllich geboren. Das Geschilderte ist also etwa um 1610—15 zu setzen.

„Wir armen Schüler waren wohl recht geplagte Märtyrer, dennoch aber hatten wir in unserem Kreutze auch allerhand Ergetzlichkeiten, die uns dann wieder aufmunterten und erfrischten. Denn kurz vor Weihnachten freuten wir uns auf das Quem pastores (das alte Weihnachtslied), und dasselbige beydes in der Schulen mit Versuchen, als in der Kirchen in der Christnacht würde gesungen werden. Und da wurden die Quem pastores Bücher unter der Zeit mit allerhand Farben gemahlet, zugerichtet und bereitet. Wenn der heilige Abend kam, waren wir bedacht auf die Christfackeln, die wir bei dem Quem pastores gebrauchen sollten. Und da war der Glöckner, der dieselben geschrenckt von grün, roth und anderen farben Wachse machte und den Knaben umb das Geld verkaufte .... Umb neun Uhr des Abends ward zur Christ Nacht eingeläutet. Da alsdenn alle Tore eröffnet worden, und kam eine grosse Menge Volckes zur Kirchen. Und da wurden den Jungfrauen Christfackeln in ihren Gestühlen fürgestackt, von allerhand Farben geschrenckt, von denen, die ihnen etwa günstig waren, und ward vor eine große Ehre gehalten. Die Knaben aber hatten ihre größte Freude, mit ihren Fackeln das Quem

pastores zu singen. Es wehrte aber dieser Gottesdienst drei gantze Stunden mit Singen und Predigen biß umb zwölff Uhr umb Mitternachts. Des Morgendes wie auch des heiligen Abend zur Vesper und Christ Nacht, wenn die hohe Predigt anging, so sang der Kantor aus der Schulen mit den Schülern in die Kirche das Puer natus in Bethlehem, und andere Weihnachtsgesänge und ging die gantze Kirche herumb mit den Knaben, wie in einer Prozession und wieder zurücke in die Schule auff das Chor und fing sich alsdenn erst der Gottesdienst an. Und wenn es in der Kirchen ganz auß war und der Segen schon gesprochen worden, ward es auch mit Singen auf solche Weise gehalten. Und das wehrte alle drei Tage am Feste."

Um das Jahr 1700 war der Krippentanz aus den meisten protestantischen Kirchen entfernt. Lutheraner und Calvinisten betrachteten ihn jetzt als etwas ganz speziell Katholisches. Der Abendgottesdienst am Christtag und die frühe Morgenfeier am ersten Feiertag waren jedoch geblieben, obgleich sie durch jene Abschaffung ihren Hauptinhalt verloren hatten. Allerhand Ausgelassenheit, die früher feste Beziehungen auf das Fest gehabt hatte, wurde damit frei, war aber nur dadurch aus der Kirche zu verdrängen, daß man diese besonderen Gottesdienste überhaupt aufhob, wo es nicht gelang, sie den neuentstandenen Anschauungen von Anstand und kirchlicher Würde anzupassen. Und das scheint nur an wenigen Orten gewesen zu sein.

Jahrhunderte lang war zu Weihnachten in den Kirchen gesungen worden — meist wohl Volkslieder nach Volksmelodien. Da begann man es anstößig zu finden, klagte zuerst darüber, wetterte dann dagegen und verbot es endlich.

Die Christmetten am Morgen des ersten Feiertags waren am Ende des vorigen Jahrhunderts schon nicht mehr ganz üblich. Magister Eberhard berichtet 1799, daß sie an vielen Orten in der Nacht gefeiert werden. Zu Mitternacht wurde der Gottesdienst begonnen; „welches aber wegen denen allzuleicht dabey vorfallenden Unordnungen, an den meisten Orten mit Recht abgeschafft ist". Nicht überall war das jedoch möglich. Denn das Volk betrachtete sie nicht als etwas der Kirche Gehöriges, sondern als sein Eigentum. Heinrich Ludwig Fischer entwirft in seinem „Buch vom Aberglauben" ein freundliches Bild von dieser kirchlichen Feier: „Die sogenannten Frühmetten, welche aber zur Ehre des Christenthums an den allermeisten Orten, theils schon abgeschafft sind, theils

noch abgeschafft werden, und die uranfänglich eine stille, feierliche Vorbereitung auf das Fest seyn sollten, waren so ausgeartet, daß sie zur höchsten Verunehrung Gottes und des Erlösers gereichten. Wenn man in der Ferne einen vermischten wilden Schwarm sähe, so wie etwa einen wilden Matrosenhaufen, der sich in einer Brandweinsschenke berauscht hat, und man käme dann näher hinzu, und sähe, daß der Ort des Greuels eine Kirche sey, wo bey angezündetem Lichte ein Prediger auf der Kanzel stünde — daß also Gottesdienst hier gehalten werde; so würde man freilich erschrecken, und mit Erstaunen und Betrübnis fragen: Welche heidnische Nation je sich so vergessen habe." An vielen Orten waren darum die Frühmetten abgeschafft worden. Anderorts, wie in Z., wollte man sich dieselbe durchaus nicht nehmen lassen. „Der Gottesdienst begann Morgens um 4 Uhr: Die Kirche war erleuchtet, es erschallten Music und lateinische Gesänge. Das Fest lockte eine Menge Menschen aus den benachbarten Bergstädten dahin, die sich mit Brandwein und Honigkuchen reichlich zu versehen pflegten, um sich gegen die Kälte zu schützen, und — das Christfest zu begehen. Die Kirche war gepfropft voll und der Lerm so groß, als wenn alle Trommeln eines Regiments auf einmal geschlagen würden. Der entsetzliche Dampf von Brandtwein, Lichtern und Tobac erfüllte die Kirche und erstickte fast den einzigen nüchternen Mann, den Prediger. Dieser konnte wegen des erstaunlichen Getöses nicht reden, stand still, und sahe von der Canzel herab den Unfug der Gemeinde. Brennende Lichter, die das besoffene Volk von den Leuchtern riß, flogen in der Kirche umher, bei einigen wirkte der im äussersten Uibermaaß genossene Brandtwein und Honigkuchen von oben und unten. Andre wälzten sich mit Weibspersonen in öffentlicher Unzucht schamlos herum. So kann selbst die heiligste, die beste Religion ausarten, wenn nicht die aufklärende, sittlichmachende Vernunft ihr zur Seite bleibt." Es ist die Zeit Lessings und Rousseaus, in der man mit der göttlichen Vernunft die der Zeit fremd gewordenen kirchlichen Bräuche und Dogmen mit neuem Leben zu durchdringen sucht.

Auch in dem katholischen Böhmen wanderten die Krippen, als man die alte volksmäßige Religionsübung um sie in der Kirche störend zu finden begann und sie sich mit dem neuerwachten Begriff von der Würde des Kirchendienstes nicht zu vertragen schienen, in die Privathäuser. Vielfach vereinigten sie sich nun

mit den beliebten Weihnachtsumzügen, über die noch zu sprechen ist. Ein schwarz kostümierter Teufel begleitete von nun an die Knaben, die mit der Krippe herumzogen, brummte und rasselte mit der Kette.

In Polen führte um 1850 ebenfalls ein verkleideter Schuljunge eine kleine Krippe herum, zeigte sie vor und sang dabei zum Teil seltsame Lieder:

In Hofes Mitte steht ein Ahornbaum
Heilalujah!
Auf dem Ahorn goldner Blütenflaum
Heilalujah!
Paradiesvögel kommen hingeflogen,
Abbeutelnd goldnen Blütenflaum.
Ein schmuckes Mägdlein eilt herbei,
Aufbindend ihre weiße Schürze,
Und sammelt den goldnen Blütenflaum,
Und sprang damit zum Goldschmiedlein.
„Goldschmiedlein, Goldarbeiterlein,
Gieß mir daraus einen goldnen Becher!"
Und wer wird dir den Becher füllen?
„Herr Jesus selbst mit seinen Engeln,
Maria selbst mit ihren Jungfraun,
Schmuck Mägdelein mit seinen Rittern!"
Heilalujah!

In diese Krippenumführung drangen dann mehrfach Personen aus den Jesusgeburtspielen und Paradeisspielen ein.

Noch 1846 war es in den Städten Masurens in „Preußisch-Polen" Sitte, daß am Weihnachtsabend als Engel gekleidete Kinder mit einer Wiege, worin das Christkind lag, herumgingen und mit einem goldenen Sterne, der an einer langen Stange befestigt war, von Thüre zu Thüre gehend ihren Weihnachtswunsch singend darbrachten.

In Hamburg zogen vor 1865 Aufzüge zu Weihnachten umher, mit Tannenzweigen geschmückt, Weihnachtslieder singend und Gaben sammelnd. Voran schritt Klinggeest, ein weißes Engelchen mit Glöcklein behangen; er trug auch wohl den großen Stern der heiligen drei Könige. Ihm folgten Joseph, regelmäßig in einem himmelblauen Talar mit gelben Unterkleidern, und Maria, ganz hochrot gekleidet; sie zeigten das grünbekränzte Kripplein, in dem Ochs und Esel nicht fehlen durften. So wanderten sie

von Haus zu Haus und wurden meist überall freundlich aufgenommen. —

Schon das „Exhibieren", von dem Witzel um 1550 berichtet, enthält ein neues Moment. Unter den bemerkenswertesten Stücken nennt er die „Repräsentation des Städtlein Bethlehem". Wie die ganze Weihnachtssage mit den drei Königen, den Hirten und Engeln in die Krippenfeier eindrang, sprengte sie zugleich deren Rahmen. Eine Vorführung dieser Scenen bot schon das längst aus den Hallen der Kirche ausgeschiedene Jesusgeburtspiel, und theatralische Vorführungen gehörten nach der neuen Zeitanschauung nicht mehr zu den Aufgaben der Kirche. Die Krippenfeier drohte sich zu einem neuen kirchlichen Schauspiel zu entwickeln. Da schnitt die Kirche diesen Entwickelungsfaden ab, indem sie die Zuhörerschaft der Kirche aus der Teilnahme an der Krippenfeier hinausdrängte. Zwischen dem Jesusgeburtspiel und der bildlichen Darstellung, welche sich aus der Krippenfeier entwickelte, bestand aber doch ein bedeutsamer Unterschied. Die neuaufkommenden Weihnachtspanoramen waren Puppenbühnenwerk. In kleinen Dimensionen stellten sie Bethlehem, den Stall, das Haus des Herodes dar, und auf dieser Scenerie bewegten sich seit dem sechzehnten Jahrhundert die fußhohen Gestalten der Jesusgeburtssage. Aus der Kirche hinausgewiesen, haben sich diese Schaustellungen der volkstümlichen Religiosität in Privathäuser zurückgezogen. Obgleich wirkliche Weihnachtspanoramen mit bewegten Figuren, verleugnen sie jedoch ihren Ursprung nicht. Krippen und Krippenspiele sind ihre volksmäßigen Namen. Die deutsche Puppenbühne des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts fußt auf diesen religiösen Puppenspielen. Erst seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts sind vorwiegend unter englischem Einfluß auch andre Stoffe auf ihre dünnen Bretter gekommen.

Schon im sechzehnten Jahrhundert haben sich diese Weihnachtspanoramen von der Krippenfeier losgelöst. Zuerst in der Kirche aufgestellt, haben sie wie Jesusgeburtspiel und Krippenfeier diese dann auch verlassen und haben ihr Leben in der Stille der Privathäuser durch drei Jahrhunderte fortgeführt. Obwohl auch in protestantischen Gegenden bezeugt, haben sie sich doch nur in katholischen reicher entwickelt und zahlreicher erhalten. Aber auch im katholischen Süden der deutschen Zunge ist der Brauch, namentlich seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, stark im Rückgang. Seit den dreißiger Jahren treibt ihn der Christ-

baum immer weiter zurück. Die Weltanschauung, welche in der Geburt im Stalle zu Bethlehem den Mittelpunkt der Menschheitsentwickelung sieht, hat ausgelebt, und vor der fortschreitenden Bildung der Zeit müssen die Reste dieser Auffassungsweise der Geschichte notwendigerweise fallen. Die Kirchen haben selbst das Verständnis dafür verloren, was volkstümliche Religiosität ist. Ihre Träger wären die einzigen, welche Grund hätten, das Verschwinden dieser Bethätigung des alten Glaubens zu betrauern. Aber nach dreihundertjährigem Dasein als Volksreligion ist das Christentum wieder zur Priesterreligion geworden, und hat es werden müssen, da es sich nicht vom Deutschtum auffaugen und von den Bildungsmitteln der Zeit fortentwickeln ließ, sondern die heimatlose, internationale Religion geblieben ist. Wo sich Krippen und Krippenspiele heute noch finden, da sind sie die Reste einer niedergegangenen Weltanschauung, Rudimente der Vergangenheit, die sich aus den Städten längst aufs Land geflüchtet haben und hier der verdienten Vergessenheit anheimfallen; denn für die Gegenwart enthalten sie keine Bildungsmomente mehr.

Auch in katholischen Gegenden haben heute wenig Priester mehr Verständnis für die alte volkstümliche Religiosität, welche die Kirche auf dem Höhepunkte ihrer Entwickelung im sechzehnten Jahrhundert vertrat. Der Herausgeber der Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol, der Augustiner Chorherr Pailler in St. Peter am Windberge, ist durch seine Pflege dieser wirklichen Religiosität mehrfach mit seinem Orden und der Staatsgewalt in Konflikt geraten, und seine St. Peterer Weihnachtsspiele, deren Erneuerung er versucht hat, liegen immer noch unherausgegeben in dem Archivschrank seiner Pfarre. Die Kirchen, welche sich vor der Macht der Wissenschaft in immer abstraktere Winkel zurückziehen müssen, legen selbst mit die Hand an ihr Werk von ehedem, weil sie fürchten, ihre Gegner möchten daraus Waffen gegen sie schmieden.

Der Fall, daß sich heute noch solche Aufführungen finden, ist als bloße Ausnahme von der Regel zu betrachten. Und zwar sind Krippe und Jesusgeburtspiel wohl gleichweit zurückgewichen.

Noch 1861 wurde in Raschau im sächsischen Erzgebirge ein solches Krippenspiel von einem Bergmann gespielt, und der Oberlehrer Mosen, der darüber berichtet, hielt es für ein selbständig auf die Puppenbühne übertragenes Dreikönigsspiel.

Auch sonst kannte noch 1861 das völlig protestantische sächsische Erzgebirge die Krippen mit ihren in Holz geschnitzten Darstellungen der Geburtssage von Jesus, auf dem Berge die Stadt Bethlehem, vorn ein Stall mit offenen Wänden, in dem man neben Ochs und Eselein das Christkind in der Krippe und Maria und Joseph sah. Auf der andern Seite hüteten die Hirten ihre Schafe, über ihnen schwebten Engel, welche die Geburt verkündeten. Im Hintergrunde kamen auf einem Bergpfade die drei Weisen aus dem Morgenlande auf Rossen und Kamelen, von Dienern begleitet, heran und zogen dem Sterne zu, der über dem Stalle strahlte. Ringsumher strahlten Lichter, und der Andrang zu solchen Schaustellungen war sehr bedeutend.

In der Mitte unsres Jahrhunderts hatten die Krippen im katholischen Süden Deutschlands noch eine ziemliche Verbreitung. In München, Würzburg, Bamberg, Eichstädt, Salzburg fanden sie sich. Oft sang man bei ihrer Betrachtung folgendes Lied, das einen Teil seines Inhalts aus dem Jesusgeburtspiel entlehnt hat:

Inmitten der Nacht
Die Hirten erwacht,
In Lüften hörn klingen,
Das Gloria! singen
Die englische Schar — Schar
Daß Gott geboren, ist wahr,
Die Hirten im Feld
Verließen ihr Zelt,
Sie konnten kaum schnaufen
Vor Rennen, es laufen,
Der Hirt und der Bue — Bue
Dem Krippelein zu.
Ach Vater, schaut, schaut,
Was finden wir da!
Ein herziges Kindlein,
Auf schneeweißem Windlein
Dabei sind zwei Tier' — zwei Tier'
Ochs, Esel allhier.
Dabei zeigt sich auch
Eine schöne Jungfrau,
Sie that sich bemühen
Beim Kindlein zu knieen,
Und betet es an — an!
Ei Brüder, schaut's an!

Ach daß Gott walt!
Wie ist es so kalt!
Möcht' einer erfrieren,
Das Leben verlieren.
Wie dauert mich das Kind — Kind.
Wie scharf geht der Wind.
Ach daß Gott erbarm',
Wie ist die Mutter so arm!
Sie hat kein Pfännlein,
Zu kochen dem Kindlein,
Kein Mehl und kein Schmalz — Schmalz,
Kein Milch und kein Salz.
Ihr Brüder, kommt h'raus,
Wir wollen nach Haus,
Kommt alle, wir wollen
Dem Kindlein was holen.
Kommt einer hieher,
So kommt er nicht leer.

In Niederösterreich waren schon 1859 die Weihnachtspanoramen etwas gesunken. Ihre Besitzer zogen mit ihnen in den Häusern herum. So in Mank als „Christschau". Am heiligen Abend wird gespielt. Plötzlich wird heftig an der Hausglocke gezogen. „Die Christschau" kommt. Zwei Kirchenbuben mit langen, roten Kleidern und der Kirchendiener mit einem großen Kasten, der auf eine erhöhte Unterlage gestellt wird. Eine liebliche Gegend mit Hirten, Jägern, den drei Königen und im Hintergrund der Stall, das ist das Bild, welches der Kasten zeigt. Die Bauernknaben singen, Lichter in der Hand:

„Da Christ, da is kuma,
Hot Sinden uns g'numa,
Hot von Daif'l befraid
Dö Kinda und Lait!"

Der Kirchendiener erklärt das Bild, die Knaben singen wieder, und eine Geldeinsammlung ist das Ende.

In dem völlig katholischen Tirol haftete noch 1863 der Brauch des Krippenaufrichtens fest. Reinsberg Düringsfeld gibt eine lebendige Schilderung des Brauches aus jener Zeit:

„Sobald der Sinte Klas umgeht und sich abends die Ketten und Schellen des Klaubaufs hören lassen, werden die einzelnen Gegenstände der Krippe zusammengesucht, die Figuren aus der

Dachkammer herabgeholt, alles Schadhafte ausgebessert, Verblaßtes neu bemalt, und was da noch fehlt, geschnitzelt. Man geht in den Wald, um Moos zu sammeln und Tannenzweige mit Stechpalmen, in Südtirol großbeerige dunkle Epheuranken, zu holen, mit denen man die Krippe schmückt, welche am Christabend nach dem Abendessen ‚aufgemacht' wird.

„In dunkler Grotte ruht das Kind, die Gottesmutter kniet an seiner Seite, während Joseph am Eingang steht, und Hirten, meist in Tiroler Tracht, knieen vor der Höhle oder auf der Moswiese, auf welcher Lämmchen grasen und Engel mit goldenen Flügeln mit Hirten sprechen. Ein Hirt ist gewöhnlich dargestellt, wie er sich den Schlaf aus den Augen reibt, und im Vordergrunde befindet sich ein Brunnen, an welchem eine Kuh säuft. Auf den Bergen, die sich über der Höhle erheben, liegen Häuser und Burgen, weiden Herden, von Hirten gehütet, und schweifen Jäger mit Stutzen, um Hasen und Gemsen zu schießen. Karrenzieher fahren vom Berg herab, ein Fleischer führt ein Kalb daher, eine Bäuerin bringt Eier und Butter, während ein Förster mit einem Hasen niedersteigt, um ihn dem Kindlein zu bescheren.

„Vor einem Bauernhause wird Holz gehackt, in der Nähe steht am Eingang einer Höhle eine Kapelle, vor der ein Waldbruder kniet, während ein anderer Eremit einen steilen Steig herab kömmt; Knappen arbeiten und ziehen schwerbeladene Karren aus den Schachten, aus einer Höhle tritt ein Bär, und ein zerlumpter Bettler hält dem Beschauer den leeren Hut hin.

„So bleibt die Krippe bis zum Sylvestertage, wo die Beschneidung ‚aufgemacht' wird, der am 5. Januar die heiligen drei Könige folgen. Diese füllen mit ihrem glänzenden Gefolge aus Edelknaben, Reitern und Dienern mit Pferden, Kamelen und Elefanten den Platz vor der Krippe und sind des Pompes wegen die Lieblingsvorstellung des Volkes."

Eine der schönsten Krippen sollte 1863 der Tiroler Wallfahrtsort Absam besitzen, wo die Figuren sehr schön geschnitten waren und die Gegend genau die von Bethlehem darstellte. Bei der Krippe zu Arams waren damals die Figuren zwei Schuh hoch, bei der zu Birgitz aber so reich bekleidet, daß der goldschwere Mantel eines der drei Könige allein sechsunddreißig Gulden kostete. Das großartigste Werk dieser Art soll jedoch damals die Krippe des Bürgers Moser in Botzen gewesen sein, welche zehntausend Gulden gekostet haben soll.

Besonders reich an diesen Panoramen aber ist Deutsch-österreich.

Das oberösterreichische Krippel um die Mitte unsers Jahrhunderts beschreibt der St. Florianer Chorherr und jetzige Pfarrer von St. Peter in seinen „Weihnachtsliedern aus Oberösterreich". „Ein kleines Haus barg den Schatz; wir traten durch die Hausflur an die Schwelle des Heiligtums, erlegten unsere Kreuzer und befanden uns im ‚Krippel'. Der Thür gegenüber, die Wand nach ganzer Breite und Höhe einnehmend, erhob sich ein zierlicher, entzückender Bau. Derselbe war in drei Terrassen oder große Stufen geschieden, auf jeder prangten andere charakteristische Dinge .... Die unterste Stufe, deren Ebene so hoch lag, daß unsere Köpflein eben ihre Herrlichkeit beschauen konnten (gegen die alles betastenden Kinderhände schützte sie ein solides Holzgitterchen), enthielt die Darstellung der Geburt Christi in vielen (etwa einen Schuh hohen) schön geschnitzten oder auch zierlich gekleideten Figuren. Zahllose Lämmer lagen und standen schauend und grasend auf der Wiese aus grüner feingeschnittener Wolle. Ein frischer Spiegelbach wand sich durch die Flur, trieb Mühlen, schlüpfte unter Stegen und Brücklein durch und verdankte sein gläsernes Wasser einem kecken Wasserfall, der aus gleichem Stoff über flimmernde Felsen aus Baumrinde sprang. Gefährliche, fast unmögliche Pfade und Steige führten von der Mittelterrasse auf die Ebene herab, auf ihnen eilten Hirten und Hirtinnen herbei mit mancherlei Gaben. In der Mitte der Hinterwand dieser Terrasse stand in tiefer schimmernder Felsenhöhle das Kripplein mit dem Jesukind, daneben Maria und Joseph, davor knieten schon die ersten Hirten; im Hintergrund wohnte der für uns höchst interessante Esel und Ochs. Am Giebelfeld der Höhle schwebte der ‚Glori-Engel' in silbernen Wolken mit Spruchband: Gloria in excelsis deo.

„Die zweite Stufe beherbergte eine lange Reihe netter Häuschen, die nur einen schmalen Raum vor sich ließen. In jedem dieser Häuser wohnte ein Handwerker, und mit größter Zierlichkeit standen oder saßen sie bei ihrer Arbeit, ihren Maschinen und Geräten. Es gab da Schmiede, Schreiner, Gärtner, Müller, Binder, Drescher, Zimmerleute, Drechsler, Spinnstube, Schuster, Schneider u. s. w. Die Mitte (oberhalb der Weihnachtshöhle) nahm auch hier ein mit Schneckenhäuslein und Frauenglas bestreutes Felsthor ein ....

„Der oberste [mit dem zweiten nicht verbundene] Raum stellte einen von drei Seiten geschlossenen, nach vorne offenen Stadtplatz vor, die Stadt Bethlehem .... Den rechten Flügel des Platzes bildete ‚das Kaffeehaus', den linken ein altertümliches Stadtthor, daneben eine schöne zweitürmige Kirche, das Wirtshaus zur Sonne und das Mauthamt von Bethlehem u. s. f."

Die Vorführung der Geburtssage, wie sie einst im Krippenspiel üblich gewesen war, hat längst an Interesse verloren. Wie viel früher ins Jesusgeburtsspiel sind in sie volkstümliche Scenen eingedrungen, haben nach und nach die Oberhand gewonnen, dann die alten Sagenscenen Schritt für Schritt zurückgedrängt und endlich als etwas Fremdes, Ungehöriges völlig ausgeschieden. So in Tirol, Salzburg, Oberbayern und Oberösterreich. Nach Paillers Bericht bildete der geschilderte scenische Aufbau den Schauplatz für eine Art Puppenspiel, das mit der Geburtssage schon so gut wie in keiner Verbindung mehr stand und volkstümliche Scenen darstellte, deren drastische Wirkung sich immer neu bewährte. Ein Bub kletterte auf einen Tannenbaum, fiel herunter und verzog sich seufzend mit einem Kameraden. Ein Schulmeister prügelt beide. Ein Pfannenflicker streitet mit der Kaffeefrau, zündet das Kaffeehaus an und bekommt dafür vom Polizisten fünfundzwanzig aufgezählt. Eine Gräfin besucht die Kirche, in der die Lichter brennen. Der herzhafte Schwang aus dem frischen Alltagsleben mit seinen urwüchsigen Anschauungen von Lohn, Strafe und Gerechtigkeit ergreift die Zuhörerschaft tiefer als die alte bis zum Ueberdruß gehörte, im höchsten Maße unwahrscheinliche Sage von der Geburt eines neuen Gottes, und darum muß sie selbst dem rohsten Schwanke weichen.

Anderorts bröckelte immer mehr von der Krippe und dem Weihnachtspanorama ab. In manchen Gegenden des Erzgebirges stand 1860 in den Häusern nur noch ein Weihnachtsengel im Fenster, eine weißgekleidete Puppe mit Flügeln. Ueber seinem Kopfe hielt er mehrfach einen Papierstreifen mit bunter, von hinten erleuchteter Inschrift: „Ehre sei Gott in der Höhe!" Um 1870 war er an den meisten Stellen verschwunden. Wo er noch stand, erleuchtete kein Lämpchen mehr die Inschrift; und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo auch der letzte dieser Weihnachtsengel unter Kinderhänden einen jähen Untergang gefunden hat.

Von ihrem altheimischen Boden in den Kulturländern Europas immer mehr vertrieben, flüchtet die Krippenfeier, von

der katholischen Mission getragen, in andre Erdteile. 1851 fand sich eine Krippe in Montevideo in Südamerika. Ein Reisender berichtet darüber: „Behufs der .... Weihnachtsfestlichkeiten war neben dem Altar eine Krippe hergerichtet, welche recht niedlich aussah, hier ruhte nun das Jesuskind auf einer Handvoll Stroh, und umher standen die Eltern, prachtvoll angekleidet, vornehmlich Joseph. Ein Tischchen stand in der Mitte der Kirche, und darauf ein aus weißem Wachs gebildeter kleiner Christus neben einem Theebrett, bestimmt, die Kupfermünzen zu empfangen, welche mildthätige Fromme dort könnten opfern wollen; damit die schwarzen Christen sich indes nicht vergessen halten, sondern recht fühlbar einsehen sollten, daß das Weihnachtsfest auch für sie da sei, lag auf einer Erhöhung ein kleiner schwarzer Christus in Ebenholzfarbe glänzend und mit wolligem Haar."

IV.

Jesusgeburtspiel.

Auch nachdem der Geburtstag des Gottes Jesus auf den 25. Dezember festgesetzt war und als kirchlicher Festtag gefeiert wurde, war er doch noch für Jahrhunderte nicht das Hauptfest des Winters gewesen. Hatte das vierte Jahrhundert gleich den alten heiligen Schriften die Geburtssage des Stifters vorangestellt, so erfreute sich dieselbe doch noch für länger als ein halbes Jahrtausend nicht desselben Ansehens wie andre Teile. Die allmächtige Tradition wies ihr neben der altberühmten Erscheinungssage nur eine bescheidene Stelle an. Der 25. Dezember ward der Gedenktag der Geburt, der 28. der des Kindermordes von Bethlehem, der 6. Januar blieb der der Erscheinung in göttlicher Herrlichkeit und überstrahlte die beiden andern bei weitem.

Der Epiphaniassonntag hatte in der alten gallischen Kirche des neunten Jahrhunderts einen besonders festlichen und lebhaften Gottesdienst. Aus dessen aufgezeichneter Ordnung entwickelten sich, vielleicht schon im zehnten Jahrhundert, kleine kirchliche Aufführungen in lateinischer Sprache. Aus Rouen, Limoges und Orleans sind solche Ritualien erhalten. Das Officium der drei Könige von Rouen läßt die drei Könige aus drei verschiedenen Teilen der Kirche hervorschreiten nach dem Altar, begleitet von Geschenke tragenden Dienern. Der erste König, welcher aus der Mitte kommt, deutet mit seinem Stabe nach dem Stern und spricht:

In überhellem Glanze strahlt der Stern!

der zweite antwortet von rechts:

Der als geboren verkündet den Herrn der Herrn;

und der dritte schließt, von links vortretend:

Dessen Kommen dereinst Weissagungen verkündigt.

Vor dem Altar treffen die Magier zusammen, küssen sich und singen: „Lasset uns gehen und ihn suchen, und ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen als Geschenke darbringen." Nach Gesang und Umzug wird ein Vorhang zurückgeschlagen. Die Könige bringen ihre Geschenke dar und beten das Kind an. — Aus diesem Ritual, das schon dramatisch genug ist, gingen dann förmliche geistliche Spiele hervor, die im zwölften Jahrhundert in Frankreich schon ziemlich ausgebildet waren, aber immer noch in der Kirche aufgeführt wurden. Aus Orleans sind uns solche erhalten.

In Deutschland hat sich ganz die gleiche Entwickelung vollzogen. Aus derselben Liturgie entwickelten sich hier Dreikönigsspiele, die bereits im neunten Jahrhundert im Südwesten sich ausbildeten. Im Kloster Freisingen wurden dieselben damals als Singspiele aufgeführt. Sie behandelten vor allem die Anbetung des neugeborenen Jesus durch die Magier aus Morgenland, und an diese schloß sich bald die Tötung der Bethlemer Kinder durch Herodes. Die Aufführung dieser Episode ist mit der Reise der Magier zur Geburtsstätte des Kindes zu nahe verwachsen, als daß eine selbständige Aufführung dieser Scenen möglich gewesen wäre. Denn auch in ihr spielen die Magier eine Hauptrolle.

Die ganzen Spiele erscheinen noch bunt zusammengebaut. Verse aus Virgils Aeneide, Stellen aus Sallust und andern Römern dienen zur Ausstaffierung des ersten Orleans-Freisinger Stückes, das nichts weiter ist als eine Erweiterung des alten Rituals. Von den Sagenzügen ausgehend, welche am Erscheinungstage haften, gelangt das Spiel auch zu der eigentlichen Geburtssage. Die Magier, welche an die Krippe treten und ihre Geschenke darbringen, sind ja nicht die ersten Menschen, welche dies thun: vor ihnen waren schon die Hirten da. Die Stelle der heiligen Schriften, welche in abgerissener Weise diese Sage erzählt, führt die Scene nicht aus, und so war es kein Wunder, wenn sie sich auch in der kirchlichen Aufführung erst später ausbildete. Mit ihrem Eintritt in diese aber war der entscheidende

Schritt geschehen, die Aufführung rückte nach Weihnachten, das Epiphaniasspiel wurde nach und nach zum Weihnachtsspiel oder genauer zum Jesusgeburtspiel. Mönchisch-priesterlicher Anschauung entsprungen und in erster Linie für Priester bestimmt, blieb es lateinisch, vom Volke unverstanden und die religiösen Bedürfnisse des Volkes nicht verstehend. Höchstens, daß das Auftauchen des glänzenden Sternes und später die Aufstellung der Krippe nach dem Muster der Krippenfeier ein wenig auf die Einbildungskraft der großen Massen wirkten.

Mit dem zwölften Jahrhundert beginnt eine neue Zeit für die gebildete religiöse Dichtung in Deutschland. Die christliche Lehre begann aus dem ausschließlichen Besitze der Priester und Mönche langsam in die sozial besser gestellten Kreise hinüberzugleiten und auf deren Lebensanschauungen leisen Einfluß zu gewinnen. In einzelnen Stunden lenkte sie sogar schon den Sinn der oberen Volksschichten von den unmittelbaren Interessen des Lebens auf kirchliche Vorstellungskreise und Interessen, die sich aber doch immer mit den Interessen des Lebens berührten. Dahin gehört vor allem die Eroberung der Stelle, an der ehemals nach der Sage das Grab des Gründers der fremden Religion sich befunden haben sollte. Die Schlachtengeschichte kennt die dadurch in die Ferne gelenkte heimische Volksbewegung unter dem Namen Kreuzzugsbewegung.

Noch bis in weit spätere Zeit reichte der passive Widerstand der weiten Volksschichten gegen den neuen Kultus. Denn nur um einen Kultus handelte es sich ja zunächst, nicht um eine Weltanschauung, oft nur um Namen. Dieselben Handlungen, die man, einer germanischen Gottheit geweiht, für ruchlos hielt, galten, den drei christlichen Göttern dargebracht, für heilig. Die ganze Anschauungswelt von der Persönlichkeit der Naturgewalten blieb. Ein persönlicher Wille bewegte nach wie vor Sturm und Wetter, nach wie vor gaben persönliche durch Gebet und Opfer zu bestimmende Mächte Regen, Sonnenschein und Gedeihen für die Fluren, schützten Haus und Hof vor Feuersgefahr und gaben Sieg im Kriege. Davon, daß das Leben auf der Erde nur eine Vorbereitungszeit für ein Leben nach dem Tode sein soll, weiß das mittelalterliche Volk nichts. Nicht in irgend einer abstrakteren Frage liegt der Schwerpunkt der mittelalterlichen Religion, sondern in der Behauptung, in der zuversichtlich ausgesprochenen und starrköpfig verteidigten Behauptung, daß ihre Meinung das

Richtige, alles andere das Falsche sei. Im Gewande einer höheren Kultur und überlegenen Geistesbildung einziehend, mußte diese Religion äußerlich den Sieg gewinnen, wenn sich nur hartköpfige Streiter in genügender Anzahl fanden. Otfrieds Evangelienharmonie trieft von unaufhörlichen Versicherungen, daß seine Geschichten wahr seien, und durch fast die gesamte christliche Priesterdichtung bis zum vierzehnten Jahrhundert geht der gleiche Zug. Man muß sich das gegenwärtig halten, um ganz den Eindruck begreifen zu können, den diese Tendenzdichtung auf den mit dem Christentum noch nicht Vertrauten machen mußte, wie auf den, der sich mit ihr im Alleinbesitz der ewigen Wahrheit wähnte. Für jenen bedeutete die treuherzige Versicherung des Priesters, was er berichte, sei blanke Wahrheit und so gut wie Selbsterlebtes, eine Erschütterung der eigenen Ueberzeugung, die sich solcher Angriffe nicht versah; für den bereits Gewonnenen aber bedeutete die Vorführung solcher Gedankenketten den ganzen vollen Jubel deutlich bewußter Ueberlegenheit über den bedauernswerten Mann, der sich noch nicht zu dieser Höhe aufgeschwungen hatte.

Auch das lateinische Jesusgeburtspiel ist von dieser Strömung gepackt und mit fortgerissen worden. Im dreizehnten Jahrhundert wurde im Kloster Benediktbeuren ein solches Spiel aufgeführt, das uns in einer Niederschrift wohl des vierzehnten erhalten ist. Wo Sprecher und Angeredeter über gemeinsame Grundlagen der Ueberzeugung einig sind, bedarf es nicht mehr der fortwährenden Versicherung, daß der gemeinsame Boden unerschütterlich stehe, ja dieselbe ist geradezu unmöglich. Sobald sich das Jesusgeburtspiel über das Rituale hinaus zur Selbständigkeit erhob, mußte diese dogmatische Tendenz hervortreten, und ein Stück, das sie aufweist, muß noch in die Kampfzeit des Christentums fallen. Die Wahrheit oder Falschheit der Geburt des neuen Gottes bildet den Gegenstand des Benediktbeurer „Scenenspiels von der Geburt des Herrn". Es steht aber bereits auf einer fortgeschritteneren Stufe der Entwickelung. Beide, Darsteller und ihr mönchisches Publikum, stehen auf seiten der neuen Meinung, aber die fruchtlose Bekämpfung derselben nimmt einen breiten Raum ein. Beide Menschengruppen empfinden dem Angreifer gegenüber blutigen Hohn. Ihre Ueberlegenheit über die wahnwitzigen Zweifler kommt ihnen deutlich zu Sinne, weil ihnen der hohe Gefühlswert ihrer Vorstellungen so klar ins Bewußtsein tritt.

Das Benediktbeurer Spiel gruppiert sich um sieben Hochpunkte, von denen drei außerhalb der biblischen Sage fallen.

Die Propheten Jesaias und Daniel und eine Sibylla treten auf und prophezeien, daß eine Jungfrau den Retter der Welt gebären wird. Als vierter Prophet bringt Aaron eine Rute, die unter elf andern auf dem Altar einzig blüht, und Balaam auf dem Esel kommt als fünfter und sagt: Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen. Der Archisynagog mit einer Gruppe Juden widersetzt sich durch Lärm der gehörten Prophezeiung, stößt seinen Genossen, schüttelt den Kopf und den ganzen Leib und stampft mit Fuß und Stock auf, macht dabei die Bewegungen der Juden nach und wendet sich entrüstet an seine Begleiter. Der Knabenbischof tritt ihm entgegen, und Augustin streitet mit ihm und singt im Wechselgesang mit den Propheten, während der Archisynagogus sich dagegen wieder mit Lachen und Lärm sträubt.

Erst nach dieser Einleitung beginnt das Geburtspiel, das einfach verläuft. Der Engel verkündet Maria ihre Befruchtung. Elisabeth und Josef erscheinen, Maria legt sich aufs Bett, gebiert ihren Sohn, Josef setzt sich ehrbar neben sie, ein Stern geht auf, und der Chor singt: „Heute ist Christus geboren!" Die Verkündigung der Befruchtung der Maria durch den Engel, das Erscheinen der Elisabeth, die Geburt des Kindes nehmen nur einen kleinen Raum ein. Sie bilden nur die Einleitung zu dem Christjubel. In der Kirche wohl schon des zwölften Jahrhunderts war es üblich gewesen, daß an einer bestimmten Stelle, wenn der Priester die Worte verlas: Puer natus est nobis, ein von andern Priestern veranstalteter Jubel losbrach, an dem sich das Volk bei seiner Freude am Schreien und Johlen nur zu gern beteiligte. Naiverweise nahm das mönchische Spiel an, daß dies bei der wirklichen Geburt auch so gewesen sei und erweiterte den Zug zu einer Scene.

In der dritten Scene begegnen die drei Könige den Boten des Herodes und fragen diese nach dem neugeborenen König. Diese eilen zu ihrem Herrn. Herodes ist entsetzt, läßt den Meister der Synagoge rufen und entläßt die Könige mit der Mahnung, ihm Mitteilung zu machen, wenn sie den Gesuchten gefunden.

Erst jetzt folgt die Scene der Hirten auf dem Felde; auch sie ist ganz antiphonisch aufgebaut. Der Engel verkündigt den Hirten die große Freude, aber der Teufel erklärt das für Lüge.

Beide suchen die Hirten zu überzeugen. Sie sind sich unklar, wem sie glauben sollen, da singt der Chor der Engel das „Ehre sei Gott in der Höhe!", und die Hirten ziehen nach der Wiege.

Wieder folgt eine kurze Ueberleitungsscene, in der die Hirten das Kind verehren, auf der Rückkehr von da die Könige treffen, und diese ihre Gaben dem Gesuchten darbringen. Sie gehen ein Stück, legen sich nieder, schlafen und ein Engel warnt sie im Traume, zu Herodes zurückzukehren.

Ja der Engel geht noch weiter: er verspottet den Herodes, weil er sich von den drei Königen hat täuschen lassen. Der Meister der Synagoge kommt, berichtet dem König, daß Bethlehem die betreffende Stadt sei, Herodes läßt durch seine Soldaten die Kinder töten, die auch gleich zur Hand sind. Die Mütter jammern. Sofort wird Herodes von Würmern zerfressen und seine Leiche von frohlockenden Teufeln in Empfang genommen.

Jetzt weist der Engel Joseph an, mit den Seinen nach Aegypten zu ziehen. Er zieht ab. Sofort bedeutet die Scene Aegypten. Das Stück deutet das an, indem der König von Aegypten mit Gefolge auftritt. Joseph, Maria und Jesus ziehen wieder auf — da stürzen die ägyptischen Götterbilder nieder. Vergeblich suchen die Priester sie aufzurichten. Die Weisen belehren indessen den König, daß der Gott der Hebräer der Gott aller Götter sei. Er bekennt sich zu ihm. Alle Götzenbilder fallen. Aber diese Scene ist zu wirkungsvoll. Sie muß eine Wiederholung haben, die zugleich eine Zusammenfassung ist. So erscheint der König von Babylon als Vertreter der Heiden. Die Juden erheben sich ebenfalls, auch der Teufel erscheint. Ein Chor macht den Beschluß.

Schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, noch so lange das lateinische Spiel selbst lebendig war, muß es eine Verbreitung weit über das Benediktbeurer Kloster gehabt haben, sonst könnten nicht in Tirol, Oberösterreich und Ungarn deutsche Reste auf uns gekommen sein.

Die Einleitungsscenen dieses Stückes haben sich in deutscher Uebersetzung bis in die Mitte unsers Jahrhunderts in Tirol erhalten. Das eigentliche Jesusgeburtspiel jedoch war weggefallen. Dieselbe Einleitungsscene hat ein Spiel von der „Kindheit Jesu" aus dem vierzehnten Jahrhundert. Das volkstümliche Element des Kinderbischofs ist später verschwunden. Zwei sehr lebendige Liebeslieder waren wohl nur vorübergehend in das Spiel auf-

genommen worden. Bei den häufigen Aufführungen mochte nach dem Geschmack des Leiters bald das eine, bald das andre dazutreten. Um so größerer Beliebtheit erfreuten sich die Judenscenen. Außer in dem Tiroler Stück haben sie sich auch im ungarischen und Oberösterreicher Spiel bis gegen 1850 erhalten.

1210 verbot Innocenz III. die Aufführung dramatischer Spiele in den Kirchen und zugleich die Schauspielerei der Geistlichen überhaupt. Damit schieden sie jedoch noch keineswegs aus dem Orte ihres Entstehens. Aber wohl nahm nach und nach der priesterliche Einfluß auf sie ab. Deutsche Verse und Strophen durchbrachen gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hin hie und da den ununterbrochenen Fluß des lateinischen, kirchlichen Spieles; ihre Wirkung überstieg die der lateinischen, größere deutsche Einschiebungen wurden gemacht, und das vierzehnte Jahrhundert that endlich den entscheidenden Schritt zum völlig deutschen Spiel. Aber erst in seiner zweiten Hälfte gaben die kirchlichen Aufführungen vielfach ihre fremdländische Form auf und nahmen deutsches Gewand an. Bei dem Aufleben des Volkstums, nachdem der französische Einfluß der Minnesängerzeit abgeschlagen war, war die Kirche genötigt, dem nationalen Empfinden entgegen zu kommen. Nur so waren ja die Menschen zu gewinnen. Wie im vierzehnten Jahrhundert die Krippenfeier zur volkstümlichen Religionsübung wurde, indem sie ganz deutsches Gewand annahm, so wenig später auch das Jesusgeburtspiel. Zunächst entstanden Uebersetzungen des lateinischen Befundes an Stücken. Aber dabei blieb man dann nicht stehen. Sobald man einmal von der schmackhaften Kost genippt hatte, wollte man mehr. Hatte schon das lateinische Stück volkstümliche Elemente enthalten, so legte eine nichtpriesterliche Zuhörerschaft naturgemäß noch weit höheren Wert darauf. Während das mehr Gottesdienstliche zum Teil noch lateinisch blieb, war das Volksmäßige deutsch.

Nach und nach dringen direkt komische Episoden ein, hie und da siegt mit der stärkeren Beteiligung des Publikums die deutsche Sprache ob. Schon vorher hat das Drama den Altarplatz verlassen. Es ist zur Kirchenthür hinaus und damit in den Besitz des Volkes übergegangen. Schon im vierzehnten Jahrhundert spielte man in St. Gallen deutsch. Die Weissagungen der Propheten, die Gespräche der Personen der neutestamentlichen Sage sind deutsch, und vor allem die Hirtenscene, die schon ausführlicher erscheint, aber

doch erst auf dem Wege ist, sich auszubilden. Auch fremden Einflüssen war das nicht mehr kirchliche Weihnachtsspiel ausgesetzt. Während des Konzils zu Konstanz wurde bei einem Festschmaus, den die Vertreter Englands dem Rat und den angesehenen Bürgern der Stadt gaben, am 23. Januar 1416 ein Weihnachtsspiel auf nichtkirchlichem Schauplatz aufgeführt.

Was der Priester in feierlicher Salbung vortrug, erschien den Zuhörern nicht selten urkomisch, reizte zum Nachäffen. Gerade was er als hochheilig pries, verspottete man am liebsten. Das Heimische, Vertraute forderte sein Recht gegenüber dem Fremden, Aufgedrängten. Dieses Spotten ist oft falsch verstanden worden. Wie man sich am Feste über die Mühen der Arbeit lustig macht und dann doch wieder den Nacken geduldig ins alte Joch beugt, so, hat man gemeint, fühlt ein Volk auch von Zeit zu Zeit einmal das Bedürfnis, das, wovor man in Alltagsstunden zittert, einmal von ganzem Herzen zu verhöhnen. Ueber die eigene Thorheit, wie man sich schwerfällig zur Arbeit anstellt, kann man spotten, über das, was einem wirklich heilig ist, spottet man nicht, der Ungebildete am wenigsten. Es wurde ein Volksvergnügen, die kirchendienstlichen Handlungen zu travestieren, die wunderlichen Bekenntnisse und Gebete der Kirche zu barem Unsinn zu verdrehen oder durch noch plattere Gedanken lächerlich zu machen, weil man diese Dinge wirklich komisch fand. Wo der Priester sich in den Buchstaben verrannt hatte und gegen die Thatsachen blind war, wie gegen die schiefe Stellung des Vater Joseph in der Geburtssage, da fand die volkstümliche Unbefangenheit das Lächerliche seiner Position sehr bald heraus.

Auch im dramatischen Spiele befriedigte das Volk die einfache Darstellung der angeblich so unendlich wichtigen Geschichten nicht. Es will Blut von seinem Blut und Fleisch von seinem Fleisch, um lieben, um lachen zu können. Wo es sich vergnügen will, wenn es in etwas aufgehen soll: da müssen grobe Prellereien die Schadenfreude laut auflachen lassen, körperliche Gebrechen, auch bloßes Alter und Kraftmangel das Recht der stärkeren Faust illustrieren, und Prügel und sonstige gröbliche Mißhandlungen den Spott über das unglückliche Opfer wecken. Da müssen offene Hiebe auf das Geschlechtsleben und dessen unvernichtbare Bedürfnisse die Auftritte würzen und tüchtiges wütiges Schimpfen und Keifen alter Weiber, das jeder aus der Erfahrung kennt, heitere Erinnerungen wecken. Davon, daß

etwas derartiges sündhaft sein könne, wußte man nichts, wie die deutsche Volksanschauung überhaupt nichts wußte von dem Widerstreit zwischen Gut und Böse, zwischen den zwei feindlichen Mächten eines guten und eines bösen Gottes. Ihr war Tugend mit Weisheit und Tüchtigkeit identisch, Laster mit Thorheit und Schwäche. Die populären Dichter des ausgehenden Mittelalters Thomasin von Zirkläre und Seifried Helbling stehen ganz auf diesem Boden. In des letzteren siebentem Büchlein marschiert Frau Weisheit an der Spitze der Tugenden, Frau Thorheit an der der Laster. Der böse Gott Teufel selbst verführt die Menschen nicht zum moralisch Bösen, sondern er „bethört" sie nur, er spiegelt ihnen trüglichen Gewinn vor, während ihr wahrer Vorteil in entgegengesetzter Richtung liegt. Die christliche Lehre von der Belohnung alles Guten in einem Leben nach dem Tode stützte diese Auffassung, die selbst in die theologische Litteratur eindrang.

Das Durchbrechen dieses unverfälschten Volkstums in den Spielen geschieht ganz allmählich. In einem aus Eger stammenden Spiel des fünfzehnten Jahrhunderts weckt ein Hirt den andern und sie erzählen sich ihre Träume. Ein hessisches Spiel des fünfzehnten Jahrhunderts bildet die Hirtenscene bereits volksmäßig aus. Seine Anfänge gehen wohl noch ins vierzehnte Jahrhundert zurück, es selbst wurde im fünfzehnten mehrfach aufgeführt. Es kam in Berührung mit älteren deutschen Spielen. Die Hirten, von denen schon zwei Evangelien zu erzählen wissen, standen der Einbildungskraft des Volkes am nächsten. Für sie waren keine fremden Namen überliefert, und darum konnten sie deutsche bekommen. Hatte das lateinische Stück den einen Hirten als Pastor, den andren als seinen Servus bezeichnet, so nannte das Deutsche diesen nun knecht czegenbart und führte noch einen Czolrich und einen hartherzigen Wirt Arnold ein.

Uebte das lateinische Stück noch im vierzehnten Jahrhundert dogmatische Polemik, so ist das deutsche des fünfzehnten darüber hinaus. Die Sagen von der Geburt des Menschenerretters sind wirklich Volkseigentum geworden. Ihre Wahrhaftigkeit braucht nicht mehr behauptet zu werden. Ihre Volkstümlichkeit stützt sie schon selbst. Aber die Massen nehmen nicht einfach hin, was die Priesterschaft ihnen bietet. Aus den zahlreichen Zügen, die ihnen vorgeführt werden, heben sie einige wenige heraus, die ihnen behagen. Diese führt dann die Phantasie in ihrer derben ursprünglichen Art weiter aus mit bitterem Ernst und gleich daneben

durch Thränen lachend, schön rührsam und erbaulich und daneben wild ausgelassen. So will es das deutsche Volksstück. Wenn ihm die „heiligen Personen" nahe kommen sollen, so muß es sie auch zu sich herabziehen und aus Fleisch von seinem eigenen Fleisch wieder aufbauen. Da bot sich dann als komische Figur ganz von selbst der „alte Joseph". In der ältesten Sage war der Weise von Nazara der Sohn des Tischlers Joseph und seiner Gattin Maria. Das beweist noch das Geschlechtsregister in dem Evangelium nach Matthäus. Um Jesus' Abkunft von Abraham und David zu beweisen, wird nachgewiesen, daß Josephs Vater Jakob ein Nachkomme dieser ist. Als dann das vierte Jahrhundert den Begründer der neuen Religion zum Gotte und zum leiblichen Sohne eines Gottes erhob, und die andern dem zuwiderlautenden Stellen der heiligen Schriften ausgemerzt wurden, übersah gelehrter Leichtsinn diese Stelle. Spätere Zeit, die nicht mehr so leicht in der hochgehaltenen Ueberlieferung des Textes Aenderungen vornahm, bemerkte den fatalen Rest alter Auffassung und zog sich damit aus der Schlinge, daß sie einfach dekretierte, auch Maria habe von David abgestammt und sei somit eine Stammbase Josephs gewesen. Dadurch wurden die alten Weissagungen wieder richtig.

Mit dem Siege der neuen Auffassung, Jesus sei Sohn des Gottes gewesen, erhielt Joseph eine wenig beneidenswerte Rolle. Er war nichts viel andres als der betrogene Ehemann, mochte auch ein Gott sein glücklicherer Nebenbuhler sein. Das Mittelalter, dem noch kein erkünsteltes Anstandsgefühl den Sinn für die natürliche Auffassung so einfacher Verhältnisse trübte, faßte ihn auch so und machte sich über ihn in seinen Spielen lustig. Während seine Gattin ein blühendes, junges Weib war, das seine Würde nie verlor, machte man ihn zum alten Graubart, mit dem man nichts weniger als glimpflich umsprang, der im Weihnachtsspiel Schläge bekam und in vieler Hinsicht die komische Figur spielte. Bei aller Gutmütigkeit erhebt er sich doch nur ganz selten über das Lächerliche.

Seit mehreren Jahrhunderten mit dem Inhalt der Sagenüberlieferungen der neuen Religion in Berührung gebracht, hatten die weiteren Schichten des Volkes sich nach und nach daran gewöhnt, denselben als den Rahmen für eine ganze Weltanschauung aufzufassen. Namentlich der Dualismus trat ihnen näher und machte ihnen die Bedeutung der Geburt des Gottes Jesus ver-

ständlicher. Das hessische Stück behandelte die Sage ganz im Sinne dieser Weltanschauung. Der gute Gott und der böse Gott, Lichtreich und Reich der Finsternis, stehen einander gegenüber. Um den Menschen aus den Krallen des bösen Gottes Teufel zu retten, befruchtet der gute Gott eine Jüdin aus der Familie des Königs David, Maria, die mit einem Stammvetter Joseph verlobt ist. Sein Diener, der Engel Gabriel, kündet ihr ihre Schwangerschaft an. Sie ist erschreckt, ergibt sich aber darein. Ihr Bräutigam jammert darüber, beteuert er sei unschuldig daran und will sie verlassen:

Neyn ich blibe hie nicht
An dir ist geschen eyn geschicht
Dels wirlte habn schande
Wo mans irvert in dem lande.

Erst der Engel Gabriel vermag ihn, bei ihr zu bleiben. Sie werden auf der Reise gedacht, und Joseph bittet einen Hausherrn Arnold für sich und die Jungfrau um Unterkommen; dieser weist ihn ab, weil sie keine Jungfrau sei, sondern ein Kind bekomme. Ein andrer ebenfalls. Da gehen sie in das gemeyne huls. Joseph holt eine Wiege. Maria gebiert ihr Kind, die Engel singen Gloria in excelsis deo. Aus der Krippenfeier ist die Wiegenscene eingedrungen mitsamt den Versen des Mönchs von Salzburg. Ja noch mehr. Die älteren Jesusgeburtspiele verdienen ihren Namen eigentlich gar nicht ganz. Die Geburt steht bei ihnen gar nicht im Mittelpunkte. Die sich an sie knüpfenden Schicksale von Jesus' Eltern sind in ihnen weggeblieben. Die Stücke verleugnen eben bis ins vierzehnte Jahrhundert an keiner Stelle ihren Ursprung als Epiphaniasspiele. Erst hier ist derselbe ausgetilgt. Maria singt:

Joseph lieber newe myn
hilff mir wiegen dals kindelin

und Joseph antwortet:

Gerne liebe mume myn
hilff ich der wiegen dyn kindelin.

Auch das Tanzen um die Wiege ist mit ins Jesusgeburtspiel eingedrungen. Mochte es schon bei der Krippenfeier vor-

kommen, daß Joseph und Maria von ihren Sitzen aufstanden und sich den Tanzenden anschlossen, so tanzen hier der komische Joseph und seine Diener um die Wiege. Die Engel singen, Jungfrauen kommen, verehren das Kind und tanzen ebenfalls um die Wiege. Dabei erfahren wir, daß Maria in winden vnd in regin In eynem vffenbaren stallen liegt, daß rind vnd elselin anwesend sind. Auf einmal beginnt das Kind zu reden:

Eya eya maria liebe mutter myn
sal ich von den ioden liten grosse pin.

und Maria tröstet:

Swige libes kindelin iesu crist.
Beweyn dine martel nicht zu disser frist.

Der Engel weckt die in der Nähe schlafenden Hirten, was ihm aber erst nach mehrfachen Bemühungen gelingt. Der Hirte stößt den Knecht czegenbart mit dem Stock heftig in die Seite. Nach seinem Bericht liegt das Kind zu bethleem in eyner krippen vnder der zubrochen schoppen. Sie gehen dahin, begrüßen es und bitten es um seine Gnade, das heißt namentlich um reichliches Essen, dessen Bestandteile sie sorgfältig aufführen. Dann Tanz um die Wiege. Joseph und Maria beklagen ihre Armut. Sie haben keinen Hausrat und nichts zu essen. Maria hat nicht einmal Windeln und Windelbänder, um ihr Kind einzuwickeln. Um es warm zu erhalten, braucht sie Josephs Hilfe. Und Joseph gibt ihr zwo alt hosen, die er entbehren kann, und die neben den Löchern noch ganz sind. Er nimmt das Kind und singt Susse liebe ninne, ruft aber dann Hillegart und Gutte zum Warten. Die wollen ihm aber eine orfige geben, während er ihnen die lenden smern will, wenn sie nicht kommen. Sie hauen ihn wirklich und er schreit. Er bittet um Gnade. Hillegart macht dem Kinde einen Brei. Gutte wirft Hillegart vor, sie sei in der Schule mit dem Schulmeister verschwunden, und Hillegart jener, sie habe neulich mit zweiunddreißig Knechten unter dem Zaune gelegen. Sie geraten sich in die Haare und Joseph trennt sie. Hillegart tanzt mit Arnold, Gutte mit Czolrich um die Wiege. Die Engel singen, Joseph deklamiert ein Stück Johannesevangelium. Maria singt Joseph lieber nebe myn, das Kind beginnt sein Eya — da erscheinen plötzlich Teufel auf

der Bildfläche und beraten, wie dem Unglück zu begegnen sei, das das Kind über sie bringe: dann warnen die Engel Joseph vor Herodes, der alle kleinen Kinder morden wolle, Joseph sagt es Maria, und sie brechen auf. Josephs letzte Worte sind:

Nu wol uff vnd volge mir
mir woln geen zu dem guden bier.

Noch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wurde bei manchen Weihnachtsaufführungen das Kind in ein paar alte Hosen von Joseph gewickelt. So in Aachen. Noch andre einzelne Nachrichten haben wir aus dem sechzehnten Jahrhundert, die mancherlei Einzelzüge belegen. So nahmen damals die Engel in den Spielen breiteren Raum ein.

In Matthesius' Historien von Jesu Christo heißt es: „Da nun die Engelein jren gesang volendet, faren sie wider gen himel, das ist, sie verbargen sich als vnsichtbare Creaturen, vnd (wie die Kirche singet) kommen sie gen Bethlehem vnd dienen Marie, vnd sind jre Werterin, vnd wiegen das liebe Jesulein, vnd frewen vnd verwundern sich vber dem schönen Kindelein, das an seiner mutter brüste liget, vnd singen jr Sause liebe Ninne."

Hie und da bildeten sich Gesellschaften für die Aufführung der Weihnachtsspiele und erhielten zum Teil entsprechende Privilegien. Anderorts wurde dieselbe Gemeindeangelegenheit, wieder in andern Gegenden war sie das Vorrecht der erwachsenen ledigen männlichen Jugend.

In den älteren, noch lateinischen Spielen waren die Judenscenen und der Christjubel wohl das Populärste. In den deutschen Spielen finden sich zwei solche Scenen, nämlich die Hirtenscenen und das Herbergesuchen. Bei beiden hat die Volksphantasie gern verweilt. Beide hat sie sich nicht so leicht entreißen lassen. Lagen sie doch ihren Anschauungskreisen viel zu nahe, waren sie ihr doch aus ihren eigenen Verhältnissen heraus völlig verständlich. An die rührende Scene des Herbergesuchens haben sich zahlreiche Lieder angeschlossen. So im achtzehnten Jahrhundert der Sang:

„Felsenharte Bethlemiten,
Wie könnt ihr so grausam sein,
Und Maria auf ihr Bitten
Nicht den kleinsten Platz verleih'n?

Will sich denn kein Mensch bequemen,
Sie und ihren Ehgemahl
In die Wohnung aufzunehmen?
Weist man ab sie überall?

Ach kein Winkel ist vorhanden,
Niemand nimmt sich deiner an!
O des Undanks! O der Schanden!
Nirgends wird dir aufgethan!
Unerbittliche Gemüter,
Seht, die zarte Jungfrau tragt
Den vermenschten Weltgebieter —
Und ihm wird ein Platz versagt!"

Mit der kirchlichen Reformation des sechzehnten und den bitteren Religionskämpfen des siebzehnten Jahrhunderts gelangte die christliche Epoche des deutschen Volkes auf ihren Höhepunkt. Diese Zeit ist auch die einzige in der gesamten Zeit des Christentums in Deutschland, in der die weiten Schichten des Volkes an den religiösen Spielen selbst tiefen Anteil empfinden. Mit dem Anbruch des sechzehnten Jahrhunderts weicht das volksmäßige Rankenwerk, das in der vorausgehenden Zeit dem Volke die Spiele allein annehmbar gemacht hatte, sichtlich zurück und verschwindet stellenweise sogar ganz, namentlich auf protestantischem Gebiete. Die weiten Volkskreise haben sich in die Weltanschauung des Christentums wirklich eingelebt und stellen *ihre* Interessen thatsächlich über die Interessen des Lebens. Mögen die Hirten- und Judenscenen auch noch weiterhin im Süden ihre heitere Wirkung unerschüttert behaupten, mit der heiteren Auffassung der Schicksale von Jesus' Eltern ist es vorbei. Dadurch daß die Reformation in den Sagenquellen der Kirche einen scharfen Unterschied einführt und die Evangelien streng von der Tradition scheidet, hebt sie die Gestalten der biblischen Sage auf einen hohen Kothurn, und ihr wachsendes Ansehen unterdrückt sogar allmählich hie und da den Hohn und Spott gegen die komische Figur Josephs, wenn derselbe in abgelegeneren Orten auch zuweilen noch unverändert fortlebt.

Das sind die Gründe, warum erst das sechzehnte Jahrhundert Jesusgeburtspiele geschaffen hat, in denen die Geburtssage auch wirklich den Kern der Handlung ausmacht und durch sich selbst das Interesse der Zuschauer gefesselt hält. Man glaubt jetzt

wirklich, daß man von Grund aus im Widerspruch stehe zu den sittlichen Idealen, die die papierne Ethik der Kirche predigt, daß man darum grundschlecht sei und von dem guten Gotte notwendigerweise nach dem Tode in einen Schwefelpfuhl geschleudert werden müsse, wenn man nicht die feste Ueberzeugung gewinnen könne, daß sein Sohn Jesus die Schlechtigkeit aller Menschen durch seinen Tod am Pfahle ausgeglichen, einen Strich durch sie gemacht habe. Der noch in den Windeln liegende Sinn für kausale Verknüpfung von Ereignissen erlaubte die verschiedensten Kombinationen zwischen den einzelnen Punkten dieser Vorstellungswelt. Zahlreiche Spaltungen der Ueberzeugung mußten die Folge sein, und erst die Erkenntnis, daß man sich mittels der Logik aus diesem Labyrinth von Thesen nicht herauszufinden vermochte, führte anderthalb Jahrhundert später bei wenigen Fortgeschrittenen zu der Erkenntnis, daß die Wahrheit bei keinem einzigen der vielen Bekenntnisse sei.

Erst jener gesamte mythologische Hintergrund aber konnte der Sage von Jesus' Geburt die Weihe und Bedeutung geben, in deren Banne man stehen muß, um jene Sage als etwas Großartiges, alles andre Ueberragendes, Unermeßlichhohes zu empfinden. Ohne diese Voraussetzung im Zuschauer kann kein Jesusgeburtspiel erheben und eine Bedeutung als Kultushandlung behaupten.

Die Blütezeit der christlichen Weltanschauung im sechzehnten Jahrhundert ist auch die Blütezeit des Jesusgeburtspieles. Erst im sechzehnten Jahrhundert entstehen auf volkstümlicher Grundlage neue Jesusgeburtsdramen. Der Nürnberger Schuhmacher Hans Sachs schrieb 1557 sein Weihnachtsspiel: „Die entpfengnuß und geburt Johannis und Christi"; der Trabant Edelpöckh 1568 sein Weihnachtsspiel; das Berliner Weihnachtsspiel von 1589 folgte. Die Verfasser von allen dreien kannten volksmäßige Weihnachtsspiele, auf deren Grundlage sie ihre eigenen Dichtungen aufbauten. In seiner „Tragedia von der schepfung fall und außtreibung Adae auß dem paradeis" steht Hans Sachs einem offenbar älteren volkstümlichen, zu Weihnachten gegebenen Paradeisspiele noch weit näher. Seine Stücke haben dann wieder mehrfach auf das Weihnachtsspiel des Volkes eingewirkt. Aus seinem „Spiel von Christi Geburt" (1557), der „Tragedia vom Sündenfall" und der „Tragedia vom wütrich könig Herodes" sind ganz umfängliche Versgruppen in das volksmäßige Spiel übergegangen;

namentlich in die Tradition des Oberuferer Christigeburtspieles und Paradeisspieles. Selbst Edelpöckhs Weihnachtsspiel hat möglicherweise das volkstümliche beeinflußt.

Die Aufführungsformen des sechzehnten Jahrhunderts sind in den Grundzügen wohl erhalten in einem Spiel, das in neuerer Zeit in Ungarn aufgezeichnet und 1855 herausgegeben wurde. Schon im Oktober versammelten sich danach die zum Spiel geeigneten Personen bei dem Lehrmeister, um ihre Rollen einzulernen. Zum Vortrag gehörte, daß alles nach einem gewissen Rythmus skandiert und in vier Schritten hin und her gehend gesagt wurde, so daß auf jeden Schritt ein Versfuß fiel und bei dem vierten, welcher den Reim trug, der Redner sich rasch wendete. Nur die heiligen Personen „sagten" nicht, sondern „sangen", marschierten dabei aber ebenso taktmäßig wie die andern. Alle Rollen, auch die weiblichen, wurden von Burschen gegeben, und sämtliche Spieler verpflichteten sich für die ganze Zeit ihres Auftretens zu einem frommen, tadellosen Lebenswandel. Erst im Verlauf des siebzehnten Jahrhunderts aber vollzog sich jene Scheidung zwischen Volkstümlich und Kirchlich, die, selbst eine Folge des Niederganges des Kirchlichen, zu weiterem kirchlichen Niedergange geführt hat. Während man früher alle vorhandene Kunst, Musik und Bildnerei für die religiöse Feier heranzog, schied man sie jetzt aus. In Verbindung mit dem Ungarischen Rudiment wurde noch 1855 keine fröhliche Musik, keine Drehorgel, kein Pfeifen geduldet. Nicht einmal in dem Dorfe durfte es sich regen, wo gespielt wurde.

In der alten deutschen Festzeit vor Weihnachten begann das Spiel. Am ersten kirchlichen Adventsonntage fand der feierliche Auszug statt. Voran ein riesiger Stern, welchen ein starker Mann trug, der zugleich Vorsänger war und Meistersänger hieß. Dieser Auszug entstand durch Vereinigung zweier volkstümlicher Feiern, des Jesusgeburtspieles und der Weihnachtsumzüge, die, ursprünglich Martins- und Nikolausumzüge, vielleicht schon im Mittelalter nach Weihnachten gezogen wurden, bis dann mit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eine zweite Schicht dahin überging, während ihre Hauptpersonen die Namen Martin und Nikolaus ruhig beibehielten. Das Martins- und Nikolausbäumchen, das bei ihnen, ursprünglich ein Segenszweig für Menschen und Vieh, eine große Rolle spielte und an das sich Gaben knüpften, erhielt sich in diesen Umzügen, bekam aber im neunzehnten Jahrhundert

von seinem zu Ehren gekommenen Vetter den Namen Christbaum, obgleich es eigentlich ein Adventsbäumchen ist. Es wurde neben dem Meistersänger getragen und dahinter zogen sämtliche Spieler, heilige Lieder singend, nach dem gemieteten Saal, wo gespielt wurde. Vor demselben angelangt, blieben sie stehen, bildeten einen Halbkreis und sangen „zum glücklichen Umzug" einen Gesang, welcher das Sterngesang hieß und mit den Versen anfing:

Ir lieben meine singer fangts tapfer an
zu grüeßen wolln wirs heben an.

Sie grüßten dann Sonne, Mond und Sterne, Kaiser und Regierung:

„im namen aller würz alein,
soviel als in der erden sein"

sie grüßten:

den meistersinger gut
und den meister singer hut.

und schlossen mit den Worten:

so grüßen wir dich durch den hürewagen
der durch den himel tut herum faren.

Nach diesem Segensspruch traten sie mit dem Liede: „Unsern Eingang segne Gott" in den Saal, wo ein kleiner Raum unmittelbar an der Eingangsthür durch einen Vorhang von dem größeren Teil getrennt war, in welchem die Zuschauer rundherum auf Bänken und Stühlen saßen, während in dem kleineren die Spieler zusammengedrängt standen. Von Coulissen und anderm Apparat war nichts da, als ein Strohsessel und ein Schemel. Stand der erstere in der Mitte, wo gespielt wurde, so war Jerusalem als Schauplatz angenommen; setzte man sich auf den Schemel, so wurde Bethlehem als Hintergrund gedacht, und um dies noch deutlicher zu machen, hielt Joseph das Strohhaus, in welchem er sich befinden sollte, in seiner Hand. Jeder Scenenwechsel wurde durch einen Umzug des ganzen Chors, bestehend aus allen Mitgliedern, die ein beziehungsvolles Lied sangen, angedeutet, worauf die handelnden Personen in der Mitte stehen blieben und der übrige Chor singend abging. Prolog und Epilog „sprach" der Engel, der sonst stets sang. Wenn die drei

Hirten ihren Traum erzählten, den sie in einer und derselben Nacht gehabt, so wandten sie jedesmal einander den Rücken zu, um anzudeuten, daß jeder, unbeeinflußt von der Mitteilung des andern, dasselbe geträumt habe. Der Traum selbst wurde kurz vor dieser Erzählung dadurch versinnbildlicht, daß alle drei kerzengerade neben einander hinfielen und der Engel auf ihnen herumtrat, um ihnen den Traum einzugeben, wobei sie sich nicht rühren und keine Miene verziehen durften, da der Engel trotz seiner schweren Stiefel als „schwebend" nicht gefühlt werden konnte.

Der Hauptmann hielt dem Herodes, einer kolossalen Gestalt, ein getötetes Judenkind vor und sagte:

aber den neugeborn König han wir nicht funden!

Darüber versank Herodes in Trübsinn, schüttelte langsam das Haupt und sprach traurig in feierlich singender Weise:

Ach! ach und aber ach!
wie bin ich heunt so schwach!

Ein höchst wirksames Moment bildeten die Juden und Schriftgelehrten, von denen einer, weil er von Herodes zum Tode verurteilt wurde, einen roten Kragen trug. Der Teufel, zu welchem gewöhnlich ein etwas liederliches Subjekt ausgesucht wurde, war die kurzweiligste Person im Stücke, scherzte mit dem Publikum, trug Stühle herein und rannte vor Beginn der Aufführungen durch das Dorf, um jung und alt zu schrecken und zu necken und, auf seinem Kuhhorn furchtbar tutend, zu den Spielen einzuladen. Im Gegensatz zu ihm wurde zu der Jungfrau Maria ein schöner und streng sittlicher Bursche ausgewählt, der Wirt, welcher die heilige Familie beherbergte, und der Lakai oder Page des Königs Melchior trugen ungarische Tracht, der ungläubige Hirt aber war in einen großen Pelz gewickelt. Der Mohrenkönig trug zur Andeutung seiner Hautfarbe einen schwarzen Flor über das Gesicht.

Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts entstehen, wie bemerkt, von einzelnen Dichtern geschaffen, zahlreiche Jesusgeburtspiele. Auch die nah damit verwandten Themen werden vielfach besungen. Sie gehören aber nicht der volkstümlichen Weihnachtsfeier an, selbst wenn sie wirklich einmal hier und da aufgeführt worden sind. Es bildet sich neben der volkstümlichen

und bald ganz unabhängig von ihr eine eigene litterarische Ueberlieferung, die auch hier und da mit den geistigen Strömungen der Zeit in Berührung tritt und unbewußt selbst leise von den die folgenden beiden Jahrhunderte bewegenden Weltanschauungskämpfen beeinflußt wird. Aber schon im achtzehnten Jahrhundert gehört die Jesusgeburtssage bald nicht mehr zu den Stoffen, die der Dichter einer poetischen Behandlung für würdig hält. Das Ereignis seiner Geburt hat aufgehört als der Mittelpunkt der Weltgeschichte betrachtet zu werden, es ist wieder eine Sage geworden wie tausend andre. Sie wird noch den Kindern erzählt, aber die strebenden Köpfe der Zeit wollen nichts mehr von ihr wissen. Die Zeit der christlichen Weltanschauung ist vorüber.

In den niederen Volksschichten, namentlich auf dem Lande, fern von blühenden Industriezentren, erhalten sich die alten Jesusgeburtspiele fort, meist in den Formen des siebzehnten Jahrhunderts, und nur selten berührt von den Strömungen, welche durch die Zeit gehen. Selten, aber doch nicht niemals. Noch die Sturm- und Drangzeit gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat einigen süddeutschen Stücken, wohl mittelbar durch die volkstümliche Puppenbühne, ihren Stempel aufgedrückt. In dem Brixlegger Spiel ruft Herodes „förchterlich umherblückend“: „Stürmme nur zu — schicksal, verwehe jede Blüthe! — Der stam trotz(t) deinner wuth und steht unerschütterlich fest. — — Ha! — einn neuer König?! — ein ohnmächtiges Kind soll(t)e dem Herscher (von) Judenland die Krone von Haubte schlagen? eher verschlinge mich die Erde? — eher soll Raben (und) adler(n) — mein Körper zur speise dinnen, ehe nur die kleinste Nerve an mir bebte — o mein Arm ist starck — starck, starck! — meinne Wafen! — weib — bist du taub? meinne wafen! — Gut — so wil ich mich selbst Rüsten! (wil fort).“

Der Einfluß, der sich hier geltend macht, ist aber nur ein rein formeller. Mit den Weltanschauungskämpfen der Zeit haben die Stücke nichts zu thun. Weder das Ende des bösen Gottes Teufel um 1700, noch die Abstreifung des Mythologischen von der Gestalt des geschichtlichen Jesus seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in der Anschauung der Gebildeten, weder der Versuch des Rationalismus, die Folgerungen aus dem Dogmengebäude zu retten, während dieses selbst zusammenbrach, noch die endgültige Ersetzung des Begriffes einer Schöpfung durch den der Entwickelung seit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahr-

hunderts haben im Jesusgeburtspiele Eindrücke hinterlassen. Die stumpferen Schichten des Volkes, auf die sich diese Spiele immer mehr beschränkten, haben sich nicht einmal die Mühe genommen, dem Fortschritte der sittlichen Ideale in ihnen Rechnung zu tragen. Keins der neuen sittlichen Erkenntnisse hat man für den Aufbau, für die Umbildung der Spiele verwertet. Langsam, ganz langsam sind sie immer tiefer herabgesunken. Von geschichtlicher Treue haben sie nie etwas gewußt, und die fortschreitende geschichtliche Bildung hat da auch nicht nachgeholfen. Aber auch aus der unmittelbaren Gegenwart ist wenig aufgenommen worden. Auch wo man die alte Tracht nicht einmal mehr richtig anzulegen verstand, hat man sie vielfach beibehalten. Anderorts hat man sie auf die Personen aus Jesus' Familie beschränkt. Seit sich im siebzehnten Jahrhundert die Gebildeten von diesem Kultus bedeutungslos gewordener Dinge abwendeten, hat keine Annäherung wieder stattgefunden. Die Stücke sind zu Rudimenten geworden, die aus der Vergangenheit unverstanden in die Gegenwart hereinragen. Nur der Bildungshochmut hat manchmal gemeint, das, worüber er selbst hinaus ist, sei für das Volk noch lange gut genug, und hat salbungsvoll über das Wünschenswerte der Erhaltung des Nichterhaltbaren gesprochen.

Besonders verhängnisvoll für die Jesusgeburtspiele wurde seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das völlige Sichabwenden der Gebildeten von ihnen. Seit im Jahre 1650 der brandenburgische Kurfürst Friedrich Wilhelm I., um das Erbe der Rheinlande antreten zu können, die Duldung aller christlicher Religionen in ihnen dekretiert hatte, lernten die Fürsten einsehen, daß eine derartige Maßregel ihren Territorien nur Vorteil brächte. Darum folgten bald andre nach, und wenn dieser Zustand staatsrechtlich auch erst 1815 im Wiener Frieden festgelegt wurde, so war er doch schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts so gut wie allgemein Thatsache geworden. War jenes Dekret des Brandenburgers schon zum Teil eine Frucht der Erkenntnis, daß es doch recht thöricht sei, sich wegen mythologischer Differenzen die Köpfe einzuschlagen und das Land zu entvölkern, so förderte sie dieselbe in noch höherem Grade. Seit 1650 beginnen die Gebildeten, den Zänkereien der Bekenntnisse kühler gegenüber zu stehen und sich ihre eigene Meinung außerhalb derselben zu bilden. Erst jetzt trennt sich Volksglaube und Gebildetenglaube. Mit der Bekämpfung der Reste der alten deutschen Welt-

anschauung beginnt man. Hieran lernt man das Wahrscheinliche von dem Gewagten scheiden, und kein Jahrhundert vergeht, da rechnen auch die Dogmen der Kirche mit zu dem Gewagten. Solange die unabhängig denkenden Neuen noch in der Minderzahl sind, d. h. das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch, nehmen sie für sich den Begriff der Duldung oder Toleranz in Anspruch. Er soll sie gegen Angriffe von kirchlicher Seite schützen. Als sie dann seit dem zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts zahlreicher werden, fällt der Mantel, und sie gehen zum direkten Angriffe auf die Reste mittelalterlichen Kirchentums über, das jede Beziehung zu jenen volkstümlichen Spielen weit von sich weist, um sich nicht zu kompromittieren.

Im siebzehnten Jahrhundert, und zwar in dessen zweiter Hälfte nach der Grenzscheide zum achtzehnten hin, erhielten eine Reihe oberösterreichischer Stücke ihre endgültige Form, wenn auch noch später Einzelheiten in sie eindrangen. W. Pailler charakterisiert sie in seinen Krippenspielen aus Oberösterreich und Tirol. Sie heißen Krippenspiele, weil sie bisweilen auch vor dem Krippe genannten Weihnachtspanorama aufgeführt wurden, das den Hintergrund stimmungsvoll abschloß. Eine ganz primitive einfache Bühne bildet hier den Schauplatz. Das Christkind ist eine Holz- oder Wachsfigur, die übrigen Personen sind lebendige Menschen. Die ganze süß sentimentale Art der „Ritterfräulein", die das gesamte deutsche Puppenspiel kennzeichnet, dessen Blüte in das siebzehnte Jahrhundert fällt, ist in Maria und den sonstigen Frauen des Stückes verkörpert. Herodes und seine Hofherrn, sowie die Hirten sind nahe Vettern der „bösen Grafen" und ritterlichen Wüteriche geworden, sowie der feigen „Schranzen" und rohen, aber treuherzigen Bauern. Der eigentliche Mittelpunkt dieser Spiele ward das Jesuskind in der Krippe. Am meisten hervor tritt sonst die Mutter Maria. In ihr hinterlassen die verschiedensten Strömungen Eindrücke. Ihre Gestalt verliert ihre ursprüngliche Einfachheit. Zum Teil erscheint sie, namentlich dem Engelsgruß gegenüber, als schüchterne, überraschte, fromme Jungfrau. Beim Herbergsuchen muß bald ihr Gatte sie in ihrer Verzagtheit trösten, bald beruhigt sie ihn und spricht ihm Mut ein. An der Krippe bricht dann die besorgte Mutter in ihr durch, bis zum Gespreizten, gegen die Hirten ist sie hoheitsvoll freundlich. Bald erscheint sie im Gespräch hoch über Joseph stehend, bald als seine demütige Magd, die ergeben seine Worte nach-

spricht. Joseph ist wie seit alters ein hochbetagter Greis. Der „alte Joseph" ist geblieben, wenn auch der Spaßmacher in ihm zurückgetreten ist. Das höhere Wesen der Engel ist durch ihre hochdeutsche Sprache angedeutet. Nicht selten sind auch sie etwas unenglisch übermütig und versuchen mit ihren „weißen Pfoadaln" dem Joseph „das Koch" wegzuessen.

Die Gestalten, welche der Volksphantasie am nächsten standen, waren auch hier die Hirten. In sie hinein hat das Volk darum auch am meisten von sich selbst getragen. Sie wurden mit gehöriger Einfalt, aber auch Derbheit ausgestattet. Man dachte sie sich beschränkt in Wünschen und Anschauungen, aber auch gutmütig und redlich. Die oberösterreicher Spiele sind dafür typisch, und ihr Herausgeber hat in ihnen trefflich die Gesamtheit der Hirtenspiele charakterisiert: „Bei allem derben und grobschrötigen Wesen entbehren sie doch einer gewissen Gefühlsrichtigkeit und Zartheit nicht; sie finden es schnell heraus, welche Gaben fürs Christkind und dessen Eltern die passendsten wären, sie schenken dem ‚stoanalten' Joseph ‚Fäustling' und ‚Branntwein' zum Wärmen, der ‚schönen Jungfrau' sonstige Lebensmittel und empfehlen letzterer besonders das ‚marbe und zarte Lampelfleischerl' als entsprechende Speise. Auch das erkennen sie rasch, daß fürs ‚Buaberl' der Schnaps oder ein ‚Sterz' noch etwas zu ‚stark' sei, und sie deshalb nach Feinerem, z. B. ‚Zwiebach' oder ‚Bischgotn' (Biskuit) sich umsehen müssen. In der Regel ist unter den Hirten einer, der seine Genossen etwas an Geist überragt, der auch seine Pappenheimer kennt und in gegründeter Besorgnis lebt, es könnten ihm diese bei Besuch der Krippe allerlei ‚Narrethei' oder ‚Stänkerei' anfangen; die letzteren erhalten daher mancherlei Verhaltungsvorschriften, die aber nicht immer willig angenommen werden. Als Gegenstück dient dann ein Hirt, der von jener Einfalt und Beschränktheit einen größeren Anteil bekam oder wegen körperlicher Gebrechen (Kropf, Strodl u. dgl.) allerlei Zögerung und Umständlichkeit veranlaßt; das alles gibt zahllose heitere Farben und Schattierungen."

Noch 1883 umfaßte die Vorfeier vor Weihnacht die Advent- und Herbergspiele. Zu den ersteren gehörten die Scenen von Mariä Verkündigung, das Paradiesspiel und — ein Kampfspiel zwischen Winter und Sommer, das Brixlegger Spiel wurde 1863 achtmal mit Beifall gespielt, das Oswalder 1869 und das Salzkammergütles Spiel noch 1876.

In Oberösterreich und Tirol kam eine eigentümliche Vermischung zweier bisher getrennter Entwickelungsketten zu stande. Aus der Krippenfeier des Mittelalters hatten sich die Weihnachtspanoramen entwickelt, nach ihrer Herkunft meist noch „Krippel" genannt. Bei dem Mangel an scenischer Ausschmückung des Jesusgeburtspiels und Dreikönigspiels wurde später das Weihnachtspanorama als Hintergrund dafür benutzt. Ein paar Kerzen flimmerten festlich. Das Spiel wurde gesungen oder „aufgsagt". Die Aufsagenden hatten keine Bühne, kein eigenes Kostüm, höchstens der Engel trug ein weißes Kleidchen. Die Hirten streckten sich vor dem Krippel auf den Boden hin, schliefen, wurden geweckt und opferten nach symbolischem Rundgang ihre Gaben. Auch das Jesusgeburtspiel und „Dreikinig'spiel" wurden ja Krippel genannt, auch wo sie nicht das Panorama zum Hintergrund hatten.

Auch in Kärnthen lebte das Weihnachtsspiel noch lange fort. Dort durchzog noch um 1810 „eine Gesellschaft von Bauern die Gegenden, hatte ein hübsches Bauernmädchen mit sich, welches die Jungfrau Maria vorstellte, vom Christtag bis zum Dreikönigstag, und führte in den Häusern, wo es begehrt wurde, die Sage der Geburt Jesus mit einer „drolligen Entstellung" auf: Ein wohlgenährter, mit Papier umhangener Bube kündigte als Engel Gabriel der Maria die Empfängnis und die Geburt eines Kindes an. Nach einiger Zeit gebar Maria, die auf einem kleinen Fußschemel saß, und Joseph brachte als Geburtshelfer ein aus Holz geschnitztes Kind unter ihrem Rocke hervor. Dickstämmige Bauern, als Hirten und als Magier wundersam angekleidet, verehrten das Kind, nannten es Gott und Herr und brachten Geschenke. Gabriel warnte Joseph vor dem Bethlehemitischen Kindermord und riet zur Flucht nach Aegypten. Kaum waren beide entflohen, so strömten Henkersknechte und Soldaten zur Thür herein, hölzerne Kinder staken an ihren Kosakenmessern, die sie tobend in die Höhe hielten." Die ganze Handlung ging in derben Knittelversen fort.

Daneben stand eine andre Form mit mehr modernen Elementen, die wie im oberösterreichischen „Krippel" unmittelbar aus dem Volksleben entlehnt sind.

Im Möllthale in Kärnthen war noch 1879, als Franzisci seine Kulturstudien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnthen schrieb, ein sogenanntes Hirten- und Königsspiel um Weihnachten üblich. Nach einem Prolog, der das Stück ankündigt,

öffnet sich die Scene: „Maria, an einem Betschemel knieend, singt eine Ariette in Form eines Gebetes mit gefalteten Händen .... Der Engel Gabriel erscheint mit der frohen Botschaft und singt das:

„Ave Maria, jungfräuliche Zier!"

Nach dem englischen Gruße, der vor einigen Dezennien noch sinnbildlich mit beweglichen Holzfiguren in Lebensgröße im Gotteshause dargestellt wurde, drängt sich Joseph, der Zimmermann, mit dem Werkzeugbehälter am Rücken, das Längenmaß in der Hand, hinter den Szinezen (Coulissen) hervor:

„So oft ich Maria erblicke,
Erscheint sie mir in einem andern G'schicke."

Seine Bedenken sind jedoch bald gehoben. Der Engel Gabriel rauscht zu ihm heran und eröffnet ihm die Sendung Marias, die gleichzeitig mit hervortritt. Joseph fällt ihr zu Füßen und bittet sie um Vergebung. Sie aber reicht ihm liebreich die Hand:

„Steh' auf du liebster Josef mein,
Verziehen soll dir alles sein." .....

Ein Handwerksbursche mit der leeren Flasche in der Tasche — als ob er sich zufällig auf die Bühne verirrt hätte — nimmt sich vor den Thoren von Bethlehem gar possierlich als Zeitgenosse Herodes' aus:

„Lauf den Platz wol auf und nieder,
Bettel's Brot, verkauf es wieder."

Ein Wirt kommt zum Vorschein. Der Handwerksmann, der um Herberge bittet, wird natürlich, da er keinen Kreuzer in der Tasche hat, abgewiesen. Diese Episode . . . bildet den Uebergang zur folgenden Scene, in der Mariaund Joseph in gleicher Weise vom brutalen Wirte abgefertigt und unbarmherzig in seinen Stall hinausgewiesen werden. Nach diesen Vorspielen beginnt das eigentliche „Hirteng'spiel" ..... Die Figuren dieses Bildes, die handelnd auftreten, sind drei Hirten. Ihr Kostüm ist ganz nach Art der geschnitzten Männlein an der Krippe, die man zu Weihnachten in jeder Alphütte, vom dunklen Grün der „Tasen" (Fichtenzweige) überschattet, aufgestellt findet. Ein Hirt, in freiem Felde auf einem Baumstrunke sitzend, beschäftigt sich mit Ausbesserung seiner

„Joppe" (Oberkleid), wozu er immense Rokokobrillen auf die Nase steckt. Sein langer Schäferstab lehnt an der Seite. Zu diesem gesellen sich zwei andre Hirten. Bald entspinnt sich unter ihnen ein Wechselgesang voll Leben und Laune. Die heilige Nacht bricht an, und die Hirten strecken sich behaglich am Boden nieder.

„Bouben, leeg mer uns zan Schofen,
Woll'n a wenig schloffen,
Kumt der Wolf, stihlt uns a Loam,
Helf mer holt Alle zoam,
Halt er ans, so sei's in Gotts Namm."

Seltsame Töne, Guguckrufen sollen den Gesang der himmlischen Heerscharen andeuten. Eine Engelsstimme läßt sich vernehmen:

„Auf, ihr Hirten, kommt herbei,
Und verlaßt die Schäferei."

Das Hirten-Kleeblatt liegt unbeweglich am Boden. Endlich erhebt sich einer und ruft im Halbschlafe, sich die Augen reibend:

„Umma, treib umma die Haplan (Lämmer) za mir,
I hob nit dar Weil, umme z'gehn za dir."

Während der Engel hinter der Scene das „Gloria" singt, erwacht bald der eine, bald der andre der Hirten vom Schlafe, und ihre Ausrufe sind ebenso drollig als naiv. Doch als ein Engel im Phantasiekleide, mit angehefteten Flügeln aus Pappe, urplötzlich vor ihnen steht, und einer der Hirten verwundert aufblickt und den Engel mit der absonderlichen Titulatur: „Du g'flügelter Bua!" anspricht, findet die Einfalt und Naivetät ihren vollsten Ausdruck:

„Sag' an, du g'flügelter Bua,
Wia kummt mar denn zan Kindl dozua."

Die Hirten eilen zu der Krippe und opfern ihre Geschenke:

I bring' dir in an Kibel a Schmalz,
Und i in aner „Gstatel" a Salz.

Dieser Hirtenscene folgt das etwas ernstere „Königsg'spiel". Herodes tritt auf in seiner vollen Pracht, den Herrscherstab in der Hand, die strahlende Krone von Rauschgold am Haupte, über

das sich der Purpur eines Thronhimmels wölbt. Sein Schritt ist gemessen, stolz seine Haltung, jedes seiner Worte atmet Herrschsucht. . . . Ein Trompetenstoß kündet die Ankunft der heiligen drei Könige bei Herodes an. Nun bewegt sich die Handlung Zug um Zug nach der heiligen Geschichte, selbst die Worte sind daraus entlehnt, nur in urwüchsige Reime gebracht."

Im sächsischen Erzgebirge zog noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Königsschar von Neujahr bis Lichtmeß in den Dörfern herum. Sie bestand aus zwei Engeln, Joseph, Maria, Wirt und zwei oder drei Hirten, außerdem aber aus den drei Königen aus Mohrenland, Herodes, seinem Diener und einem Schriftgelehrten, und führte gewöhnlich in einem größeren Zimmer die Sage von der Geburt bis zum Kindermord auf. Schon seit 1850 sind diese Stücke aber sehr in den Hintergrund getreten, da die Polizei die Aufführungen verbot. Was früher der Ausdruck der religiösen Ueberzeugung war, wurde jetzt als Entweihung des „Heiligen" angesehen, das man damit entvolkstümlichte. Damit wirkte die Polizei unbewußt im Sinne des geistigen Fortschritts. Die Spiele waren das letzte Band, das die protestantische Bevölkerung mit den alten Ueberlieferungen seiner Religion verknüpfte.

Der Verfasser des Buches „Die Weihnachtsspiele im sächsischen Erzgebirge", der Zwickauer Gymnasiallehrer Gustav Mosen, hat versucht, in seinem „Weihnachtsfestspiel" den alten Zügen eine neue Fassung zu geben, aber seine Bemühungen sind von geringem Erfolg gewesen. Der naive Glaube, den solche Vorführungen voraussetzen, ist unwiderbringlich geschwunden oder doch unaufhaltsam im Schwinden, und Dinge, die nur dann ein Daseinsrecht haben, wenn sie von den Gefühlen der Menge getragen sind, lassen sich nicht künstlich erhalten. Die Voraussetzungen für die Wirkung solcher Stücke schwinden jedes Jahr mehr, und es ist vergebliche Mühe, diese selbst noch halten zu wollen.

V.

Weihnachtsumzüge.

Umzüge haben bei vielen Völkern zu den Bräuchen gehört, mit denen man ein Fest feierte. Daß solche auch an dem deutschen Jahresanfang am 11. November stattgefunden haben, wäre sicher, auch wenn es sich heute nicht mehr beweisen ließe. Schon Tacitus weiß von Umzügen in heiliger Zeit zu erzählen, bei denen die Gottheit, der sie galten, persönlich dargestellt wurde, wohl von einem lebenden Menschen, und noch aus den ersten christlichen Jahrhunderten Deutschlands sind uns solche volkstümliche Prozessionen bezeugt, bei denen die Teilnehmer festlich gekleidet einherschritten und heilige Gesänge absangen.

Tanz und wohl auch kleine mimische Darstellungen waren damit verbunden. Um 850 war solches an den Heiligentagen und Sonntagen üblich, zu Weihnachten hingegen noch nicht. Bei der Bekehrung Süddeutschlands nahmen die Träger der neuen Religion an diesen Umzügen keinerlei Anstoß. Sie beschränkten sich vielmehr darauf, den Hauptpersonen, welche in besonderem Schmucke dabei auftraten, Namen von heiligen Männern ihrer Kirche zu geben. So glitten diese Umzüge unvermerkt in den kirchlichen Brauch hinüber und wurden selbst ein erstes Band zwischen der Priesterreligion und dem Volke. Wie schon ausgeführt wurde, traten vor allem der heilige Martin und der heilige Nikolaus an Stelle der einheimischen Götter bei den Herbstfesten.

Mit der Verlegung des amtlichen Jahresanfangs auf die römischen Januarkalenden rückte zahlreicher Umzugsbrauch dahin. Die altgallische Kalendenfeier ist jedenfalls ein Produkt aus der

römischen und deutschkeltischen. Namentlich die Tiere der Nikolausumzüge konnten in dem bereits mit südlichem Getreide versorgten Gallien leicht auf Anfang Januar rücken. Die Kalendenfeier war wenigstens südlich und westlich vom römischen Grenzwall sicher ausgebildet, als das Christentum nach Deutschland kam, und hat sich dort noch bis ins neunzehnte Jahrhundert gegen die spätere deutsche Weihnachtsfeier behauptet. Auch nach Norden drang sie mit der römischen Bildung, wenn auch langsamer.

Als das Christentum nach Deutschland kam, fand es die Kalendenfeier bereits vor, und als es ein paar hundert Jahre später begann, das Jesusgeburtsfest einzuführen, konnte es von ihr wie von den Herbstfesten dafür Bräuche entlehnen, die aber infolge der Entstehung der Kalendenfeier ganz gleichartigen Charakter trugen und sich heute kaum mehr werden scheiden lassen. Was nicht erst über Neujahr gegangen, sondern von den Winteranfangsfesten direkt nach Weihnachten oder noch häufiger auf die Zeit unmittelbar vorher gewandert ist, verrät sich allerdings teilweise direkt durch seinen Namen. Alle die zahlreichen Martins, Klause, Ruhklase u. s. w. sind noch im Herbst verchristlicht und dann direkt nach Weihnachten hinübergezogen worden. Bei den Ruprecht, Rumpanz, Buzebercht liegt kein solches äußeres Erkennungszeichen vor. Nur die Beziehung von Bercht auf Epiphanias spricht für frühen Uebergang auf die Januarkalenden.

Auch hier haben wir jedoch früh mit örtlichen Verschiedenheiten zu rechnen. Die bald freundlichere, bald härtere Veranlassung zur Taufe schuf auch in solchen Dingen Unterschiede. Namentlich auf dem deutschen Kolonisationsgebiete, wo oft wie bei Kloster Schlägl in Oberösterreich für Jahrhunderte Mönche die einzigen Siedler waren, machten sich stärker kirchliche Einflüsse geltend, und diese Umzüge glitten ganz in Priesterhände hinüber, die sie dann unmerklich aber stät nach ihren eigenen Festen hin verschoben. So erging es wohl schon im vierzehnten Jahrhundert den Martins- und Nikolausumzügen im östlichen Teile des bayrischen Sprachgebietes und später in Böhmen. Dadurch drang ganz kirchliches Zeremoniell ein, Kruzifix und Rauchfaß spielten die Hauptrolle. Letzteres erst gab vielleicht den Donnerstagen der Adventszeit den Namen der Rauchnächte, der sich bis in unsre Tage erhalten hat. Als die Priesterschaft selbst im katho-

lischen Oesterreich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts sich von diesen Rauchnachtlumzügen zurückzog, traten wieder die Hausväter mit ihrer Familie und dem Gesinde an ihre Stelle, da sie die Segnung in den geweihten Nächten nicht missen wollten. Trotzdem aber haften diese Umzüge noch heute an bestimmten Tagen im ganzen Dezember und sind noch nicht nach Weihnachten gerückt. Ja selbst als der „heilige Christ" in sie eindrang und neben Nikolaus, Ruprecht, Petrus und einen Engel trat, blieb der Umzug an der Adventszeit haften.

Unter den Anstrengungen der Priesterschaft, die alte Herbstfestzeit auszutilgen, rückten wohl seit dem vierzehnten Jahrhundert die Herbstumzüge in vielen Gegenden bis nach dem Dezember und endlich ganz nach Weihnachten. Martin und Nikolaus spielten in ihnen die Hauptrolle. Daneben standen aber auch Gestalten ohne Tagheiligennamen wie Ruprecht und Bercht. Bei diesen war naturgemäß die Verschiebung leichter. Meist wurden die ganzen Umzüge verlegt. Aber auch allein ist der heilige Martin nach Weihnachten gewandert. In Norddeutschland sagte man noch 1848 in einigen Dörfern am Huy, z. B. in Huy-Neinstedt, auch in Dedeleben bei Jerxheim, wenn zwischen altem und neuem Jahr was auf der Dieße bleibt, kümt de Märtche oder Märtchen. Von einem, dem es besser geht als andern, sagte man gleichfalls: den hat wol de Märtchen wat brócht.

Mit den Nikolausumzügen rückten auch ihre drei Tiere, der Zuchteber, der Bulle und der Hengst, naturgemäß mit. Die Kirche erklärte diese Vermummungen zu Tieren namentlich im Norden für etwas Teufliches, ja selbst für Teufel. Die übermütige männliche Jugend blieb bei einem Tier nicht stehen, sondern schuf in den Städten, nachdem der Ursprung des Brauches vergessen war, ganze Herden von Tierlarven. Aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts sind sie uns belegt.

Es war eine Gewohnheit in Braunschweig, daß die jungen Leute eine Compagnie machten, „dat se lopen Schoeduvel in den hilligen Tagen to Weihnachten" — Da ließ man die Bürger zusammenrufen und sagte ihnen, daß niemand Schoeduvel laufen solle, „daß nicht der Schäffer solcher Rotte hätte 10 Mark bei dem Rad zur Versicherung erlegt, daß sie sich daran erholen konnten, wenn ein Unfug dabey vorging. Die Schoeduvel durften nicht laufen in die Kirchhöfe, niemand bestuppen oder schlan." Im Jahre 1428 wurden in Hildesheim 11 Schoeduvels erschlagen,

„dann sie sich voel upp der Straten anstelleten, da die Frauen, Mägde und Kinder versehren, davon heft dat Schoeduvels Crüze in Hildesheim vor dem Korsner Hofe stehend, den Namen bekommen."

In einer holsteinschen Sage ist noch die Erinnerung an die ehemaligen Tiermasken erhalten, mit denen man später in christlicher Zeit um die Weihnachtszeit ging. Ein Bauer Hans Hildebrand schlachtet seine alte schwarze Kuh und überredet seine Frau, die sich schon längst einen Mantel gewünscht hat, anstatt dessen die Kuhhaut mit den Hörnern umzuhängen. So geht sie Sonntags in die Kirche; die Gemeinde glaubt, es erscheine der leibhaftige Teufel und läuft voll Bestürzung auseinander. Aber die Sache wird entdeckt, und nun erklärt der Pfarrer dem Bauern, „diese Sünde sei allzu groß, als daß er sie ihm vergeben könne, vielmehr müsse Hildebrand nach Rom wallfahrten und sich dort vom Papst die Absolution holen."

Auch sonst wußte die Tendenzsage Schreckliches aus der Zeit des Niederganges dieser Maskenumzüge zu berichten.

Vom Nikolaustage erzählt in Schwaben die Sage, in Mühringen seien sonst immer zwölf Klause herumgezogen. Einst waren es dreizehn. Der Pfarrer wurde gerufen, segnete die Klose und sieh da: es waren im Nu nur mehr ihrer zwölf. Im Norden ist diese Sage auf Weihnachten übertragen.

In einem mecklenburgischen Dorfe hatten sich am Vorabende des Weihnachtsfestes zwölf junge Leute als „Ruhklas" verkleidet und zogen tobend durch das Dorf. Auf dem Friedhof angekommen, bemerkten sie plötzlich, daß ihrer dreizehn waren. Wie sie noch darüber staunten, fing mit einemmal der eine Knecht, der tollste Schreier, der sich in Erbsenstroh gewickelt hatte, lichterloh zu brennen an. Als es gelungen war, das Feuer endlich zu löschen, waren es jetzt nur wieder zwölf.

Aber noch lange erhielten sich Reste. Franck in „Altes und Neues aus Mecklenburg" eifert heftig gegen die Weihnachtsumzüge und meint, daß wir als Christen für dergleichen Teufelsspiel billig einen Abscheu tragen und unsre Kinder nicht mit Wodansgesichtern erschrecken sollten, wenn wir sie mit dem lieben Jesus-Kindlein erfreuen wollten; viel weniger sollte man ihnen Christum und den Teufel zugleich zur Anbetung darstellen.

Das Maskieren völlig verfemend, verbietet in neuerer Zeit der kluge mecklenburgische Volksglaube überhaupt, sich am

heiligen Abend umzukleiden, mit Verkleiden und Maskieren Scherz zu treiben. Trotzdem erhielt sich eine andre, umständlichere und vollständigere Form des Umzuges noch lange; daß nämlich auf dem Lande zu Weihnachten der „Schimmel" erschien. Die Leute machten aus zwei Personen durch Behängung und Umwickelung mit Tüchern und vielleicht der Haut eines Pferdekopfes einen Schimmel nach. Dieser Schimmel ging in das herrschaftliche Zimmer und auf die Herrschaften los, um Gaben zu gewinnen. Der darauf Reitende hieß Klingklas oder Ruhklas und sammelte ein. In Buchholz in Mecklenburg kam noch 1880 am heiligen Abend der Ruhklas, des heiligen Christ Vörposten, auf einem Schimmel reitend, mit Aschenbeutel und Rute, die Kinder peitschend. Ihn begleitete der „Rumpfsack", einen Ziegenbock leitend.

Karl Weinhold sagt von den Gestalten, welche durch die Dämmerung der Adventabende und Zwölfnächte schleichen: „Es sind verschiedenartige Wesen: im Norden des deutschen Vaterlandes altheidnische Götter, unter ihnen verirrt eine Gestalt aus der Schar der Kirchenheiligen; im Süden und dessen Grenzgegenden die lebendig gewordenen Bilder der biblischen Geschichte; mitten unter ihnen tauchen aber alte Heiden auf und gemahnen an die gestürzte Dynastie, deren Reich das Christkind eroberte und die früher zu solcher Zeit die Länder durchzogen." Die Tiere, welche in früher wie in später Zeit eine ziemliche Rolle spielten, kommen noch dazu, und auch sonst ist die Scheidung zwischen Nord und Süd nicht ganz so scharf. Die Zwölften sind erst christlichen Ursprungs und noch zahlreiche andre Momente sind in Betracht zu ziehen.

Neujahrstänze und Singen zu Weihnachten im Umzuge waren schon im dreizehnten Jahrhundert gebräuchlich, ja so sehr, daß die Polizei dagegen einschritt.

Im Stadtrecht zu Saalfeld in Thüringen wird um 1300 mit Strafe bedroht: „Wer zu winachten singet vor den husern oder wer da reiget zu dem nuwen jare umme gelt." Vielleicht haben wir es dabei mit einer Sitte zu thun, die auch in Schwaben belegt ist. „In früheren Jahrhunderten war es in Schwaben Sitte, daß die jungen Männer um Neujahr vor die Häuser ihrer Liebsten gingen und durch Lieder und Reime zum Zeichen der Gunst einen Kranz zu erlangen strebten." In Nordhausen wurde das gleiche Vergehen 1308 verboten. Meist Frauen, aber auch Männer sangen auf den Straßen und in den Hausfluren und erhielten

dafür Geld, Wein, Meth und andres. Am Abend des 24. Dezember begannen die Umzüge und dauerten bis zum 12. Januar. Unter den verschiedensten Formen bestand das Herumziehen in der Schweiz und in Böhmen. In dem mittelalterlichen Statutenbuch von Schaffhausen heißt es: „Wir der vogt zu Schafhusen haben gesetzet dur gutes frides willen, daß nieman sol bitten in unserer stat und in unsern gerichten zu Schafhusen an des in genden jares abent, ald an den zwelften abent, ald an andern tagen, als man in den ziten daher getan hat, dur dehain geverde mit singene oder susse, und sol das menglich miden, das man dehain geverde darunder trieben sol. Und wer das brichet, der sol unser stat zu busse geben 1 ℔ phenning unser münz, als es beschiht. Wer och jemanne ihtes dar über also git, der sol och dieselben busse geben, als dik es beschiht." Weihnachten ist hier nicht genannt, und daraus ist sicher zu schließen, daß in Schaffhausen besonders an diesem Abend Umzüge noch nicht üblich waren.

Um 1390 bestand in den „Prager Städten" schon lange der Brauch des Koledasammelns. Nach einem in das Statutarrecht eingetragenen Gemeindebeschlusse pflegten am Vorabende des Christtages die Armen, aber auch die Stadtbediensteten und die Gerichtsboten, Büttel, Henkersknechte, die 'Famuli braxatores' (Mälzerknechte) und die Wasserführer, endlich auch die öffentlichen Dirnen herumzugehen, um die Koleda einzusammeln. 1390 wurde diesen aber der Umzug verboten, damit nicht durch ihre Konkurrenz die Armen beeinträchtigt würden. Es wurden zwei Stadträte an den Rat der benachbarten Neustadt geschickt, um zu erbitten, daß man die Meute der Dirnen während der Festzeit an der Koppel halte. Nach der Sage fand dieser Umzug seit dem Jahre 1098 statt, in der Hussitenzeit geriet er jedoch in Vergessenheit und wurde erst 1620 wieder aufgefrischt. Joseph II. hob ihn dann am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wieder auf. Der böhmische Presbyter Alsso empfiehlt den Brauch der Priesterumzüge mit Gesang zu Weihnachten sehr und weiß auch die Geldspenden der Leute gebührend zu schätzen. Vielleicht hatte das Kloster nicht unbedeutende Einnahmen davon. Als sechsten Brauch nennt er, daß man am Christabend in den umliegenden Häusern singen geht, was man jedoch auch eine Woche später (am 1. Januar) thut. Dabei werden Reliquien und ein Kruzifix herumgetragen, ein Gesang aus den Propheten wird gesungen, und

daran schließt sich die Weihnachtsliturgie; dann folgen andre Lieder, und die wahren, gläubigen Christen lauschen ihren Gesängen mit Freuden, beschenken die Boten mit einem ‚Botenbrot' und reichen ihnen auch etwas Geld, damit sie das ganze Jahr über um so eifriger und weniger gehindert im geistlichen Amt sein könnten. Die Leute knieen vor den Reliquien und dem Kruzifix nieder und bezeugen öffentlich, daß sie dem neugeborenen König, Christus dem Herrn und seinen Heiligen, unterworfen seien und gehorchten. Außerdem bringen sie vor das Kruzifix, die Reliquien und seine Boten brennende Wachskerzen, gleichwie vor einen Fürsten und seine Krieger. ... Die Priester und Meßner gehen aber in weißen Ueberwürfen zu dem Empfang, weil die reinsten Diener und des lautersten Herrn Boten diejenigen sind, welche die Weiße der Reinheit und Unschuld lieben. Seine Knechte räuchern auch die Häuser aus, in die sie kommen, um durch Weihrauchskraft den Fürsten der Finsternis, den Teufel, aus allen Winkeln zu vertreiben ...

Aber auch an diesem löblichen Brauche hat der Teufel seinen Anteil, nämlich bei den Menschen, die sich selbst anräuchern, die die Kohlen nicht im Räucherfaß mit hinausnehmen lassen, sondern sie in den Ofen schütten, damit nicht das gesamte Glück des folgenden Jahres ihre Häuser verlasse; die um etwas Weihrauch von jenem Abend bitten, um damit Zaubereien auszuüben, um sich ihrer Männer und andrer Liebe zu erwerben."

Die Ersetzung der Kalenderheiligen der beiden großen Winteranfangsfesttage in den immer mehr nach Weihnachten hinrückenden Adventumzügen durch die biblische Gestalt von Jesus fällt ins fünfzehnte Jahrhundert. Später verschwindet nämlich die Bezeichnung der heilige Christ für die Person selbst. In den Weihnachtsumzügen aber erhält sie sich noch fort, ja wird geradezu zum Eigennamen für den nachmals unsichtbaren Beschenker zu Weihnachten. Der Begriff dessen löst sich dann freilich seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts von der dogmatischen Persönlichkeit des Gottessohnes völlig los und bleibt auch volkstümlich, als die Vorboten des Bruches zwischen Volkstum und Christentum sich einstellen und dieser sich in den beiden folgenden Jahrhunderten selbst vollzieht. Dann nimmt das deutsche Volk aus seiner christlichen Episode ein neuentstandenes Familienfest mit in seine Periode der wissenschaftlichen Weltanschauung hinüber, indem es dem Weihnachtsfest die dogmatische Bedeutung abstreift,

die es in der mittelalterlichen Weltanschauung hatte. An Stelle der alten Winteranfangsfeste behält das Volk Weihnachten als Kinderfest bei, nachdem die sozialen Verhältnisse und namentlich die Entwickelung des Städtelebens, das nicht mehr plump an die landwirtschaftliche Produktion gebunden ist, ein Mittwinterfest möglich gemacht haben. Daß in jenen Tagen sich die nördliche Erdhälfte der Sonne wieder mehr zuzukehren beginnt und infolgedessen die Tage länger werden, gibt dem Feste einen naturreligiösen Hintergrund. Weihnachtsbaum und Pyramide aber gehören eng zu der Bescherung, die sie erleuchten, und stehen wie geschichtlich durch ihre indogermanische Abkunft, so auch thatsächlich jeder konfessionellen oder dogmatischen Bedeutung fern, so sehr auch die protestantische Kirche, die ja zur Entstehung ihrer heutigen Form mit beigetragen, sie im neunzehnten Jahrhundert zu ihrem Eigentum zu machen sucht.

Das Reformationszeitalter kennzeichnet sich durch die Ausmerzung der volkstümlichen Bestandteile, welche sich nach und nach in das Christentum eingenistet und seine Entwickelung auf deutschem Boden dargestellt hatten. Das gilt von dem Heiligenglauben, der im wesentlichen auf den deutschen Polytheismus zurückgeht, von dem Kultus des Weibes Maria, wie von dem volksmäßigen Rankenwerk der religiösen Dramen. Man faßt das volkstümliche Christentum des fünfzehnten Jahrhunderts als eine Entstellung der ursprünglichen Reinheit und sieht überall Verfall, nicht bloß im Norden, sondern ebenso im Süden. Die Zimmernsche Chronik, die in den Jahren 1563—66 zusammengestellt wurde, erzählt von einer Gräfin von Oettingen: „In der Weihenecht nacht — wie dann aineſt ain großer Andacht bei unsern Vorfaren gewesen, dann laider bei uns, also das sie gar nahe die ganz nacht im Gebet hervornen gewesen — do ist die guet Fraw auch nit zu bet gangen, sonder vor und bei iren wachsliechtlin knüet und ire Gebett gesprochen."

Bis ins sechzehnte Jahrhundert waren und blieben die beiden Hauptpersonen Martin und Nikolaus, jeder mit seinem Bäumchen und seinen Gaben, im Süden wie im Norden beide. Erst das sechzehnte Jahrhundert hat im Norden den Nikolaustag so völlig ausgerottet, daß ihn der heutige Volksglaube überhaupt nicht mehr kännte, wenn der Name seines Heiligen nicht in dem Ruh Klas der Weihnachtsumzüge fortlebte. Mußte man es doch mit der Abschaffung des Kultus der von der Kirche verehrten Männer

als anstößig empfinden lernen, daß diese in volkstümlichen Umzügen herumschritten, die Kinder beschenkten und so ihren Tagen immerhin noch eine gewisse Bedeutung gaben.

Der Kampf gegen diese Heiligenumzüge ging in dreifacher Weise vor sich. Zunächst wurden die ernstesten Versuche gemacht, den Rest von Winteranfangsumzügen, der sich am Martins- und Nikolaustag noch erhalten hatte, nach Weihnachten zu ziehen, und diese Versuche sind auf dem ganzen protestantischen Boden mit Erfolg gekrönt worden.

Diese neuen Weihnachtsumzüge aber konnten ebenfalls nicht unverändert bleiben. Ihr neues Datum forderte eine neue Hauptgestalt. Diese erhielten sie in Jesus, dem noch ein paar Apostel, namentlich aber Petrus, beigegeben wurden, wenn der Schlüsselträger ihnen nicht schon früher angehörte, wofür mancherlei spricht. So entstand in diesen Umzügen eine dunkle und eine lichte Gruppe. Träger des Bäumchens und der Gaben blieb die Hauptgestalt der dunklen Gruppe, die zum Kinderschrecken ausgebildet wurde, während die lichte sich ihnen freundlich gegenüberstellte. Dazu diente vor allem das ständige Requisit des Umzuges, das Bäumchen oder der Zweig, das meist, vielleicht immer, aus Wachholder bestand und wie der alte Martinsbusch zum Teil zum Aufstellen eingerichtet war. Neben dem wirklichen Busch kam auch ein künstlicher, zusammengebundener vor, und zwar um so mehr, als man zu Weihnachten keine Wachholderbeeren und keine Eichenblätter mehr zum Ausputzen haben konnte. So half man sich mit künstlichen Blumen aus Papier, mit Aepfeln und Nüssen, oder stellte auch Wochen vorher, namentlich seit dem Andreastage, Zweige von Kirsch- und Weichselbäumen in die Stube in Wasser, damit sie zum Umzug Blüten hätten und ein wirkliches Geschenk darstellten. Wer das Bäumchen, den Blütenzweig, erhielt, stellte ihn auf. Daß das Bäumchen als Segensgabe das Geschenk begleite, hatte man längst vergessen. So machte man es einem neuen Zwecke dienstbar, den der Fortschritt der Zeit geschaffen hatte, und machte den Zweig zur Rute, zum pädagogischen Züchtigungsmittel.

Das Mittelalter hatte sich verhältnismäßig wenig mit den Kindern beschäftigt. Es hatte auch keine Veranlassung dazu, denn das Wissen, das man sich fürs Leben einzuprägen hatte, war gering. Das Kind lernte es ohne Mühe durch Uebung. Schreiben und Lesen zu können, bedeutete bereits Gelehrsamkeit. Bei den Sachsen wurden

die Knaben im zehnten Jahrhundert bereits mit dem elften bis zwölften Jahre mündig, und nach den deutschen Volksrechten trat die Mündigkeit des Mannes meist vor dem fünfzehnten Jahre ein. Das wurde erst anders, als seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die griechisch-römische Bildung in neuer Auflage nach Deutschland kam und thatsächlich eine größere Menge Wissenswertes sich aufhäufte. Das Lehren der Kinder nahm nunmehr einen größeren Raum im Leben ein, und die Zeit bekam einen pädagogischen Zug.

Wo der Zweig oder das Bäumchen in der Hand der umziehenden dunklen Gestalten blieb, wurde er zur Zuchtrute. Mit dieser schlug man jedoch die Kinder nur zum Teil, zum Teil schenkte man sie ihnen mit den Gaben. Auch als im sechzehnten Jahrhundert die umziehenden Figuren örtlich ganz verschwanden und man, namentlich in den Städten, den Kindern die Geschenke in ein Bündel zusammengepackt gab und ihnen sagte, der heilige Christ habe sie gebracht, war in das Bündel, in „die Christbürden", stets eine „Christrutten", ein Zweig, eingebunden, den man als Mahner zum Artigsein auffaßte. Durch das Ausscheiden der umziehenden Gestalten aus der Weihnachtsfeier an zahlreichen Orten Nord- und Mitteldeutschlands erst entstand die eigentliche Weihnachtsbescherung, die sich in einem Jahrhundert zum förmlichen Rechtsbrauch entwickelte. Sie ist demnach nur eine Abzweigung von dem großen Stamme der Weihnachtsumzüge.

Aber nicht auf dem ganzen deutschen Sprachgebiet ging diese pädagogische Umwandlung des alten Martins- und Nikolausbäumchens vor sich. In Ober- und Mitteldeutschland erhielt es sich vielmehr als Bäumchen. Als Martin und Nikolaus es nicht mehr brachten, sondern man sie aus der üblichen Festfeier gestrichen hatte, stellte man das Bäumchen dennoch für die Kinder weiter auf. Statt des schwerer erhältlichen Wachholderbusches nahm man Tannenbäumchen, die nach und nach etwas größer wurden. Bald bekamen alle Kinder eines Hauses eins zusammen, bald jedes eins. 1605 kommt der erste solche Weihnachtsbaum in Straßburg vor. Noch lange eiferten Theologen dagegen, aber der Brauch hat doch immer neuen Boden gewonnen und wird seine Schwester, die Christrute, vermutlich um manches Jahrhundert überleben.

In seinem Stamm noch ins sechzehnte Jahrhundert und zwar in dessen zweite Hälfte gehört ein Umzug, der in einigen Dörfern

des Fürstentums Waldeck noch bis 1830 allweihnachtlich zur Aufführung kam. In diesem Jahre wurde er polizeilich verboten, weil allerhand Unfug dabei vorgefallen war. Das Stück zeigt noch die Geschichte, die es durchgemacht hat. Der Sage nach soll es von einem Cültener aus dem Sachsenlande mitgebracht und in Cülte umgedichtet und zur Aufführung gebracht worden sein. Sicher sind die vierhebigen Knittelverse der Stamm; die eingeschobenen Alexandriner und der Schäfer Pamphilius stammen aus dem siebzehnten Jahrhundert; das Hauptvergehen der Kinder ist, daß sie dem Dünnbier den Kaffee vorziehen, ein Vergehen, das dem achtzehnten bis neunzehnten Jahrhundert angehört. Hansruhbart (Hans Rauhbart, offenbar aus „Rupert" entstellt) spricht platt (sächsisch, wie ehedem vielleicht das ganze Spiel war). Die Personen zerfallen in eine lichte und eine dunkle Gruppe: Christus, Maria, der Engel, Petrus, Niklawes sind weißgekleidete Gestalten. Hansruhbart, Brose, der (unverkleidete) Sackträger und der Schäfer Pamphilius mit dem edlen Rosse Zink stehen ihnen ganz deutlich gegenüber. Hansruhbart und Brose sind sogar in Erbsenstroh gekleidet und tragen abschreckende Masken. Pamphilius hat am Halse an einem Riemen eine „Büchse voll Dreck oder Gotte" hängen, mit dem er die Kinder anzuschmieren droht. Jede Person wird einzeln aufgefordert, zu erscheinen und zu reden. Die Art der Einführung ist in hohem Grade altertümlich. So wenn Christus das Erscheinen des Schäfers Pamphilius motiviert:

„Ich habe noch einen getreuen Knecht,
Pamphilius heißt er schlecht und recht.
Der mag nun auch zugegen sein;
Herein! Pamphilius, herein."

Petrus ist der Spender der Gaben, die die Kinder aber nicht erst nach der Verzeihung erhalten. Er hat ein Körbchen mit Aepfeln, Nüssen und Schnitzen in der Hand, die er den Kindern hinwirft, mit denen er am Tisch spielt. Sobald die Kinder nach seinen Gaben fassen, schlägt er sie mit seiner weißen Gerte auf die Finger.

Brose, der schon ein böses Kind im Ranzen hat, und Hansruhbart sind volkstümliche Schreckgestalten. Keiner von ihnen hat das Roß, sondern das gehört dem Schäfer mit dem griechischen Namen.

Draußen klingt eine kleine Messingglocke, und der Engel tritt in die Stube, um die Kinder zu prüfen. Auf seinen Ruf folgt ihm Christus und läßt sich auf einen Stuhl nieder. Maria dankt Gott für seine Erscheinung, und er verheißt den Kindern große Gaben, wenn sie gut, und Strafe, wenn sie unfolgsam gewesen seien. Niklawes, eine wie Jesus, Maria, der Engel und Petrus weißgekleidete Gestalt, verklagt die Kinder, Petrus schließt sich ihm an, und Christus spricht:

Ei nun, da habe ich den Knecht Hansruhbart zu rufen,
Daß er komme und strafe mit Liebesruthen.
Komm' du, Holle! Holle! Hansruhbart! mit deinem großen Sack
Und steck hinein das gottlose Kinderpack.

Hansruhbart ist nicht faul:

Potz Stieb, potz Stab, potz Spieß und Ofengab(el)!

ruft er:

Bo is min Sack?
Min dicke Sack, min graute Sack, min breide Sack, min smale Sack?
Nu steck hinein dat guottlause Kingerpack!

Ein besonderer Sackträger wirft einen Sack voll Erbsstroh auf den Boden, und Hansruhbart ruft noch den Brose mit dem Ranzen herein. Dieser ist wie er selbst mit Erbsstroh bekleidet, das ihnen mit Stricken um Leib, Schultern, Beine befestigt ist. Eine schwarze Bärenkappe auf dem Kopfe, eine Pelzmaske vor dem Gesicht mit rotem Mund, roten Augen und einer großen roten Nase, gleichen sie sich. Beide führen einen langen, dicken weißen Stab. Aber Niklawes weist Brose zurück und bittet für die Kinder. Jesus ruft den Schäfer Pamphilius herein, der mit seinem Rosse Zink erscheint. Dies ist ein künstliches Tier, ein abgestorbener Pferdekopf an einer Schuttegabel befestigt. Diese trägt ein Bursche unter einem großen weißen Laken. Auch er droht den Kindern und macht mit Zink allerlei Späße. Jesus läßt die Kinder examinieren, die fünf weißen Gestalten scheiden, und auf die Versicherung der Kinder, „es nicht wieder zu thun," verlassen auch die grausigen Gestalten die Scene, jedoch nicht ohne die Kinder erst aufgefordert zu haben, doch unartig zu bleiben.

Solche kleine Umzugsspiele waren über ganz Deutschland verbreitet. Mochten sie sich auch örtlich noch so verschieden gestalten, der allgemeine Grundzug blieb. Die alten volkstümlichen Gestalten, daneben die neuen christlichen. Bald halten sich beide die Wage, bald verschwindet die eine, bald die andre Gruppe. Auch ging stellenweise der heilige Christ allein herum. So in Züllich 1610—1615. Da ging er am heiligen Abend nach der Vesper „ausgekleidet (d. i. schön angezogen) von Haus zu Haus in der gantzen Stadt sobald auch in den Vorstädten um mit einem lieblichen Räuchwerk eines Rauchfasses, und wurden die Kinder ihm vorgestellt, die da beten mußten und kriegten etliche ihr Christgeschenke von Kleidern, daß sie also in die Christ-Nacht gehen und derselben beiwohnen konnten."

Unter den volkstümlichen Gestalten tritt vor allem eine hervor, die in dem Waldecker Spiele als Hansruhbart erscheint, Ruprecht, auch Knecht Ruprecht genannt. An der ersten Stelle, wo dieser in der Litteratur vorkommt, führt er zugleich den Namen Acesto. Obwohl Rupert gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts gleichbedeutend mit einer vermummten Gestalt gebraucht wird, ist er doch keiner der Teufel des mittelalterlichen Dramas und kommt in einem solchen überhaupt nicht vor. Er ist auch kein plumper Bauer mit einem Scherznamen, sondern scheint seiner weiten Verbreitung nach, für die allerdings auch, wie wir sehen werden, in ausgedehntem Maße litterarische Denkmäler als Quellen anzunehmen sind, die durch christlichen Einfluß ungetrübte Fortsetzung einer Hauptgestalt der alten deutschen Novemberumzüge, vielleicht Wuotans selbst zu sein, auf den der Name Hruodperaht, der Ruhmglänzende, nicht übel passen würde.

Seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wenden sich die Gebildeten zum großen Teil von diesen Umzügen ab. „Christlarven", wird der ständige Ausdruck für die vermummten Gestalten der Weihnachtsumzüge. Theologen brauchen noch weit härtere Worte. Während des dreißigjährigen Krieges, der großen „Blutflut", wie man ihn nannte, spricht in seinen Festpredigten der Straßburger Theologe Dannhauer von „Affentheuer und Unfläterei vor der Blutflut" zu Weihnachten. Wenn von „Christspiel", „den heiligen Christ tragiren" und ähnlichem die Rede ist, sind ebenfalls immer die Weihnachtsumzüge gemeint.

Erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, in der

kritischsten Zeit für den deutschen Volksglauben, nehmen teilweise die Weihnachtsumzüge auch sachliche Elemente aus den Jesusgeburtspielen auf, wenn auch nur äußerlich, und wenn auch nur die so äußerst beliebten Hirtenscenen. Auch Personen werden herübergenommen. So namentlich Maria, wie in dem Waldecker Umzugsstück, aber außerdem auch noch Joseph. Ein Nürnberger Weihnachtsumzug von 1668 zeigt diese Einflüsse bereits ganz deutlich. Er hat eine ganze Reihe Personen der christlichen Weihnachtssage nebst dem Knecht Ruprecht, der von Jesus auch Acesto angeredet wird. Das Personenverzeichnis führt ihn auf als „Kindleinfresser". Ein Schäferspiel in Prosa eröffnet das kleine Stück, ganz wie das hessische Jesusgeburtspiel. Die beiden Hirten Ruben und Ithamar unterhalten sich über ihre Weide bei Bethlehem, die reißenden Wölfe und den Bösen, der gleich ihnen umgeht. Da erscheint der Engel Gabriel und verkündet ihnen die Geburt des Jesus. Sie gehen ab und Gabriel spricht als „Vorredner" seinen Versprolog „rücket den Sessel in die Mitte der Stuben / und fähret im Reden fort". „Er machet die Thür auff" und „Sie gehen alle ordentlich hinein / Raphael / Petrus / Christus / Nicolaus / Maria / Joseph / Ruprecht." Sie knieen nieder und stehen wieder auf, und es beginnt die Anklage der Kinder. Raphael, Nikolaus und Petrus sprechen schlecht von den Kindern. Joseph und Maria bitten für sie. Ruprecht will sie gestraft wissen. „Christus / gantz erzürnt will weggehen." Er sagt zu Ruprecht: „Acesto nimm sie hin" und dieser freut sich des Befehles:

„Ja freilich will ichs thun / ich hab mich längst gefreut /
Bis ich empfangen werd / so einen guten Bescheid /
Die Uhr, die geht mir recht / sie hängt auff meine Seiten /
Ich will mit grosser Schaar / zur Hölle jetzt einreiten /
Fahr du nur also fort / erzeige zornig dich /
Die Kinder sind gar bös / und das ist gut für mich.
So wird der Sack bald voll / und also kan ich prangen /
Wann ich so wol mundirt / zur Hölle komm' gegangen /
Ja schreyt und weint ihr nur / nach euren guten Willn /
Die Peitsche und der Sack / die sollens euch bald stillen /
Ich frag nicht viel darnach / ob ihr wollt trotzig sehen /
Der Ausspruch / so geschach / der muß gewiß geschehen /
Ich achte kein Geheul / ich nehm kein Bitten an /
Trab immer mit euch fort / nach meiner Höllen Bahn /

Fort öffne dich mein Sack / ich muß dir etwas sagen /
Du must mir helffen jetzt / die bösen Kinder tragen.
Juch freuet euch ihr Gäst / ich will euch warten auff /
Auffs beste daß ich kan / und wacker schieren drauff /
Der Schwefel-Dampff und Rauch / euch reichlich sollen speisen /
Die Augen in dem Kopf / mit einem Huy ausbeissen /
Da ist die Bitt zu spat / dort kein Erbarmen gilt /
Ich meß euch volle Maß / wie ihrs allhier gefüllt /.
Ich trag euch ferner auff, viel Funcken / Feuer-Flammen /
Die schlagen über Gäst / Stühl / Bänck / und Tisch zusammen.
Und dieses ist der Lohn / vor eure böse That /
Bey mir gild keine Gunst / ich weiß von keiner Gnad /
Sind das nicht kleine Gäst / sind das nicht feine Trachten?
So denen es ergeht / die gute Zucht verachten."

Noch einmal spricht Christus:

„Acesto führe sie / hin in den Schlund der Höllen."

und noch einmal freut sich Ruprecht. Gabriel legt seine Fürbitte ein, während Raphael, Nikolaus, Ruprecht und Petrus für Bestrafung eintreten. Petrus schließt:

„Darumb O JEsu straff / die bösen Sünden Thaten /
Was wilt du lieben viel / verdamte Höllen-Braten."

und Ruprecht frohlockt:

„Dieses ist ein Pfenning werth
Daß es geht wie ichs begehrt /
Freuet euch ihr Kinderlein /
Ihr müst in den Sack hinein /
Da hilfft gantz kein Greinen nicht /
Und ein krumbs und scheels Gesicht /
Ich nehm euch mit Strimpff und Schuh /
Und trab nach der Höllen zu.
Hätt ihr besser es bedacht /
Hätt ich über euch nicht Macht /
Christe du thust recht daran /
Daß du keine Bitt nimmst an.
Ich dein Knecht
Der Ruprecht /
Will sie striegeln /
Und zerprügeln /
Ohne Maß /

Ohn Ablaß
Ich will lohnen /
Und nicht schonen /
Sünden=That /
Ohne Gnad /
Ohn Vorsprechen /
Tapffer rächen /
Fahr nur fort /
Laß kein Wort
Von Gnad wissen /
Laß sie büssen /
Weil sie dich
Freventlich
Nur verachtet /
Nicht geachtet."

Maria und Joseph fallen Jesus zu Füßen und bitten für die Kinder, dabei ist Joseph ganz offenbar wie im Jesusgeburtspiel die komische Figur. Ruprecht sagt zu ihm:

„Der alte Weiber=Mann / der will mir viel drein brummlen /
Sein Blatten ist so groß / man könte wol drauff drummlen /
Was ist das Bettlen nütz / was soll das Gnecklen seyn /
Was gehts dich Alter an / die Schelme die sind mein /
Warum sind sie nicht fromm / so dörfft ich sie nicht straffen /
Ich warte meins Befehls / du hast nichts mit zu schaffen."

Abermalige Fürbitte von seiten Gabriels. Die Kinder „beten und werden verhört von Gabriel / Raphael / Petro und Thoma." „Ruprecht / hält ein weil still / bis die Kinder gebet haben" und spricht dann seinen Aerger aus, daß ihm die Kinder entschlüpfen. Aber Jesus bringt ihn zum Schweigen:

„Heb dich verfluchter Geist / verstumm / was willst reden /"

ermahnt die Kinder und läßt ihnen bescheren:

„Nun aber Petre du / trag schöne Gaben her /
Und theil sie ihnen aus / daß keines gehe leer.
Ich will euch daß ihr mögt / dest besser mein gedencken
Zu dieser Weihnacht Zeit / mit Gaben reich beschencken."

„Petrus / Thomas / Joseph und Ruprecht / gehen hinaus und tragen die Gaben herein." „Petrus / setzet sie auff den Tisch:"

„Die Frau im Haus / wird wissen wol /
Wie sie die Gaben austheilen soll."

„Ruprecht / leget seine Waaren auch aus."

„Hier bring ich auch mit mir / Karwatschen / Gürten / Sennen /
Die können ohne Streit / Uneinigkeit zertrennen /
Sie sind nichts bessers werth; hier hab ich welche Grüben /
Die sind von unserm Pferd / den Esel überblieben.
Ich wolte euch noch wol / auch geben Pomerantzen /
Doch sind ihrs alle Tag / an Mauren / Zäun und Schantzen.
Noch etwas hab ich hier / es muß nicht aussen bleiben /
Es gehört nur für die / so fangen an zu schreiben /

(Legt einen Scharmitzel voll Segspän hin.)

Es ist ein wenig Gstüpp / damit man kan bedecken /
Die Säu / wann selbe sich zwischen die Zeilen stecken.
Und also nehmt vorlieb / und danckt für solche Gaben /
Ihr seyd nichts bessers werth / und solt nichts bessers haben."

Sie knieen nieder. „Sie gehen alle um den Stul und singen / Ehre sey Gott in der Höhe / und darnach zur Thür hinaus. Michael und Ruprecht bleiben darinn." „Ruprecht redet nach" und „Gehet auch ab".

Mit dem Eindringen der Gestalten des Jesusgeburtspieles in die volkstümlichen Umzüge nunmehr der Weihnachtszeit war endlich eine wirkliche Verschmelzung der deutschen und der christlichen Anschauungswelt eingetreten. Der neue Gott Jesus zog mit dem alten Wuotan, wenn wir es in Ruprecht wirklich mit diesem zu thun haben, in derselben Prozession umher. Freilich war dieser zum Kinderschrecken geworden, und jener war eine leuchtende Lichtgestalt. Erst durch dieses unbewußte Kompromiß war es möglich geworden, das Christentum in den Kreis der Familie, in die Kinderstube einzuführen, erst dadurch war es ganz volkstümlich geworden, hatte sich die letzten Winkel des Volkes erobert.

Die Umwandlung der volkstümlichen Umzüge im sechzehnten Jahrhundert beschränkt sich nicht auf protestantische Gegenden. Auch im Süden vollzieht sie sich, wenn auch in andrer Weise. Zwar gibt ihnen hier nicht ein neues Dogma neue Nahrung, aber der Niedergang der alten dramatischen Aufführungen, namentlich der Dreikönigsspiele, wirkte auf sie in gleicher Weise. Die Gestalten, welche in diesen auftraten, dringen in die Umzüge ein

und verdrängen deren eigentliche Figuren. Eigentlich auf das Erscheinungsfest gehörig, treten sie auch schon zu Neujahr, dann zu Weihnachten auf. Mit einem Stern auf einer langen Stange gehen sie herum und singen ihre Weise, meist drei an der Zahl, aber auch in größerer Menge auftretend. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts sind diese „Sternsinger" zuerst belegt; und zwar in Oberösterreich. In den Rechnungen des Stiftes St. Florian in Oberösterreich finden sich mehrfach Ausgaben des Propstes für sie. Schon 1596 erhalten die, die den Propst zu Neujahr besuchen und singen wollen, Geld, 1614 bekommen dies die „Eblspergischen Sternsinger" am 3. Januar. Dabei ist bemerkenswert, daß sie von Weihnachten 1614 an auch wirklich zu Weihnachten erscheinen. Schon 1614 wurde die Gabe am 27. Dezember gereicht, 1617 den „Sternsingern von Linz" am 26. Dezember, denen von Ansfeld und Ebelsperg am 30.

Ebenfalls aus Süddeutschland und aus der gleichen Zeit stammt ein Ansinglied, das sich seitdem an zahlreichen Stellen findet. Es erscheint zuerst in einem Nürnberger Drucke. In einem Straubinger Druck von 1590 beginnt es:

In Gottes Namen heben wir an!
Die heiligen drei König sind wolgetan,
Wir kommen daher ohn allen Spott;
Ein seeligen Abent geb euch Gott!
Ein seeligen Abent, ein fröliche Zeit
Verleih uns der Vater von Himmelreich!

Auch vielerorts, wo das Sternsingen jetzt verschwunden ist, war es einst üblich. So konnte man sich noch 1862 in Schwaben des Herumsingens entsinnen.

Hie und da werden diese durch das Dreikönigsspiel stark beeinflußten Martins- und Nikolausumzüge, die den Namen „Sternsingen" angenommen haben, als Komödien von den heiligen drei Königen bezeichnet. Enthielten sie auch ein Wechselgespräch oder waren epische Berichte über das, was die drei Könige erlebt hatten wie das Angelnsche Sternsingerlied, so war doch ihr eigenster Charakter der von Umzügen.

In Hamburg war eine reiche Variation dadurch zu stande gekommen, daß zwei neue Elemente in die Umzüge eindrangen, außer den Resten des Dreikönigsspiels auch noch die der kirchlichen Krippenfeier. In der Zeit der energischen Durchführung

des Protestantismus waren der heilige Martin und Nikolaus mit ihrem klingelnden Begleiter in einen Jesus mit einem Klingelgeist verwandelt worden. Wohl um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Bis ins achtzehnte, ja stellenweise bis ins neunzehnte, haben sich diese Gestalten erhalten. Im siebzehnten Jahrhundert erfuhr ihr Umzug jedoch vielerorts die erwähnte Bereicherung. Luther und seine Zeitgenossen hatten gegen das Jesusgeburtspiel und ähnliches an sich gar nichts einzuwenden gehabt, wenn nur das Volkstümlich-Komische und Derbe nicht zu sehr hervortrat, ebensowenig gegen das Kindelwiegen. Das beginnende siebzehnte Jahrhundert dachte darüber anders. Die Jesusgeburtspiele wurden planmäßig ausgerottet und das Kindelwiegen aus der Kirche vertrieben. Die Jesusgeburtspieler und Dreikönigsspieler zogen seitdem neben den alten Gestalten der Novemberumzüge herum, die nach und nach völlig ausstarben. Die Krippe drang in die Kinjees- und Klinggeestumzüge ein.

Den Hamburger Brauch, wohl des angehenden achtzehnten Jahrhunderts, schildert Beneke in seinen Hamburgischen Geschichten und Denkwürdigkeiten: „Da war ein Stern zu tragen, so großmächtig, daß seine Strahlen den kleinen Träger vorn ganz bedeckten, während hinten ein unhistorischer Kometenschweif nachschweifte; da waren drei Könige vorzustellen mit langen Ziegenbärten, schleppenden Mänteln, mit goldpapiernen Kronen, langen Zeptern und Kegelkugeln als Reichsäpfeln. Und unter den dreien war gar ein schwarzer Mohrenkönig. ... So zogen diese unheiligen drei Könige langsam und bedächtig durch die Gassen, gefolgt von jubelnden Kinderscharen, deren Geschrei nur verstummte, wenn vor den Thüren angesehener Leute die Könige mit ihrem Sternträger ganz ehrbar ein geistliches Lied zu singen begannen. Dem folgte oft ein weltlich Schelmenlied, das ganz arglos mit derselben trübseligen Miene vorgetragen wurde, als wär's ein Bußpsalm. Dann sammelten sie milde Gaben ein, Butterbrot, Kuchen, Aepfel und Nüsse, selten bares Geld. Häufig nötigte man sie in die Häuser, zum Entzücken der kleinen Kinder, welche sich anfangs in scheuer Ehrfurcht den vermummten Gestalten näherten, aber zuletzt selbst mit dem schwarzen Mohrian Freundschaft schlossen. ... Sie schieden mit dem alten hell herausgegröhlten Verse:

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
Sie essen und trinken und bezahlen nicht gern.

In den kleineren Landstädten Schleswig-Holsteins behaupteten sich die Weihnachtsumzüge noch bis zum Anfang unsres Jahrhunderts. 1865 kamen dieselben nur noch hie und da auf dem Lande vor. Drei Knaben in weißen Hemden trugen an einem Stock den papiernen, mit Flittergold und Sammet aufgeputzten Stern, an dessen Spitzen Glöcklein hingen, während dahinter eine kleine Lampe schien, und sangen ihr Weihnachtslied.

Aber auch die alten Figuren waren in diesem äußersten protestantischen Norden aus den Umzügen des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht ganz verschwunden, wenn sie auch stark in den Hintergrund traten. Drei Knaben (auch Erwachsene) thaten sich zusammen und meldeten sich mit dem Reim:

Wir Kasper und Melcher und Baltzer genannt,
Wir sind die heiligen drei König aus Morgenland.

Sie waren je nach ihren Mitteln stattlich ausgeputzt. Einen goldpapiernen Stern, mit oder ohne Kometenschweif, führten sie mit sich, oder ließen denselben vorantragen; davon hießen sie im Volksmunde die Steernlopers (Sternläufer), auch Steerndregers (Sternträger) oder Steernkikers (Sterngucker); dänisch Stjärnefolk (Sternleute). Vor den Häusern wurden abwechselnd geistliche Gesänge und schelmische Bettellieder gesungen, und hatten die Sternläufer eine Gabe empfangen, so zogen sie mit einem Wunschlied von dannen. Hie und da pflegte der Knecht Ruprecht (der ruge Klas) dem Zug der heiligen drei Könige wie auch dem Christkinde voranzugehen. Das war eine in Pelz oder Stroh gehüllte Gestalt, das Gesicht vermummt, eine Rute oder einen Aschenbeutel in der Hand, einen Sack voll Aepfel, Nüsse und andre Gaben auf dem Rücken. Die artigen Kinder, welche gut beten konnten, beschenkte er; die unartigen drohte er in seinen Sack zu stecken oder strafte sie mit Rute und Aschenbeutel.

In Angeln in Schleswig-Holstein war zu Anfang unsres Jahrhunderts beim Weihnachtsumzug folgendes Lied üblich:

So treten wir hin ohn allen Spott;
Einn guten Abend, den gebe Euch Gott,
Einn guten Abend, ein fröhlichs Neujahr,
Daß uns kein Unglück widerfahr!

Zum Ersten, wir wollen Gott loben und ehrn,
Wir heilgen drei König mit unserm Stern;
Wir heilgen drei König, wir tragen die Kron,
Wir meinen, wir wollen das Beste dran thun.

Da kamen wir vor Harodos sein Haus,
Harodos der kukte zum Fenster heraus,
Harodos sprach mit lauter Stimm':
„Wo kommet ihr her? wo wollet ihr hin?"

Nach Bethlahem steht unser Sinn,
Da kommen wir her, da wollen wir hin,
Nach Bethlahem, der schönsten Stadt,
Wo unser Herr Christus geboren ward.

Harodos sprach: „Kommt herein zu mir,
Ich will euch geben Wein und Bier,
Ich will euch geben Stroh und Heu
Und auch die ganze Zehrung frei."

O nein! o nein! wir müssen jetzt fort,
Wir haben ein kleines Kindlein dort.
Ein kleines Kindlein, ein großer Gott,
Der Himmel und Erde erschaffen hat.

Und als wir auf dem Wege gehen,
Da blieb der Stern ganz stille stehen.
Ach Stern, du mußt nicht stille stehen,
Du mußt mit uns nach Bethlahem gehen,
Nach Bethlahem der schönsten Stadt,
Wo unser Herr Christus geboren ward.

Haben die Sänger dann eine Gabe erhalten, so stimmen sie ein Danklied an, von dem es zahlreiche Variationen gibt, z. B.:

Sie haben uns eine schöne Verehrung gegeben;
Der liebe Gott laß Sie in Freuden leben,
Er gebe Ihnen Glück, Gesundheit und Ruh',
Und führe Sie nach Ihrem Tode dem Himmel zu!

Aus der Kirche vertrieben und nur noch in wenigen Privathäusern erbaut, drang in Hamburg auch die Krippe in die Weihnachtsumzüge ein. In den letzten Tagen vor Weihnacht fanden dort Aufzüge folgender Art statt: „Maria und Joseph trugen unter frommen

Christgesängen ein grünbekränztes Krippchen umher; Oechslein und Eselchen fehlten selten dabei. Dazu schritt ‚Kinjees' schon ganz erwachsen nebenan, obendrein seinen Verkünder, den großen Stern, selbst tragend. . . . Klinggeest, ein weißes Engelchen, mit Glöcklein behangen, eröffnete klingelnd den mit Tannenzweigen reichgeschmückten Zug. Joseph, ein langaufgeschossener Junge, trug regelmäßig einen himmelblauen Talar und gelbe Unterkleider; Maria, in der Regel ein stämmiger Bursche von kleiner Statur, war ganz hochrot gekleidet. Häufig ließ man die Kinder auf die Hausdiele treten, wo sie sofort Gruppe machten und zu singen begannen. . . . Man beschenkte die Darsteller und Sänger reichlich. . . ."

Mit der Zeit machten sich die verschiedenen Truppen Konkurrenz, und es kam öfter zu Schlägereien zwischen ihnen. Die Wache mußte einschreiten und damit war die Anregung zum polizeilichen Verbot gegeben.

In der langen Zeit, die die fremde Religion des Christentums in Deutschland gebraucht hatte, um wahrhaft volkstümlich zu werden, war den Gebildeten schon ein neues Evangelium gekommen, das ihre ganze Aufmerksamkeit gefesselt hielt, das erneute Studium der alten griechischen und lateinischen Dichter. Unter seinem Einfluß hatte die fortgeschrittenere Anschauungswelt neben dem alten noch ein neues Zentrum bekommen. Aus der alten Kreiswelt war eine Ellipsenwelt mit zwei gleich bedeutsamen Brennpunkten geworden. Hatte schon die Priesterschaft des fünfzehnten Jahrhunderts das Volk von der aktiven Beteiligung an den gottesdienstlichen Handlungen fernzuhalten versucht, so brach sich jetzt, nachdem der Protestantismus den anziehenden Pomp der alten Kirche abgestreift hatte, noch weit mehr die Anschauung Bahn, daß man das Heilige nur aus der Ferne betrachten dürfe, daß es eine Entweihung sei, den Gott Jesus in Person in der Kinderstube Geschenke verteilen zu lassen. Die Theologen hatten schon eine Weile geeifert, da kam ihnen auch die Polizei zu Hilfe. Während noch 1668 in Nürnberg der Nikolas-Ruprecht-Jesusumzug gedruckt wurde, war im fernen Norden, in dem protestantischen Hamburg, bereits zehn Jahre früher, das erste polizeiliche Verbot der Christumzüge erlassen worden, und 1666 war ihm ein zweites gefolgt.

In der Zeit der äußerlichen Bekehrung hatte die Kirche solche Verbote erlassen; jetzt nach der Reformation trat der Staat

in dieser Hinsicht an ihre Stelle. Seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts beginnt ein förmlicher Hagel von harten Worten der Priester und Verboten der Polizei auf das Christspiel niederzusausen. Die theologischen Fakultäten werden um Gutachten angegangen und treffen reformatorische Entscheidungen, die Landesfürsten kommen mit feierlichen Erlassen. Gefängnisstrafen harren der Zuwiderhandelnden, und alle möglichen schlimmen Ausschreitungen werden ihnen nachgesagt. Die Schmähungen der Christumzüge in der Priesterlitteratur und die obrigkeitlichen Verbote sind für die Folgezeit denn auch unsere Hauptquellen für die kleinen und großen Schattierungen, die dieser Brauch an verschiedenen Stellen Deutschlands aufwies.

1647 und 1654 erschienen in Wien Regierungserlasse betreffs der „Comaedien von den h. 3 Khönigen". Sie wurden in volkstümlicher Weise beim Umzug von Kirchendienern aufgeführt, die „auf der Gassen mit dem Stern herumb" gingen und juchezten. Gerade das Juchezen aber erregte das Mißfallen der Polizei.

Am 14. Dezember 1658 wurde in Hamburg von allen Kanzeln der Befehl verlesen, „daß Niemand sich unterstehen solle mit dem Kinde Jesus und mit dem Stern herumzuziehen." Aus dem einen feierlichen Umzug hatten sich zahllose kleine Aufzüge entwickelt. Es wurde eine Art Volksbelustigung, sich zu Weihnachten als Christkindlein zu verkleiden und am heiligen Abend auf den Straßen und in den Häusern herumzuziehen. In einem Hamburger Ratsmandat vom 23. Dezember 1666, wo die jugendlichen Weihnachtsdarsteller schon mit vagierenden Bänkelsängern und Bettlern in eine Klasse geworfen und ihre Aufzüge strenge untersagt werden, heißt es: Jeder, der sich auf der Gasse als gekleidetes Christkindlein mit oder ohne Stern betreffen lässet, soll von der Nachtwache ergriffen und sonder Gnaden in Arrest gebracht werden.

Während in der Stadt Hamburg selbst polizeiliche Verordnungen den Christumzügen zum Teil schon im siebzehnten Jahrhundert einen Riegel vorschoben, erhielten sich dieselben z. B. in der Vorstadt St. Georg noch bis nach 1800, wo erwachsene Männer in Verkleidung und mit Sammelbüchsen versehen den Brauch übten.

Auf Sternsingerumzüge bezog es sich auch, wenn 1764 das Ordinariat zu Regensburg eine Weisung erließ, daß die Pfarrer

gegen die Dreikönigsspiele eifern sollten, und um etwas ganz Aehnliches wird es sich gehandelt haben, wenn wir erfahren, 1782 seien in München die „Weihnachtsspiele" in die Zechstuben gewandert gewesen und seien in der Stadt eben untergegangen.

Wo die Polizei dem Sternsingen nicht ein jähes Ende bereitete, da fristete es sein Leben noch eine Weile hin. Hier ging es früher, dort später zu Grunde. Auch in völlig katholischen Gegenden war das sein Los. Bisweilen schleppten sich Reste davon bis in unser Jahrhundert fort. Aber endlich erlag es doch den veränderten Bedürfnissen der Zeit. Aus Oberösterreich haben wir eine Schilderung seines Verfalls in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts. „Früher waren es oft angesehene wackere Männer, die stets und allen willkommen herumwanderten, die auch kein Geld annahmen, sondern höchstens ein Stück Störibrot und ein Gläschen ‚angsötzten Branntwein'; das Sternsingen ward als Ehrenamt angesehen, und nicht so schnell und unerprobt konnte ein neuer ‚Singer' sich eine solche Stelle erobern. In neuerer Zeit lebte, nach sangloser josephinischer Zeit, auch hie und da das Sternsingen wieder auf und noch (1881) gibt es mitunter solche Triumvirn, welche die alte würdige Tradition bewahren und herhalten; meistens aber sind heute nur die alten Lieder noch ehrenwert, deren Sänger aber das in geringstem Grade, da wir in ihnen oft nur jene verwahrlosten Gassenbuben wieder finden, die uns auch sonst im Jahr nur zu oft keck bettelnd in den Weg laufen."

Auch das sogenannte Paradiesspiel des Mittelalters, welches die alte jüdische Sage von dem Sündigwerden der Menschen durch das Apfelessen des ersten Weibes zum Gegenstand hatte, beeinflußte die Umzüge, indem seine Personen hie und da in sie eindrangen.

Am 20. November 1746 erließ der Fürst von Fürstenberg ein Decretum, in dem es hieß: „Eine gleiche Beschaffenheit (wie mit dem Nikolausfeste) hat es mit denen jenigen, welche um die heilige Weyhnacht und Neujahrszeit mit einander herumziehen, und wie sie es nennen, Drey König, oder Adam und Evam zu spihlen und andere derlei Sagen, um ein Schankung zu erhalten, vorzustellen, demnächst auch nächtlicher weil vor denen Häusern herumzusingen pflegen, woraus mehrere Verachtung, Gespött und Unanständigkeit als Auferbauung und Gutes entstehet; welchem nach dann auch dieses in Zukunft weder Fremd noch Einheimischen

mehr zu gestatten —". Derselbe Brauch fand sich noch 1846 in den Städten Masurens in Preußisch Polen, und zwar hatten dort auch noch andre Stücke aus der biblischen Sage Spuren, d. h. Personen hinterlassen. Vielleicht an Stelle des Martinsbäumchens war der Lebensbaum getreten, den Adam trug. Jede Gestalt hatte ihr Kennzeichen: Eva erschien mit dem Apfel, Abraham mit einem Schlachtmesser, Moses mit einem Zauberstab, Aaron mit den Schaubroten, Simson mit dem Eselskinnbacken und einer Menge von Philistern, sogar Salomo mit der Königin von Saba. Auch als umgekehrt der Weihnachtsumzug stellenweise in das Jesusgeburtspiel einmündete und daraus ein Jesusgeburtspielumzug entstand — wohl im sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert — erhielt sich das alte Martins- und Nikolausbäumchen in ihm. In einem ungarischen Spiel hat es sich beim Umzug am ersten Advent erhalten, wenn es im neunzehnten Jahrhundert auch den Namen Christbaum angenommen hat.

Auch im sächsischen Erzgebirge vermischte sich, wohl erst im neunzehnten Jahrhundert, das Jesusgeburtspiel mit dem Weihnachtsumzug. Seit alters hatte die „Königsschar" die Geburtssage etwa von Weihnachten an zur Aufführung gebracht, während der Weihnachtsumzug in die Adventszeit gefallen war. Jetzt drang das Jesusgeburtspiel auch in den Umzug ein, der den Namen „Engelschar" führte. So kam, wie in Hamburg, die seltsame Thatsache zu stande, daß in derselben Aufführung Jesus als erwachsen und als Kind vorkam. Engel, der heilige Christ als Mannesgestalt, Bischof Martin und der heilige Nikolaus oder statt dessen anderorts der heilige Petrus, bildeten die Engelschar. Sie gingen in langen weißen Gewändern und trugen Kronen, die Engel außerdem noch Flügel, während Christus das Szepter, Martin eine Rute, Nikolaus einen grünen Zweig, Petrus einen großen gelben Schlüssel in der Hand hielt; ferner Joseph, Maria, der Wirt, zwei Hirten und der Knecht Ruprecht. Diese zogen von Haus zu Haus. Der heilige Christ fragte nach dem Fleiß und der Folgsamkeit der Kinder, Martin mußte sie im Katechismus examinieren und Gebete aufsagen lassen, Ruprecht schreckte die Ungehorsamen durch seine Drohungen, der heilige Christ aber beschenkte die Artigen; dann wurde die Geburt von Jesus im Stalle zu Bethlehem, die Verkündigung an die Hirten auf dem Felde und die Anbetung der Hirten im Stalle dargestellt und an passenden Stellen Weihnachtslieder gesungen; zuletzt ver-

abschiedete Jesus sich und die ganze Schar mit einer Ermahnung an die Kinder. Die Engelschar hatte „das Recht zu gehen" vom ersten Advent bis Neujahr oder Hohesneujahr.

Dieses Eindringen von fremden Elementen aus dem Jesusgeburtspiel, Dreikönigsspiel, Paradeisspiel und der Krippenfeier ist aber nur ein lokales. Nachdem er den heiligen Christ in sich aufgenommen und den Zweig zur Rute umgebildet hatte, bestand der alte Umzug in Gestalt einer kleinen Aufführung noch lange fort als volkstümlicher Gebrauch, aber bekämpft von Theologie und Polizei. Die abstrakt gewordene Religion, die auf kleinliche mythologische Fragen das Hauptgewicht legte, glaubte ihrer Sache zu dienen, wenn sie alle konkrete Religiosität beseitigte und sich durch Entvolkstümlichung ihrer Gottheiten selbst den Boden unter den Füßen weggrub. Ohne Frage wurde sie durch diesen Kampf, allerdings sehr gegen ihr eigenes Interesse, selbst die Trägerin des geistigen Fortschrittes. Die Zeit, in der die Gebildetsten des Volkes in hohlen oder auch bedeutungsreichen Kultusformen ihr Genüge fanden, ist vorbei. Auf allen Gebieten fängt die abstrakte Auffassung an vorzuherrschen. Ihre eigenen Aufstellungen, die mit der fortgeschrittenen Zeitanschauung nicht mehr vereinbar sind, faßt die Kirche jetzt „rein geistig", ja vielfach nur noch sinnbildlich. Um die Formen zu halten, prägt man ihre Bedeutung zum Teil gewaltsam um. Der Kampf gegen die katholische Kirche mit ihrem prunkhaften, ausgebildeten Kultus, der Streit wider Heiligenverehrung und Heiligenbilder hat die Furcht erweckt, man möchte selbst in irgend einer Beziehung nicht frei von Götzendienst sein. Das lustige, auch ausgelassene Verhalten der heiligen Christe und ihrer Begleiter verwirft man als nicht mit dem neuen Begriff von der Würde und abstrakten Höhe der Religion vereinbar, aber auch wo sich der heilige Christ würdig und freundlich beträgt, verdammt man ihn unbedingt. Wenn die Kinder ihm ihre Gebetlein hersagen, vor ihm die Kniee beugen, so ist das ja grober Götzendienst, sie verehren den Schein für Wirklichkeit. So seltsam die Entrüstung der Pastoren dieser Zeit uns auch heute zum Teil anmutet, gerade in dieser Zeit hat die protestantische Kirche ein unendliches Verdienst um die geistige Befreiung des Volkes, gerade in dieser Zeit hilft sie wacker der eben aufsteigenden Wissenschaft die Schranken niederbrechen, die den geistigen Gesichtskreis des Volkes einengen, und bricht mit der Neigung zu den alten heimischen Göttergestalten,

die längst keine Götter mehr sind, auch die Neigung zu denen, die sie selbst als Gottheiten verehrt.

Noch vor das Jahr 1680 gehört folgende Schilderung des Weihnachtsumzugs aus Norddeutschland. „Da lauffen bey uns, wider alles Verbot der Obrigkeit, die also genanten hall-heilige Christe mit Kühglocken und Schafschellen behänget auf den Gassen und Strassen noch offtmals herum, brüllen, schwärmen, schlagen an die Häuser, erschrecken die Kinder, und was des Wesens mehr ist. Da werden von denen, die für andern einen Schein der Gottseligkeit haben wollen, gantz öffentliche Processiones von den vermeynten heiligen Christen, Engeln, Aposteln und Knecht Ruprechten, die sich wie die Pickelhäringe und Fastnachts-Narren ankleiden, mit Gefolge einer großen Menge lachenden und schreyenden unbändigen Volcks, in den Häusern gehalten, und den Kindern die abgöttischen Concepte gemacht, das sey der heil. Christ, der sey mit seinen Engeln und Aposteln vom Himmel gekommen. Da giebt sich alsdenn ein gekrönter, und mit einem grauen Bart behängter Oel-Götze für Christum aus, und lässet sich von den Kindern als Christus ehren, die Knie für sich beugen und wohl gar als Christum anbeten. . . . Verklagt Knecht Ruprecht die Kinder bey dem falschgenannten heil. Christ, so stellet er sich zornig, als wolte er davon gehen. Da denn entweder ein Engel, oder einer aus den Aposteln eine Vorbitt einleget, und ihn begütiget, daß er den Kindern Gnade und Geschenck verspricht. . . ."

Im Jahre 1670 war von dem preußischen „Consistorio und Cammergericht ein Befehl ergangen, daß man dergleichen unchristliches Wesen einstellen solle". Der Rat der löblichen Stadt Cölln an der Spree hielt auch ernstlich und beständig darüber, daß die Umzüge verfolgt wurden. Der Professor und Pastor D. Quistorpius zu Rostock sprach sich in einem lateinischen Werk ebenfalls dagegen aus.

Auch der Hochweise Rat zu Halle ließ „nach dem Höchstrühmlichen Exempel des Durchl. Fürstens Augustus Postulirten Administratoris zu Halle" „von den Cantzeln ablesen":

„Demnach durch die also genante heilige Christe bisanhero vielerley Unfug verübet, die hiesigen Bürger und Einwohner in heiliger Andacht und Vorbereitung zu dem hochheiligen Fest verhindert, und an stat gebührender Gottseligkeit unverantwortlicher Muthwille bey dem Umbgange bemeldter heiliger Christe getrieben

worden; Und denn des Postulirten Herrn Administratoris des Primat- und Ertz-St(i)ffts Magdeburg, unsers gnädigsten Fürsten und Herrn, Hoch-Fürstl. Durchl. E. E. Rath unlängst gnädigst anbefohlen, solchen unheiligen und aus den Pabstthum herrührenden Unwesen ferner nicht nachzusehen, sondern dasselbe in dieser Stadt Weichbilde gäntzlich abzuschaffen, auf die belarvete Personen achtung zu geben, sie von den Gassen weg, und ins Gefängnüß etliche Tage setzen zu lassen; Als wil dem gnädigsten Befehl zu gehorsamster Folge, auch aus schuldigster Ampts-Pflicht E. E. Rath das Umbgehen der heiligen Christe hiermit gäntzlich verboten, und männiglich dieses Ortes verwarnet haben, sich darzu nicht zugebrauchen zulassen, noch dißfals einigen Vorschub zu thun, so lieb einem jeden ist die Strafe des Gefängnüß zu vermeiden. Wie denn auch das nächtliche Umlauffen mit den Sternen, und das dabey auf den Gassen des Abends und des Nachts verübende Singen und Schreyen hiermit nochmals bey Straffe des Gefängnüsses gäntzlich untersagt wird. Gestalt denen Stadtknechten ernstlich anbefohlen, auf die vorberührte Excesse gnau Achtung zu geben, und die Ubertreter ohn Ansehn der Person, zur Gefänglichen Hafft zu bringen. Es hat sich ein jeder hiernach eigentlich zu achten, und für Schimpff und Schaden zu hüten."

Im Jahre 1682 verbot der Herzog Gustav Adolph von Mecklenburg die repraesentatio scandalosa in einem ausführlichen Edikt: „Demnach nunmehro die Adventszeit und darauff folgende Heilige Christ-fest herbey kombt, da dem gemeinen Gebrauch nach allerlei vermummte Personen unter dem Namen des Christkindleins, Nicolai und Martini, auff den Gassen umbherlauffen, in die Häuser entweder willig eingeruffen werden, oder auch in dieselben sich hineindringen dergestalt, daß den Kindern eingebildet wird, als wehre es das wahre Christ-kindelein, welches sie anzubeten angemahnet werden, Nicolaus und Martinus auch als Intercessores bey demselben die Kinder zu vertreten sich annehmen, auch sonsten andre nichtige, unchristliche, muthwillige Dinge in Worten und Werken vornehmen und treiben, in der That aber die Sache also bewand, daß sie aus dem abergläubischen und abgöttischen Papstthum, ja wohl gar mutatis nominibus et personis, stockfinsteren Heidenthume den Ursprung hat, die Idolatriam crassam unterhelt und dieselbe den Kindern sub schemate alicujus religionis et devotionis beybringet, auch allerhand

Ueppigkeit forciret und die rechtgläubige christliche Celebration der heiligen Zeit durch ungöttliche Meditation und Devotion verhindert. So haben Wir, in Erwegung solcher Umstände, nach reiflicher Ueberlegung dahin geschlossen, daß solche repraesentatio scandalosa mit allen ärgerlichen Ceremonien in Unseren Herzogthümern und Landen bei Unserer willkürlichen ernsten Strafe gänzlich abgethan und durchaus bey Adel und Unadel verboten seyn soll."

1724 wurde in Waldeck die Umkleidung des sogenannten Clagges zur Weihnachtszeit verboten.

Am 23. Dezember 1739 verbot der König von Preußen, „daß am Christabend vor Weihnachten Kirche gehalten, das Quem pastores gesungen werden, und die Leute mit Kronen oder auch Masken von Engel Gabriel, Knecht Rupprecht u. s. w. gegangen, noch dergleichen Alfanzereien mehr getrieben werden."

In Großbottwar in Schwaben wurde Anno 1750 den 26. Februar das Umhersingen und Musizieren vor den Häusern in der Christ- und Neujahrsnacht abgestellt. Aber noch später setzten sich am Vorabende vor Weihnachten eine Menge junger und alter Leute in Bewegung, und sangen vor den Häusern zum Teil Lieder aus Jesus' Kindheit, zum Teil Kriegslieder und Schnurren; Knaben, kleine Mädchen und Studenten, welche nicht singen konnten, beteten ein Vater unser oder Pater noster. Oft gingen die „drei Könige" mit ihnen. 1786 wurde das Singen jedoch abgeschafft.

Die Bemühungen zur Einschränkung des Christspieles waren schon früher zuweilen mit Erfolg gekrönt. 1679 hatte der Konrektor Grabow am Gymnasium zu Cölln an der Spree einen kleinen Traktat geschrieben über die Finsternis, welche unter dem sogenannten Heiligen Christ enthalten sei, und schon im folgenden Jahre konnte er in einem weiteren Schriftchen, das er „Danck-Opffer" nannte, seine Freude aussprechen, daß sich die studierende Jugend dessen „mit Hintansetzung ihres eigenen Geniesses" nicht teilhaftig gemacht.

Aus diesen beiden Traktätchen erfahren wir noch genauer, wie es bei diesen Christspielen zuging. Auch bei ihnen ist einschließlich der Gestalt des Ruprecht auf litterarische Verbreitung Rücksicht zu nehmen. Ihr Verfasser kannte Comoedien, „welche hievon in Druck" waren, und zwar rechnete er dergleichen Comoedien mit unter die weltlichen Gedichte. „Das unheilige Christwesen, die närrische Christ-Comoedie",

das „den heiligen Christ agiren", waren die Ausdrücke, die er dafür hatte. „Das töhrichte und liederliche verkleiden" war ihm nichts andres als ein Werk der geistlichen Finsternis. Er stimmte darin dem Verfasser des „Berichtes von den schändlichen Weynacht-Larven", einem Lehrer am Gymnasium zu Halle, völlig bei. Zu seinem Schmerze war dies Verkleiden sehr allgemein. „In allen Städten, ja in allen Gassen, wo nicht in allen Häusern, bald Alte bald Junge, bald Grosse bald Kleine" gaben sich für den heiligen Christ aus. Schüler, Knechte, Mägde, Lehrjungen, alle liebten diesen Spaß. Sie gingen „bey der finstern Abendzeit herumb" und machten einen Höllenlärm. „Was müssen sie (die Juden) gedencken von unserm Messia, wann sie unsern heil. Christ sehen und hören daher kommen, in Begleitung vieler Jungen und Mägde, mit Spiessen und mit Stangen, mit vielen Schellen, mit grossem Geschrey und Klatzschen der Peitsche?" war sein schmerzlicher Ausruf darüber.

Außer Jesus selbst gehörten zu dem Umzug der Knecht Ruprecht, Nikolaus, Petrus und andre Personen. Jesus trug eine „von Papier gemachete Krone" und einen „Höltzernen Scepter in seiner Rechten", Haar von Flachs und einen Bart aus Tierfell. Knecht Ruprecht kam in die Stube hereingepoltert und sagt, „andere schandbare Worte fürbey zu gehen":

Ich bin der böse Mann,
Der alle Kinder stracks auf einmal fressen kan.
Ich Herr Knecht Ruprecht, ich hab euch was zu sagen,
Das mir der heilge Christ zu sagen auffgetragen, u. s. w.
Es ist der heilge Christ mit seinen Engeln draussen,
Und wil euch nun durch mich die Kolben lassen lausen u. s. w.

Die Engel „bringen für":

„Macht auff ihr Seelen euer Thor,
Und lasset euren Heyland vor:
Macht auf die Thüren, wer da kan,
Und nehmet euren Heyland an."

Ferner sagen sie:

„Zeuch ein, du neugebornes Kind,
Weil dir die Thüren offen sind."

Der heilige Christ sagt dann:

Den Himmel laß ich stehn,
Mein Thron ist nicht zu mächtig,
Mein Stuhl ist nicht zu hoch,
Die Hoffstat nicht zu prächtig:
Ich lasse Thron und Stuhl mitsampt der Hoffstat stehn,
Und wil auff diese Welt mit wenig Dienern gehn u. s. w.

Jesus setzte sich auf den Stuhl und ließ „die kleine Kinder für sich beten, ja wol gar sich von denselben anbeten". Der Knecht Ruprecht „examiniret das Gesinde" und Grabow meint, das heiße „mit den Glaubens-Artikeln ein Gespötte treiben". Auch das Seelenheil der Kinder machte ihm schwere Sorge. „Denn sie bäten ja nicht allein für ihm (dem heiligen Christ), sondern bitten auch denselben, nachdem sie dreiste sind, umb allerley Gaben, und dancken, wenn sie dieselben empfangen, in Meynung, daß es GOtt oder Christus selber sey." Schon vorher hat man ihre Ehrfurcht vor dem Gotte erschüttert. Man hat sie erschreckt und mit ihnen gescherzt: „Der heiliche Christ kommt!" man hat gesagt: „Der heilige Christ ist arm" und so seinen Spott getrieben.

Eine ebenbürtige Schilderung der mitteldeutschen Weihnacht im ausgehenden siebzehnten Jahrhundert gibt Drechßler in seinem lateinischen Traktätchen über die Christlarven, das um 1670 erschien. Er gibt ausdrücklich an, daß diese Umzüge vor die Weihnachtszeit und in sie fallen. „Lange vorher" beginnen sie schon. Der Heilige des 11. November, Martin, und des 6. Dezember, Nikolaus, sind als alte Figuren vertreten. Dazu kommt noch „Knecht Rupert" auch „des Heiligen Christs Knecht" genannt. Jesus selbst erscheint, wie in allen Weihnachtsumzügen, erwachsen, und der Verfasser, der den Ursprung des Brauches nicht kennt, macht seine Glossen dazu. Engel, St. Peter und andre Apostel sind auch dabei. Außerdem noch mehrere Spukgeister, auf die der Name Rupert als Gattungsname angewendet wird: „etliche Rupert, oder verdammte Geister".

„Der H. Abend wird zum heydnischen Lauff- und Sauff-Abend. Die Gassen sind voll törichter Irrwische, voll Büberey und Muthwillen, voll Gauckeley und Phantasey. Und das währt durch die liebe Nacht. Des Morgens folgenden Tages ist das erste Wort: Was der H. Christ gebracht? wie ers gemacht? wie es närrisch zugangen?"

„Damit man aber wisse, wohin eigentlich gezielet werde; so

mercke, daß ich denjenigen Gebrauch verstehe, welcher vor und zur Weynachts-Zeit gemein ist: Da nemlich, lange vorher, vermumte Personen mit klingenden Schellen herumlauffen, sich vor des H. Christs Knecht, Sanct Martin oder Niclas ausgeben, die Kinder erschrecken, zum Beten antreiben, und mit etwas wenigen beschencken. Rücket hernach das heilige Weynacht-Fest näher herzu, so nehmen die Irrgeister um desto mehr überhand, biß endlich den heiligen Abend das gantze Himmlische Heer (welches der schwartze Popantz vielleicht ausschicket), Häuser und Strassen anfüllet. Da führet man das neugebohrene Jesulein, den Heil. Christ, auf, mit Kron, Scepter und Bart gezieret; gleich als ob das liebe Christ-Kindlein in solcher Gestalt wäre auf die Welt gebohren worden. Diesen begleiten die Engel, S. Peter mit dem Schlüssel, andere Apostel, und dann etliche Rupert, oder verdammte Geister. Solche heilige Compagnie führt man vor die aus Furcht halberstorbenen kleinen Kinder, der Ertz-Böswicht, Knecht Rupert, fängt an wider sie eine harte Klage zu führen: der Heil. Christ, heftig entrüstet darüber, bricht auf, will weiter gehen; der Engel Gabriel, gleichwie auch Petrus und andere heilige Gefärten legen eine Vorbitte ein; worauf der H. Christ besänfftiget, reiche Bescherungen lässet auftragen, und Gnade und Güte den kleinen Abgöttern verspricht. Sie die betrogenen Kinder sind unter des voller Andacht, welche alle auf diese sichtbare Dunst gerichtet. Der Heil. Christ wird mit Gebet verehret wegen der Bescherung; die umstehende Heilige wegen der kräfftigen Vorbitt; der Rupert wegen leichter Begütigung und inhaltender Straffe. . . . Ich mag nicht anführen, und dran dencken, was vor abscheuliche Gedancken den unschuldigen Kindern durch dieses Werck unvermerck beygebracht werden: wenn man siehet, daß offt reicher Leute Kinder, so manchmal der Ausbund von losen Buben sind, viel bekommen; Arme und Fromme leer gelassen werden: Wenn man höret, der Heil. Christ habe diß und jenes gestohlen, entführet, sey arm, wisse nicht, wie sich das Kind verhalten u. s. w. . . . Die Kinder aber sprechen zu einander: „Der H. Christ kömmt: Der H. Christ brummet: Der H. Christ hat mir einen Qvark bescheret: Der arme H. Christ fiel in Koth: Der H. Christ ist nicht viel werth: Der H. Christ ist ein Mausekopff.'"

In einem Weihnachtsprogramme des Professors Herm. Christ. Engelken in Rostock von 1727 führt dieser an, daß das Christ-

kind weiß gekleidet, sein Begleiter, der Rug' Klas, dagegen in allerlei rauhe Felle gehüllt und daß beide noch von einer Schar jungendlicher Gestalten umgeben waren, welche Engel vorstellten. In Sachsen war dafür auch der Ausdruck: „Heiliger Christ-Umbgang" üblich. Ein Dresdner Pfarrer schildert ihn 1722. Sein Bericht zeigt zugleich, daß die Priesterschaft den Umzug hie und da dadurch unterstützte, daß sie dafür kirchliche Gewandstücke zur Ausrüstung der Personen herlieh: „Der H. Christ-Umbgang" besteht darin, „daß man etliche Personen besonders, auch wohl mit dem aus der Kirche entlehnten Meßgewandt, bekleidet, dieselbige vor GOtt dem Vater, und einige aus den Himmel gekommene Heilige ausgiebt, dabey auch Engel, nebst dem unter den Nahmen des Knechtes Ruperts bedeuteten Teufel vorstellt, und durch selbige die von Eltern denen Kindern zugedachte Weyhnachts-Verehrungen überreichen läst."

Unermüdlich war man in der Bekämpfung dieses Weihnachtsbrauches. Allerhand Argumente führte man gegen das Auftreten des heiligen Christ vor. Bald hatte dem Ruprecht die Hitze in der Vermummung geschadet, bald eine Hysterische in ihrem ekstatischen Gefasel „das Agiren und Heil. Christrepräsentiren bei den Kindern" als sündlich bezeichnet. Man ging noch weiter in diesen tendenziösen Behauptungen. Auf die zarten Nerven der Kinder Rücksicht nehmend, sagt der „Curiöse Bericht von den schändlichen Weynacht-Larven", betrübt: „Wie mancher ein Mörder an seinem Kinde wird, wenn ers durch den schwartzen Rupert erschrecket", und die Tendenzsage bleibt nicht aus: „Bey dem so genannten Heil. Christ-Umbgang wolte der Knecht Rupert einen losen Jungen in den Sack stecken, darüber jener sich so hefftig entsetzte, daß er niemals wieder zurecht werden kunte, sondern das traurige Denckmahl davon, so lange er in der Welt war, behalten muste; welches ob es wol betrübt, dennoch bey weiten so unselig nicht war, als da ein anderer sich solcher Unlust zu erwehren, den vermeinten Teufel durch einen heimlichen Stich hinunter zur Höllen schickte."

Noch für das Buch vom Aberglauben 1791 ist dies der Hauptgrund: „Man würde erstaunen, wenn man die Menge der Kinder wissen sollte, die vor Schreck über solchen Anblick gestorben sind."

Neben dem klugen Schachzug, in die vermummte Schar eine lichtere Gestalt Jesus einzuschieben, kommt es auch vor,

daß man die Hauptlarve selbst zum Jesus stempelt. Ein sächsischer Theolog aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts berichtet von dieser Form:

„Es ist überall der Gebrauch, daß man zu dieser Zeit etliche vermummete Personen bestellet, von welchen man vorgiebet, und die Kinder beredet, es sey der heilige Christ mit seinen Engeln, und habe auch bey sich den bösen Rupert (oder den Teufel, denn es ist doch endlich einerley) der die Ungehorsamen Kinder wegführe, und so fort." Dabei erhalten die Kinder von Christus „schöne Sachen und Geschencke". Christus ist dabei eine „mit Peltzen oder andern Kleidern vermummte Person", vor der sich die Kinder fürchten." Sie erhalten „neue Kleider, Schuhe, Bücher, Marcipan, Aepfel, Birnen und dergleichen".

Mehrmals wurden von seiten der protestantischen Kirche Versuche gemacht, die Umzüge auszurotten. Aber hie und da wurden auch angesehene Stimmen für sie laut. Im März 1680 lag der theologischen Fakultät der Universität Leipzig die Frage vor, ob diese Spiele noch fernerhin zu dulden seien. Und sie entschied sich in folgender Weise: „Halten dannenhero schrifftmäßig davor, daß so beschaffenes Heil. Christ-Spiel in Haupt und Fuß zu verändern, daß sowol die vornehmste Person, der vermummte Heil. Christ, als die unterste, nehmlich der Knecht Ruprecht, abzuschaffen seynd, damit weder Occasion zur Abgötterey noch zu allerhand Schand und Ueppigkeit in Zusammenkünfften gegeben werde. Die mittel Personen können, als Engel, S. Petrus, oder von dem Heil. Christ abgeordnete Diener, die Kinder zu examiniren, beten zu lassen, und von Untugenden abzumahnen, in geziemenden Schrancken wohl beybehalten, und hierdurch die Kinder bey Christlicher Weynacht-Freude, die Agirenden aber bey den hergebrachten Accidenze (darum es sonsten zu thun zu seyn scheinen will) gelassen werden, welches dann mit Zusammensetzung des Magistrats und Ministerii gar füglich und absque strepitu, ohne Eintrag der Schul-Collegen und derer, welche bißher einig solatium daran genossen, auch ungehindert des hierunter von Eltern abgezielten Zweckes, wohl geschehen mag."

Wenn die Weihnachtszeit herannahte, trat im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Zittau in Sachsen und sicher auch noch in weiterem Umkreis der „Heilige Christ-Rath" zusammen. Dies war eine Genossenschaft von meist jüngeren Leuten, welche die

Weihnachtsumzüge organisierten und allen damit verbundenen Mummenschanz in die Hand nahmen. War dann die Familie oder der Bekanntenkreis fröhlich beisammen, da erschienen die „Christlarven". Voran der Rupertus, der Knecht Ruprecht, mit furchtbarem Antlitz und einem großen Sacke. Er droht, die Kinder hineinzustecken, und jagt sie gewaltig ins Bockshorn. Wenn es daher Abend wird, getrauen sich die Kinder schon nicht mehr ins Freie, sondern bleiben aus Furcht, „mitgenommen" zu werden, hübsch im Zimmer. Auch die Erwachsenen sind vor den Christlarven nicht sicher, sondern diese erlauben sich allerhand Neckereien gegen sie, und namentlich gegen das weibliche Geschlecht. Besonders die Mädchen liebkosen sie gern unversehens und libidinosae et impudicae contrectationes, scurrilitates aliaque delicta sind an der Tagesordnung, „denn diejenigen, welche Geschenke austheilen, meinen, ihnen sei unter ihrer Verhüllung und bei dieser Gelegenheit Alles erlaubt." Läßt aber ein vorsichtiger Familienvater die bösen Larven nicht herein, dann erhebt sich draußen ein Mordslärm. Ein förmliches Geheul wird angestimmt, an die Thüren wird gedonnert, daß sie fast brechen, Leitern werden angelegt, die Fensterbretter gefegt und zuletzt, wenn die Schar abzieht, ruft noch einer mit feierlicher Stimme, der Heiland selbst sei dagewesen und nehme nun die dem Hause zugedachten Geschenke wieder mit sich fort. Dieses Larventreiben dauert von einbrechender Dunkelheit den ganzen heiligen Abend hindurch bis tief in die Nacht, ja bis zum nächsten Morgen.

Mitglied dieses Heil. Christ-Rates zu sein, war ein einträgliches Geschäft; denn in seine Tasche flossen alle die Gelder und sonstigen Geschenke, welche bei dem Umzuge am heiligen Abend zusammenkamen. Und diese müssen sich ziemlich hoch belaufen haben, denn als in Zittau die Polizei einschritt und das Spiel verbot, beschwerten sich die Mitglieder des Christ-Rates wiederholt, daß man ihnen das Einkommen verkürze, und verlangten eine förmliche Ablösung, so daß jeder Hausvater gehalten sein solle, ihnen eine bestimmte Summe zu zahlen. Das war im Jahre 1722. Auf Beschluß des Zittauer Magistrates hatte nämlich der Praetor Zittaviensis damals einige Männer, die um Geschenke auszuteilen, also um den Knecht Ruprecht zu spielen, vermummt auf öffentlichen Plätzen sich zeigten, ohne weiteres festnehmen und einige Tage in Gewahrsam halten lassen. Auch die Schullehrer (ministri scholae) und die Schüler (scholares) selbst gingen vielfach

vermummt herum, teilten in den Bürgerhäusern unter allerhand Narrheiten kleine Geschenke aus und erhielten dafür ein Trinkgeld, das deren Wert weit überstieg, und wie der Wittenberger Dozent Kißling, dem wir diese Nachricht verdanken, meint, würden sie wohl sauer sehen, wenn er sich so für die Abstellung dieses Brauches ausspreche. Aber da gebe es ja einen Ausweg. Der Magistrat brauchte den Lehrern und Schülern ja nur zu erlauben, am Weihnachtsmorgen von Haus zu Haus zu ziehen und Gesangsstücke vorzutragen. Auf diese Weise würden die Bürger daran erinnert, daß sie ihnen zu Weihnachten eine Abgabe schuldig seien. Sonst könnte sie der Magistrat ja auch zu einer bestimmten Steuer dafür nötigen. Dem „Heiligen Christ-Rat" will dieser Herr nicht so wohl. Er solle, meint er, keinen Pfennig mehr bekommen; er habe ja allerdings bisher ein gewinnbringendes Vorrecht besessen. Aber Vorrechte, die das Gemeinwohl und die Frömmigkeit schädigten, könnten jederzeit für nichtig erklärt werden. Vom Christ-Rat ist aus andern Gegenden keine Nachricht auf uns gekommen. Das Herumsingen der Schüler in der Stadt war anderwärts jedoch schon früher üblich.

Der Gegensatz zwischen den dunklen und den lichten Gestalten der Weihnachtsumzüge verwischt sich auch im Laufe der Zeit nicht. Man bleibt sich dunkel bewußt, daß beide Gruppen aus ganz verschiedener Quelle stammen. Noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts findet er sich in dem katholischen Augsburg unverfälscht wieder, und zwar heißen hier die beiden dunklen Gestalten „Die Bercht und Ruprecht". Es ist dies der einzige Beleg dafür, daß „Die Bercht" im Weihnachtsumzug erscheint. Inmitten des früh verchristlichten Oberdeutschland ist dies doppelt bemerkenswert. Waren mit den alten Oberdeutschen auch ihre Phantasiegestalten mitumgetauft worden, so hatten doch die alten Namen in den niedrigsten Volkskreisen noch fortgelebt und traten, nachdem ihre Bedeutung längst vergessen war, wieder an die Oeffentlichkeit.

Noch fortdauernd wurden die Umzüge an Stellen, wo das Dreikönigsspiel noch fortlebte, von ihm beeinflußt, wenn auch nur äußerlich. Wie die Trachten desselben in die Umzüge eindrangen, zeigt eine Schilderung aus dem achtzehnten Jahrhundert:

Knecht Ruprecht kam in Gesellschaft des mit einer Krone und goldverbrämter Mütze im Hohenpriestergewande daherrauschenden Christus und des im weißen flatternden Gewande mit fliegen-

den Haaren einherschreitenden Gabriel. „Sein Kleid war von rauhem Stoffe, eine hohe Mütze war die Kopfbedeckung. Und während Christus eine goldene Rute in der Hand trug, um sie den guten Kindern zu schenken, hatte Ruprecht für die ungehorsamen Kleinen einen Sack und eine Peitsche in Bereitschaft. Sein mit Schellen behängter Gürtel kündigte seine Ankunft an. In dieser Gesellschaft befanden sich eigentlich noch zwei Heilige, St. Peter, welcher zwei große Schlüssel im Arme trug, und St. Nikolaus mit einem Palmzweig. Zuweilen trug dieser den mit Lichtern besteckten, mit Zuckerwerk geschmückten Christbaum. Wenn sie eintraten, fingen die vor ihren sitzenden Eltern stehenden Kinder an zu beten. Darauf wurde von den Engeln und Heiligen examiniert, und die, welche wohl bestanden, auch Sprüchlein und Lieder hersagen konnten, wurden beschenkt. Ueber welche Klage geführt wurde, die sollten bestraft werden. Gabriel, Peter und Nikolaus baten für; und zuweilen wenn die Kinder Besserung versprachen, wurde ihnen die Strafe erlassen. Die unverbesserlichen aber steckte Ruprecht in den Sack, oder that wenigstens, als sollte es geschehen. Mit rauher Stimme sprach er:

Ich bin der alte böse Mann,
Der alle Kinder fressen kann.
Ich Ruprecht hab' euch etwas zu sagen,
Wie mir der h. Geist hat aufgetragen,
Er mit seinen Englein draussen,
Und ich will euch die Kolben lausen.

Hierauf schlug er zuweilen mit seiner Peitsche kräftig zu, suchte besonders die Mägde des Hauses zu erwischen, mit denen er selten höflich umging."

Noch bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ließ der Eifer gegen diese volkstümliche Form der Religionsübung nicht nach. Immer und immer wieder wenden sich Schriftsteller gegen Volksglauben und Volksbrauch auch gegen sie, die immer noch nicht sterben will. Zuletzt ist es die Aufklärungslitteratur, die dagegen wettert, indem sie darauf hinweist, wie die Kinder dadurch zum Aberglauben hingeleitet würden. Und auch sie hat nicht vergeblich gearbeitet. Hier und da haben diese Mahnworte auch diejenigen Kreise erreicht, für die sie bestimmt waren. Ein maßvoller protestantischer Priester und Aufklärungsschriftsteller,

der Prediger und Superintendent Ernst Urban Keller, sagt: „Ich billige es, wenn man den Kleinen die Kleidungs-Stücke, die sie ohnedem nötig haben, am heiligen Abend gibt; aber ich kann nur nicht leiden, daß sie Clauß gebracht haben soll. Warum belüget man sie, gerade da man ihnen den ersten Begrif davon beybringen will, daß sie ihrem Heylande alle ehemals verscherzte Güte und Gaben GOttes zu verdanken hätten? Warum erschröckt man sie mit vermumten Personen, macht sie schüchtern und abergläubisch, und stürzet sie wol gar in Krankheiten? Es bleibet bey allem diesen nicht. Man erzehlt den Kindern allerley Gespenster- und elende Geschichten, die der Aberglaube in dem verdorbenen Gehirn der Ammen und Wärterinnen gezeuget, und die Vernunft mit Mühe wieder in Nichts verwandelt. Der mächtige Held Clauß geht voran; ihm folgen Gespenster, Alpe, Hexen, Zauberer, feurige Drachen, Teufel mit Ochsenhörnern, Pferdefüßen und Kuhschwänzen: Teufel in rothen Kleidern, mit Allonge-Perücken und Hahnenfussen, diese heissen die: GOtt behüt uns, Kobolde, Wechselbälge, dreybeinigte Hasen, das wilde Heer, schwarze Hunde; und wer weiß? wie die Phantomen mehr heissen."

Das Buch vom Aberglauben bildet einen Mann mit Pelzmütze, Stock und Sack ab, wie er zwei zitternden Kindern droht. Dazu heißt es: „Ein vermummter Claus, St. Nicolaus, Knecht Ruprecht, oder wie er sonst heissen mag, trit herein, mit einem weissen Hemd oder auf andere, Kindern fürchterliche Art gekleidet, hat in der Hand eine Ruthe, und ruft mit verstellter Stimme: betet, betet! und stäupt sie, wenn sie das nicht können; oder giebt ihnen Nüsse, Aepfel u. s. w., wenn sie recht viel zu beten wissen. Das arme unwissende Kind betet den verkleideten Buben fast an, damit er es nicht in den Sack stecke: und glaubt, es sey der Herr Jesus selbst. Aber würde dieser so handeln, wenn er auf der Erde erschien? würde er Kinder erschrecken, und durch Schläge Gebete von ihnen erzwingen? Man würde erstaunen, wenn man die Menge der Kinder wissen sollte, die vor Schreck über solchen Anblick gestorben sind."

Noch 1799 ist dieser Zorn nicht verraucht. Da heißt es noch in einem populären Buche: „Schändlich und entehrend sind so auch die enormen Mißbräuche, die man zu dieser Zeit vornimmt. So giebts Personen, wie zur Genüge bekannt, die sich als Engel, als Hirten, ja als das Kind Jesus selbst, ankleiden,

in großen Versammlungen vor Kindern erscheinen, um diese zu einem willigen Gehorsam gegen die Aeltern, Fleiß und Ehrfurcht auf eine thätige, furchtbare Art zu zwingen. Sollte nicht ein jeder denkende Mensch, jeder biedre brave Vater und jede zärtlich liebende Mutter, aus allen, ja mit vereinten Kräften, diesem schimpflichsten Unfug entgegenarbeiten, damit die so schöne und erfreuliche Zeit, der Geburt Jesu, schon um der guten Sache willen, nicht so leichtsinnig als vermessen zugebracht würde? Eine schändliche Buberey ist das kindische Spiel des verlarvten Ruprechts. Dieser Mißbrauch, indem dieser Bube durch die Gassen lief und allerhand Muthwillen ausübte, ist sehr alt, so daß das jus Canonicum oder kirchliches Recht, deshalb schon ein Verbot thun mußte, um diesem Narrenspiel Einhalt zu thun."

Indessen streifte auch diese volkstümliche Religionsübung immer mehr ihre rauhen Züge ab und wurde namentlich in den Städten gesitteter. In Hamburg erschienen im achtzehnten Jahrhundert Kinjees (Kind Jesus, eine ebenfalls erwachsene Jesusgestalt) und der Klingelgeist Klinggeest. Noch um 1820 kam hie und da der Brauch vor, den Kindern abends durch ein heimliches Klingeln mit kleinen Glöckchen die bevorstehende Ankunft Christkindchens zu verkündigen ... Weihnachtsgesänge wurden gelernt und am heiligen Abend vor der Bescherung gebetet ... War dann der heilige Abend gekommen, so setzten die Kinder ihre leeren Schüsseln in ein dunkles Gemach, in der Erwartung, hernach Christgaben darauf zu finden, und wenn hierauf unter Klinggeests lieblichem Geläute gesucht und richtig auf dem Teller die ersehnten Schätze gefunden wurden, dann war der Kinderjubel groß! ... Auch draußen kam in derselben Zeit „in den kleinen Gassen, den Gängen und Höfen" das Umgehen des Klinggeest vor. „Ein großer Junge umhing sich mit einem Bettlaken und strich die Sahltreppen auf und nieder, immerfort sturmläutend mit seinen Glöckchen oder Schellen; dann sagten die Eltern zu den kleinen Kindern: Klinggeest geiht um, Kinjees will kamen". Der Weihnachtsabend heißt daher neben Wienachtenabend auch Klinggeestabend.

Auf dem Lande blieben dagegen derbere Formen bestehen.

In Bellin in Mecklenburg und sonst auf dem Lande vielfach herrschte noch 1880 der Gebrauch, daß am Abend vor Weihnacht sich Knechte oder andre junge Leute ganz in Erbsenstroh wickelten oder Kleidungsstücke umkehrten und sich damit ver-

mummten. So angethan gingen sie mit einer Rute und einem Beutel mit Asche versehen in die Häuser und ließen sich von Kindern und Dienstboten etwas vorbeten. Wer betete, erhielt dafür Aepfel, Nüsse und Pfeffernüsse. Wer nicht beten wollte, erhielt vom Ruklas (so nannte man die verkleideten Personen) Streiche mit der Rute oder dem Aschbeutel. Am Christabend drohte man den unartigen Kindern, der „Ruhklas" werde kommen und sie in den Sack stecken, während das Kind Jes (auch Klingjes [!]) die artigen beschenke.

Im Börmer und Megger-Koog in Schleswig-Holstein zogen noch um die Mitte unsres Jahrhunderts während der Zwölften die ledigen Bursche und Mädchen in ganzen Scharen von Haus zu Haus. Einer trug ein brennendes Licht in der Hand (wenn es wehte oder regnete und schneite, verbarg er es unter einem tiefen hölzernen Gefäß) und war Anführer des Zuges. Die ganze Schar — „de hele Ritt" — drängt mit großem Ungestüm lärmend, tobend und singend in die Häuser, um sich mit dem Besten, was Küche und Keller zu geben vermögen, bewirten zu lassen. Ehe sie etwas genossen, sangen sie ein Lied, je alberner, desto besser. Wußte man, daß irgendwo der Wirt und die Wirtin (d. h. die Hausherrschaft) nicht daheim waren, zog man dies Haus den andern vor und nahm aus Küche und Keller, was man wollte, ohne zu fragen. „Twischen de dagen speelt man hier de verkehrte Welt; de Knechten und Deerns hebben to raden, und de Weertslüd möten se bedenen", erklärte ein alter Bauer diese Volkssitte.

Selbst zum bergmännischen Fackelzug bildete sich der Umzug aus.

Nach Fr. Nork war 1847 in dem Marktflecken Schweina im Ballenstedtischen im Harz folgender Weihnachtsbrauch üblich. Die Schuljugend zog mit dem Lehrer an der Spitze und mit Fackeln, die schon wochenlang vorher aus Fichtenschleißen, Hobelspänen, Werg und Pech zusammengemacht und fleißig gedörrt worden, auf den benachbarten Tungelsberg, wo aus Feldsteinen eine Pyramide errichtet war. Hier angelangt, stellte sich das Volk im Kreise, die Jugend zündete die langen Fackeln an und sang beim Scheine derselben Weihnachtslieder aus dem Gesangbuche. Zuletzt wurden die Fackeln auf einen lodernden Haufen geworfen, und wenn dieser verkohlt war, kehrten alle nach Schweina zurück und setzten auf dem Marktplatz mit der ganzen Einwohnerschaft

bei Laternen und Grubenlichtern das Absingen von Christliedern unter Musikbegleitung fort. Mit dem zwölften Schlag der Turmuhr begann das Leuten aller Glocken, und der Kantor sang mit seinem Chor eine Kantate, und diese Feier unter freiem Himmel wurde nie wegen böser Witterung ausgesetzt.

Was Namen und Personen, Aufputz und Ausrüstung anbelangt, so erscheinen diese Weihnachtsumzüge noch heute auf dem gesamten deutschen Sprachgebiete aufs reichste variiert. In ihrem Kerne sind sie aber identisch. Außer aus den Nikolausumzügen in der Schweiz ist das Bäumchen aus ihnen ganz geschwunden. Die Rute, die an seine Stelle getreten ist, hat noch allgemein ihren erziehlichen Zweck. In den Bildungszentren, in allen irgendwie bedeutenden Städten sind die Umzüge jedoch der fortschreitenden Bildung und Gesittung zum Opfer gefallen und werden vermutlich vom Strome der Zeit rascher überwogt werden, als heute scheint. Im Gegensatz zu den Festen des alten deutschen Winteranfangs ist Weihnachten seit dem häufigen Vorkommen des Christbaumes im achtzehnten Jahrhundert ganz vorwiegend das Fest der Familie, der Eltern und Kinder geworden. Im Gegensatz zu den deutschen Winteranfangsfesten sieht man zur weihnachtlichen Bescherung nicht einmal einen Gast gern. Da paßt denn das laute Toben umziehender Masken nicht mehr zum Charakter des Festes, und auch nicht das gestrenge Examen des Knechtes Ruprecht. Den Genuß der Prüfung haben heute die Kleinen oft genug in der Schule. Am Weihnachtsfeste wollen sie sich ungestört dem Pfefferkuchen und ihrem Spielzeug hingeben.

VI.

Volkstümlicher Weihnachtsglaube.

Während mit der Vernichtung der alten deutschen Winteranfangsfestzeit durch die christliche Religion Martinstag und Nikolaustag deren Erbe als Umzugstage, Schlachttage, Zweigtage und Kinderbeschenktage angetreten haben, ist auf den letzten November, den Heiligentag, der einem römischen Monatsanfang am nächsten lag und zugleich zwischen jene beiden Miterben fiel, aller Jahresanfangsglaube übergegangen. Obgleich durch keinerlei offizielle Bedeutung geschützt, hat sich der Andreastag als alter Jahresanfangstag bis ins neunzehnte Jahrhundert behauptet; noch im neunzehnten Jahrhundert sind an ihm hundertfältig Losspiele gespielt worden, aus deren Ergebnis man Aufschluß über die Ereignisse des Lebens im neu beginnenden Jahre zu gewinnen hoffte. Wie aller wirkliche und echte Volksglaube und Brauch beschäftigen sich diese Losspiele mit den beiden großen Fragen, die es in jedem einzelnen Menschenleben gibt und auch schon in den Zeiten eines absolut noch indifferenzierten typischen Geisteslebens gegeben hat, mit dem Erfolg des Wettbewerbs um die Daseinsmittel und dem Finden einer passenden Ehehälfte. Das Vorwärtskommen an Besitz und die Vereinigung mit einem Ehegenossen, der Neigung und Denken in gleicher Weise befriedigt, sind die beiden größten Glücksfälle im einfachen Dasein. Um sie dreht sich auch das primitive Denken in ununterbrochenem Kreise. Alles andere kommt erst in späteren Jahrhunderten und auch dann erst, nachdem jenen beiden ursprünglichen Trieben genügt ist. Erst das Christentum hat den Deutschen gelehrt, diese beiden Hauptdaseinsfragen geringer zu achten, es hat das Sich-Mühen und Sehnen zur Befriedigung der ureigensten Bedürfnisse als etwas Verwerf-

liches hingestellt, das Wort Egoismus zu einer Art Schandpfahl gestempelt. Den Kern und Nerv alles Lebens, den Trieb, sich im Wettbewerb zu behaupten, hat es aber trotzdem nicht auszurotten vermocht, und nachdem ein Jahrtausend ins Land gegangen ist, stehen diese Dinge gerade noch so sehr im Brennpunkte des Interesses wie ehedem, nur durch die fortschreitende Kultur reich, unendlich reich individuell differenziert und näher mit den Interessen der Gesamtheit verknüpft als ehedem. Das Landvolk aber spielt an St. Andreasabend noch weiter seine alten Losspiele und nur ganz wenigen Zügen ist es gelungen, sich zur Lösung von Fragen zu machen, die da gestellt werden.

Um das Gewerbe des künftigen Gatten zu erkunden, gießt man am Andreasabend Blei durch einen Erbschlüssel in kaltes Wasser, oder schlägt das Weiße eines Eies hinein. Um zu wissen, wer von Bekannten sich heiraten wird, setzt man schwimmende Nußschalen auf Wasser; diejenigen, deren Schalen sich Bord an Bord legen, werden Gatten. Die Mädchen kleiden sich aus, sprechen einen Spruch, und ihr kommender Gatte muß ihnen erscheinen. Trinkt er von dem hingestellten Wein, ist er reich, trinkt er vom Wasser, arm. Zieht man ein gerades Scheit aus dem Holzhaufen, ist der künftige Gatte schlank, zieht man ein krummes, ist er bucklig. In Brunnen und Quellen sieht man in der Andreasnacht das Bild des künftigen Gatten; wenn man Hering ißt und dann träumt, jemand stille einem den Durst, so heiratet man diesen. Zu dem gleichen Zwecke, daß der Künftige sich im Traume zeige, legt man einen halben Apfel unter das Kopfkissen, nachdem man die andere Hälfte gegessen. Schüttelt man den Erbzaun, so bellt in der Gegend, wohin man heiratet, ein Hund. Zählt man Späne, und die Zahl ist gerade, bekommt man einen Junggesellen, ist sie ungerade, einen Witwer. — Kein besonderer Apparat ist dazu notwendig. Eine Schüssel mit Wasser, ein Ei, ein Holzscheit, ein Zaun, ein paar Späne sind die gesamten Losmittel. Blei ist noch das Kostbarste unter ihnen.

Als an die Stelle des alten Jahresanfangs zu Wintersanfang der Jahresanfang an den Januarkalenden trat, mußte notwendigerweise auch dieser Losspielbrauch auf ihren Vorabend wandern. Das ist denn auch früh geschehen. Als dann die christliche Kirche seit dem neunten Jahrhundert das Jahr mit ihrem Jesusgeburtsfest begann, und dieses im Laufe der folgenden fünf Jahrhunderte über die Kalendenfeier emporstieg, da konnte

das Januarkalendenfest solchen Losglauben bereits an das Jesusgeburtsfest abgeben. Indem sich so volkstümlicher Glaube auf ihm sammelte, entstand die deutsche Weihnacht. Vom Andreastag rückten dann andre Losspiele nach. Diese Wanderung vollzog sich jedoch ganz außerordentlich langsam, und die Bräuche, die sich nach Weihnachten übertrugen, blieben trotzdem zum großen Teil auch noch am Andreastag haften. Aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert kennen wir weihnachtliche Losspiele so gut wie gar nicht. Um 1400, zu des Presbyter Alsso Zeiten, war bereits ein Apfellosspiel auf Weihnachten gerückt, das aber seinen Ursprung als Jahresanfangsspiel noch deutlich zeigte. Man schnitt Aepfel auf und weissagte aus dem, was der Schnitt zeigte, Glück und Unglück des kommenden Jahres. Fast zweihundert Jahre später, kurz vor 1600, fanden sich schon ein paar Spiele mehr auf Weihnachtsabend. Der protestantische Pfarrer Strigenitz gibt eine kurze Nachricht darüber: „Die Stroh-Seile an den Bäumen in Gärten, die Todten-Köpffe auf den Zäunen und im Kuhe-Stalle, S. Stephans-Tag und die Walburgis-Nacht verrathen manches. Es ist aber dieses noch lange nicht alles. Was vor Abergläubische Händel werden nur in der heiligen Christ-Nacht begangen? Da gießt man zerlassen Zinn oder Bley ins Wasser, man setzt Saltzhäuffgen, man greifft nach Haaren, man wirfft den Schuh, sogar hat der Teuffel sein Werck in den Kindern des Unglaubens (Aberglaubens) auch zu solcher heiligen Zeit, da man viel andere Gedancken haben solte." Als Trägerin des geistigen Fortschritts in dieser Zeit verbot die Staatsgewalt zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts diese Losspiele. In einem Landgebot des Herzogs Maximilian von Bayern vom 12. Februar 1611 heißt es unter No. 7: „Nit weniger ist auff diejenige acht zu geben, welche an s. Andreas, s. Thomas und der h. christnacht, oder andern dergleichen nächten schädliche superstitiones, das ist aberglaubische sträfliche wort oder werk gebrauchen, verborgene haimbliche und künfftige ding, ires standts, verheuratung und anders halben zu erfahren, ob sie nit solches in deß bösen geists namen thun und verrichten, wie vor disem wol exempla fürkummen. was aber ohn anruffung deß bösen feindts beschicht, davon soll hernach mit andern aberglauben gedacht werden." Eine wirkliche reiche Liste aber geben erst die Saturnalia des Prätorius. „In der Christnacht," meint er, „muß man allerhand Gauckeley vornehmen, damit man tanquam ex oraculo allerhand künftige Dinge erfahre.

Am Christ-Abend soll man für 3 Heller Semmel kauffen, solche in 3 Bissen eintheilen, und durch 3 Gassen es verzehren, in einer jedweden Gasse ein stücke. Drauf wird es geschehen, daß man in der dritten seine Liebste sieht, die einem begegnen wird. In der Christnacht kan der Liebster seine Liebste beschweren, daß sie sich präsentiren muß. Mitten in der Christnacht gehen auch die Laßdünkel und lüstern Knechte und Mägde zum Scheiter oder Holtzhauffen hin, ziehen ein Scheit heraus, und betrachten solches ob es krum oder gleich sey, denn nach befunden der Beschaffenheit sol ihr Liebster geartet seyn. Weiterhin kann man zu Weihnachten ‚sein Glücke prüfen', seinen ‚Lebens Ort oder Sitz erfahren', erfahren, ob man bald zu heyrahten komme und Träume von seinen liebsten bekommen."

Der Frau Berchtentisch, den der Merkzettel aus dem Kloster Scheyern und der Bericht des Presbyter Alsso schon auf Weihnachten verschoben zeigen, trat im siebzehnten Jahrhundert, nachdem die besuchende Gottheit lokal zurückgetreten war, in den Dienst der Liebesweissagung, wenn das nicht schon früher zu seiner Bedeutung gehörte. Wie Alsso erzählt, daß man Brote und Messer auf den Tisch legt, so auch Prätorius in seinen Saturnalia. Die Kirche bekämpfte diesen Glauben, indem sie schreckliche Sagen erzählte, wie übel diese Dinge abgelaufen seien. Ein andres Mittel dagegen besaß sie ja nicht, da sie noch bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein an die wirkliche Zauberkraft solcher Formeln und Bräuche glaubte.

„In der Christnacht kan der Liebster seine Liebste beschweren, daß sie sich präsentiren muß.

„Es soll dieses zu Salfeld in Thüringen geschehen seyn, daß eine Schlösserinne ihren Schreiber lieb gewonnen: derentwegen sie ihn auch in der Christnacht zu sehen begehret; hatte also ein frisch Brod vorher backen lassen, und mitten in der Christnacht solches genommen, und zwey Messer creutzweise hineingestecket, nebenst noch etlichen Wörtern, so sie darbey gemurmelt. Drauff soll der Schreiber nackigt zur Stube hinein gesprungen seyn und sich bey ihr am Tische niedergesetzet, auch sie scharff angesehen haben. Drauff sie auffgestanden und davon gesprungen. Er aber hatte die beyden Messer außm Brode herauß gezogen, und solche hinter sie hergeworffen, daß sie davon sehr möchte verletzet geworden seyn: Drüber die Muhme (so auch in der Stube bey solchem Teufflischen Vornehmen gewesen) erschrocken, daß sie

etliche Wochen kranck darnieder gelegen. Der Schreiber aber soll den andern Tag drauff zu denen Haußleuten gesaget haben; Er möchte es gerne wissen, was für eine Frau ihn in verwichener Nacht so geängstet hette. Er wehre so abgemattet, daß er es nicht sagen könte. Er hette sollen mit fort kommen, und hette sich nicht gnugsam können erwehren: Er hette auch mögen bethen was er gewolt; so wehre er getrieben worden.

„Diese Geschichte erzehlete mir eine alte Frau daher: welche auch noch hinzuthate, daß etliche Edel Jungfern zu Coburg von neunerley Essen was aufgehoben, und solches in der Mitternacht hervor gesuchet, auch sich darbey zu Tische nieder gesetzet hetten (wie vor erzehlet), drauff solten ihre Liebsten alle gekommen seyn, Messer mitgebracht haben, und sich zu einer jedweden niedersetzen wollen: drüber sie aber erschrocken, und davon gelauffen, drauff der eine Geist sein Messer hinter sie her geworffen, welche sich ümme gesehen, das Gesichte angeschauet, und das Messer aufgehaben; etc. Weiter soll auch der Todt nebenst solchen Liebsten oder eingeladenen Buhlern leibhaftig gekommen seyn, und sein Stundenglaß bey einer niedergesetzet haben; die das Jahr über auch gestorben ist." —

„Mann kan sein Glücke in Weynachten prüfen.

„Andere abergläubische Bälge nehmen ein Gefäß mit Wasser und messen solches mit einer gewissen kleinen Mass, in ein ander Gefäß: und solches zwar mitten in der Christnacht. Sie thun dieses vermessene messen aber etliche mahl, und sehen darbey zu, ob sie in denen wiederholeten Bemessungen mehr Wasser antreffen, als zu erst; so schliessen sie draus, daß sie das folgende Jahr über werden zunehmen an Haab und Gütern. Befinden sie einerley Maß, so glauben sie einen Stillestand des Glückes (quae tamen Fortuna alias in sua inconstantia semper constans manet); da sie wider Glück noch Vnglück haben werden. Befindet sich aber weniger Wasser in denen letztern Prüffungen; so schließen sie draus, daß sie viel oder wenig Zurückegang des guten Wohlergehens oder Gedeiens haben werden. Dieses hörete ich von einer alten Salfeldischen Frauen, welcher das mittelste einmahl zu Händen gekommen." —

„Die Abergläubischen können ihren Lebens Ort oder Sitz in Weynachten erfahren.

„Etliche nehmen einen Erbschlüssel und einen Kneul Zwirn, binden solchen Zwirn fäste an den Schlüssel, so bewinden sie auch

das Knaul, damit es nicht weiter ablauffe, als sie es vorher haben ablauffen lassen: sie lassen es aber bey ein Elen oder 6 loß, und hängen; weiter stecken sie solches Gebäumel zum Fenster hinaus, und bewegen es, von einer Seiten zur andern, an denen äuserlichen Wänden, und sprechen dabey: Horch, horch! So sollen sie von derselbigen Gegend, Seiten oder Orte, eine Stimme vernehmen, dahin sie werden zu freyen und zu wohnen kommen. Dieses sagte mir eine alte gewesene Soldatens Fraue, welche es selber in der vorwitzigen Jugend practiciret. Da sie eine greuliche Stimme und Knall vernommen hette, wie eine Carthaune oder Stücke loß ginge: solches hette ihr Krieges Wesen bedeutet, darunter sie hätte kommen sollen, wie sie es auslegete. Sie wehre aber darüber so erschrocken, daß sie domalen das Knaul mitsampt dem Schlüssel hette fahren und fallen lassen: wehre ins Bette gekrochen und hette den Verlust erstlich auff den andern folgenden morgen wieder gesuchet." —

„Noch andere gottlose Leute erkündigen ihre künfftige Liebhaber also:

„Nemblich sie schneiden neunerley Holtz an dem Tage, so vor dem Weynachtabend vorhergehet, ab: davon machen sie in der Mitternacht ein Feuer in einem Gemache oder Stuben, aber gantz nackigt also, daß sie ihre Hemden vorher zum Gemache hinaus werffen vor die Thüre, und drauff bey dem Feuer sitzend sprechen: Hier sitze ich splitter fase nackigt und bloß; wenn doch mein liebster kähme, und würffe mir mein Hemde in den Schoß.

„Solches sollen zu Coburg etliche Mägdigen getrieben haben: deren die eine davon ihr Hembde entzeln und besondern zur Thür hinaus geworffen gehabt: welches ihr also hernach war richtig wieder hinein geworffen worden: da sie denn auch das Gesichte gemercket, welches hernach mit deme übereingekommen, den sie zu freyen bekommen. Die andern Struntzen hatten aber ihre Hembden alle über einen Klumpff zusammen gewickelt gehabt, und also zur Thür hinaus geworffen: derentwegen hatten sich gleichsam die Geister nicht drinnen finden konnen; sondern einen grossen Tumult und Gepolter darüber angefangen dergestalt, daß den Mägdigen drinnen gegrauset, und flugs ihr Feuer ausgegossen und sich zu Bette verkrochen haben bis frue, da ihre Hemden vor der Thüre in etliche tausend kleine Stücklein zerrissen gewesen." —

„Man kan erfahren in Weynachten, ob man bald zu heyrahten komme.

„Hieher gehöret folgende abergläubische Fratze. Andere nehmen 4. Zwibbeln, und stellen solche in die 4. Winckel der Stube, eine hie, die ander dahin, und benennen bey einer jedweden eines Personhnen Nahme, darzu sie Hoffnung haben, und also der Liebhaber 4. Darauff lassen sie solche stehen biß auff heilige drey Könige: Ist keine davon ausgeschlagen, so wird von der Heyrath oder denen gedachten Personhnen nichts werden, welche Zwibel aber keimet, dessen Nahme so sie dabey gesprochen, wird der Bräutgam haben, den sie bekommen sollen.“ —

„In Weynachten kan man Träume von seinen liebsten bekommen.

Etliche kauffen frühe, des Tages für dem heiligen Abend, für ein Pfennig Semmel, und zwar das letzte Stößgen, das auff einem End zu ist. Weiter schneiden sie ein bißgen Rinde unten herunter, und binden es untern rechten Arm, und gehen fleissig den gantzen Tag damit herumb. Hernach so sie schlaffen gehen, legen sie es unter dem Kopf in der Christnacht und sprechen dabey. Jetzt habe ich mich gelegt und Brot bey mir, wenn doch nu mein feines Lieb kehme und esse mit mir. Drüber sol es geschehen, daß zur Mitternacht von solcher Semmelrinde was genagt werde: Draus jener früh morgens erkennen kan, daß er oder sie das Jahr über heyrathen werde. Ist es aber unverletzt gelassen, so haben sie schlechte Hoffnung darzu. Also sol es sich begeben haben, daß da ihrer zwey bey einander in einem Bette geschlaffen, und die eine auch solches Brodt unter sich gehabt, ein greuliches wesen erhöret worden, welches sie vermercket. Die ander Personh aber, so das Brodt unter sich gehabt, war nichts in festen Schlaff davon wahr geworden, drauff diese jene Träumerin gerüttelt und geschüttelt biß sie erwachet. Darnach es geschehen daß sie das Brodt früh besichtiget, da sol ein Creutz hinein gefressen gewesen seyn, welches einer Weibspersohne allhier in Leipsig etwan Anno 1657. also wiederfahren, wie ich es erzehlet, die hernach einen Soldaten bald darauff bekommen. Sie soll aber mitten in der Nacht, da der Teuffel sein Spiel mit sie gehabt, für Angst das Brodt unter dem Kopffe weggerissen gehabt und haben uweit von sich geworffen.“ —

Am Ende des siebzehnten und am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte zu Pretzschendorf in der Ephorie Dippoldiswalde in Sachsen der Pfarrer Johann Samuel Adami. Er besaß eine stattliche Bücherei und war ein ehrsamer, wohlgelahrter

Herr, der sich einer ungemeinen Belesenheit und einer noch erstaunlicheren schriftstellerischen Fruchtbarkeit erfreute. Im fünften Bande seiner Deliciae biblicae oder „Biblischen Ergetzlichkeiten", die seit 1694 erschienen, berichtet er uns über Weihnachten. Er war keineswegs nur Bücherwurm, sondern hatte sich auch vielerorts mit eigenen Augen recht gründlich umgesehen und kannte die abergläubischen Meinungen und Bräuche seiner Beichtkinder nur allzu genau. An einer andern Stelle desselben Werkes gibt er ein förmliches Verzeichnis davon: „Was in der Nacht der Geburth des Herrn Christi vor Aberglauben vorgehet, wolte ich nicht gern diesen heiligen Ort damit besudeln, und mehr ein Gelächter als Andacht erwecken; Gleichwohl aber nur etwas zu gedencken, so ist bekant, wie das Abergläubische Volck am heiligen Christ Abende, wenn ein Licht angezündet, und in die Stuben gebracht wird, nach ihrem Schatten sehen, ob sie den Kopff noch haben, oder nicht, und daher von ihren Leben und Tode urtheilen. Wenn sie Saltzhauffen setzen, korn messen, Eier ins Wasser schlagen, und daher erkundigen wollen, ob sie sich einer Kranckheit zu befahren oder nicht, ob sie reich, ein kleines oder großes Haus bekommen werden. Wenn sie vor den schweinställen kehren und mit den Ohren dafür hören wollen, was für einen Handwercks Mann sie bekommen sollen. Wenn sie in den Stuben Winckeln hinterwärts Haare suchen, und aus denselben schließen wollen, ob sie einen mit gelben oder schwartzen Haaren bekommen möchten. Wenn sie einen Schwerdt-Dreyer, oder Creutz-Dreyhellers-Pfennig auff die große Zehen binden, sich auff den Kirch-Weg setzen, und unter den Leuten, so in die Früh Metten gehen, ihren Buhlen erblicken wollen. Wenn sie, Scheit-Holtz aus den Klafftern ziehen, um zuerfahren, ob sie einen krummen oder geraden bekommen möchten. Wenn sie den Schuch über sich werffen, ob sie dieses Jahr aus dem Hause weg ziehen, oder sterben werden."

Eine noch umfangreichere Liste gibt die „Gestriegelte Rocken-Philosophia" ganz wenig später, und sie weiß wie Prätorius ausführlich zu berichten, wie schlecht solches Erkunden der Zukunft abgelaufen.

„Wenn eine Jungfer will wissen, was sie vor einen Mann bekomme, die soll am Christ H. Abend einen Pfefferkuchen unbehandelt kauffen, eine Leiter draus schneiden, und dieselbe nebst einem Schwerdt-Pfennig auf die grosse Zähe binden, und sich

ohne gebetet niederlegen, so wird er ihr vor dem Bett erscheinen, oder früh, wenn sie in die Metten gehet, begegnen." Ein Mädchen, das es versuchte, hatte die ganze Nacht „eine unglaubliche Angst", „indem die gantze Nacht ihr Bett mit lauter bösen Geistern, die sie geängstiget hätten, umgeben gewesen."

„Am Christ- oder Weyhnacht-Heiligen Abend soll man das Licht nicht lassen auslöschen, es muß sonst eines im Hause sterben". „So offt der Hahn in der Christnacht krähet, so theuer wird selbiges Jahr ein Viertel Korn."

„Wessen Schatten auf den Weyhnacht Heil. Abend, bey eingebrachten Lichte, keinen Kopff hat, der stirbe in selbigen Jahre." Der kritische Berichterstatter über diesen Glauben aus dem Jahre 1709 fügt höhnend hinzu: „Das glaube ich. Und wer ohne Kopff zu Bette gehet, der ist der Teuffels". „Wenn am heiligen Weyhnacht-Abend ein Reiffen von einem Geväß springet, so stirbt das Jahr eines aus dem Hause."

„Wenn eine ledige Weibs-Person in der Christ-Nacht heisses Bley ins Wasser giesset, bekömmt es die Gestalt als wie das Handwercks-Geräthe dessen der sie heyrathen wird. Wenn eine Dienst-Magd gern wissen will, ob sie länger bey ihrem HErrn in Dienst bleiben oder abziehen werde, soll sie auff den Weynacht heiligen-Abend den Schuch werffen. Wenn eine Jungfer oder Magd will wissen, was ihr künfftiger Liebster vor Haare hat, die greiffe in der Christ-Nacht rücklings zur Stuben-Thür hienaus, so bekömmt sie solche Haare in der Hand."

Vierzig Jahre, ja weniger, früher suchte man die Leute von solchen Losspielen abzuhalten, indem man diese für sehr gefährlich ausgab. Die Stellung der Zeit zu ihnen hat sich aber rasch geändert. Jetzt gelten sie nicht mehr für anständig. Seit dem siebzehnten Jahrhundert beginnt es als ein sträflicher Wunsch zu gelten, wenn ein Mädchen sich einen Mann wünscht. Das ist schnöde Sinnlichkeit, und Sinnlichkeit ist Sünde. Der Verfasser des Rocken-Philosophie hielt es darum durchaus nicht mehr für die Sache einer ehrbaren Jungfrau, solche Dinge zu unternehmen.

In der Christ-Nacht nicht recht schlaffen,
Und aus Geilheit Haare raffen,
Macht, daß manche wird veracht.
Solt' ich eine Jungfrau suchen,
Würd' ich einer solchen fluchen,
Die dergleichen hätt' vollbracht.

Drum, die nicht will Hure heissen,
Mag sich nicht solch Ding befleissen,
Dadurch sie kömmt in Verdacht.

„Wenn eine Jungfrau wissen will, ob sie in einem Jahre einen Mann kriegen werde, soll sie am Weyhnachtheiligen Abend, oder in der Mitternacht an das Hüner Hauß klopffen und sagen;

Gackert der Hahn,
So krieg ich einen Mann,
gackert die Henn,
so krieg ich kenn.

„Wenn eine ledige Dirne will wissen, ob ihr Liebster werde gerade oder krumm seyn, die soll am Weyhnacht Heiligen Abend an eine Klaffter oder einem Stoß Holtz treten, und rücklings ein Scheit ausziehen, wie das Scheit ist, also wird auch der Liebste seyn."

Die magischen Neigungen der Zeit, welche in den Teufelsbeschwörungen des Doktor Faust einen litterarischen Mittelpunkt erhalten hatten, wirken auch auf das Erkunden der Zukunft in der Christnacht ein und malen es ganz im Sinne der Beschwörungsscenen aus.

„Wenn man den Christ-Heil. Abend nauß auf die Winter Saat gehet usw. so höret man, was das gantze Jahr im Dorffe geschicht. Es giebt — so erzählt ebenfalls Schmidt 1722 in seiner Gestriegelten Rocken-Philosophie — auf einigen Dörffern solche alte Bösewichte unter den Bauern, welche diese Zauber-Kunst alle Jahr practiciren, und geben vor, ob könten sie alles und iedes hören, was das gantze Jahr in selben Dorffe und selbiger Gegend vorgehen werde, zum Exempel: wenn Durchmarsche kommen, so hörten sie von der Gegend her, wo der Anmarsch kommen solte, Trommeln; so es aber Reuter wären, hörte man das Trappen und Wihern der Pferde, sammt Trompeten und Baucken. Wenn Brannt entstehen werde, hörte man das Feuer blatzen; so böse Seichen entstünden, hörte man die Leichen zu Grabe singen, sie könten alle Häuser, als welchen iemand sterben würde, auch die Personen, die sterben würden, sehen; geben auch dabey vor: es sey nichts böses, und gehe nichts unverantwortliches dabey vor. Wie mir denn nur neulich eine wahrhaffte Person erzehlet hat, daß ein gewisser Bauer auf einem

bekannten Dorffe diese Kunst gar wohl verstanden hätte, und solche ohne Scheu practiciret, worüber aber der Priester selbiges Orts gewaltig geeiffert hatte, auch den Bauer nicht in der Beichte wollen absolviren, biß er angelobte, solche Zauberey nicht mehr zu treiben; der Bauer wär aber drauf bestanden, es wär nichts böses, und damit es der Priester desto eher gläuben möchte, so solte er selbst mit hinaus gehen, und alles selbst erfahren; dieses hätte der Priester gethan, wie aber der Bauer aufs Feld kommen, hätte er zuerst einen Kreiß um sich gemacht, und hätte dem Pfarr gewinckt, daß er auch hinein treten möchte, (denn es hat keines dürffen reden) der Pfarrer aber hätte nicht gewolt, ob sich gleich der Bauer des wegen gar ungeberdig gestellet, ehe sichs aber der Priester versehen, sey ihm eine so derbe Ohrfeige an Kopff geflogen kommen, daß er hernach gar gern mit in Circul getreten sey. Da er denn die Sache alles befunden, wie der Bauer vorher gesagt gehabt. Jedoch hätte er gesagt, daß er diese curiosität nicht mehr mit ansehen möchte."

Auch der Pfarrer Hilscher kennt zahlreiche Losspiele der Weihnacht: „Bey etlichen ist die Absicht, daß man hiedurch zukünfftige Dinge von seinem Zustande, von der Witterung, Fruchtbarkeit des Jahres, Glück, und Unglücke, Leben und Sterben, zu erfahren gedencket, als die Observation der 12. Nächte, das Schuhwerffen, die inwendige Beschaffenheit der ersten Nuß, das springen des Reiffens an einem Gefäß, die Wahrnehmung seines Schattens, das Heulen der Hunde, das Bleygiessen, das Saltzhäufgen-setzen, und was des Dinges mehr ist. Sonderlich aber pflegen die Mannsüchtigen Metzen, und andere leichtfertige Weibes-Personen tausenderley lose Händel vorzunehmen, um vorhero zu wissen, ob sie künfftiges Jahr heyrathen würden oder nicht? Wie der Freyer aussehen? Was vor einer Profession er seyn werde? usw. Dazu gebrauchen sie sich des citirens ihnen zu erscheinen, greiffen zur Thüre hinaus, horchen in die Blase, klopfen an die Hühner-Horde, ziehen ein Scheit aus dem Holtze, giessen Wachs und Bley etc."

Von den zur Bekämpfung des Weihnachtsglaubens erfundenen abschreckenden Geschichten führt auch Hilscher eine ganze Reihe an. „Einige leichtfertige Pürschgen nahmen in der Christ-Nacht allerley vorwitzige Händel für, es überfiel sie aber dabey ein solches Schrecken, daß ihrer zwey davon die Zeit ihres Lebens

dasselbige nicht verwinden können. Eine Magd wolte durch das Schuh-werffen künfftige Dinge erfahren. Wie sie nun denselbigen über den Kopff hinweg schleuderte, verwundete sie sich mit dem in Busen habenden Messer dermassen, daß sie alsobald todt bliebe. Jene Jungfer gieng zu eben der Zeit ein Scheit Holtz aus zu ziehen in den Hof. Indem begegnete ihr etwas, darüber sie kranck wurde, und ihre Vermählung mit dem Tode halten muste... Ich will noch eines hinzufügen. Drey fürwitzige Dirnen, hätten gerne gewust, was sie vor Freyer kriegen würden? Setzten sich derowegen mit den darbey gewöhnlichen Ceremonien in der Christ-Nacht zusammen an einen gedeckten Tisch, und luden mit gewissen Worten ihre Liebsten ein, daß sie kommen, und ihnen zu ihrer Mahlzeit ein Messer bringen solten. Als die erste dieses that, trat eine wohlgekleidete Person zur Thüre herein, ging um den Tisch herum, und warff ihr mit einer unangenehmen Mine das begehrte Messer zu. Die andere machte es auch so. Da kam wiederum einer hinein, der aber im Vorübergehen seinen Schatz nicht einmal ansahe, und sich hierauf verlohr. Wie nun die Reihe an die dritte kam, erhub sich ein fürchterliches Getöse, darauf zwey schwartze Männer eine Todten-Bahre vor dem Tische niedersetzten, den Deckel von dem Sarge aufhuben, und ihnen darinnen eben dasselbe Mensch, als eine angeputzte Leiche darstelleten. Was geschahe? Diese letzte starb innerhalb wenig Wochen vor Schrecken. Die andere wurde durch die böse Staupe von der Zeit an so hefftig mitgenommen, daß sie niemand zu heyrathen verlangte. Die erste aber kriegte zwar einen Mann, lebte auch mit demselben ein gantzes Jahr. Wie sie aber in Wochen lag, und sich etwas durch ihn aus ihren Schränckgen holen liesse, traf derselbe das Messer an, so vormals seine gewesen; fragte derowegen, wie sie dazu kommen, indem er solches vor einigen Jahren in der Heil. Christ-Nacht verlohren, und dabey entsetzliche Qvaal ausstehen müssen? Als sie ihm nun den gantzen Handel erzehlte, ward er dermassen über solcher ihrer Boßheit erzürnet, daß er sie auf der Stelle mit solchen in der Christ-Nacht ihr zugebrachten Messer elendiglich hinrichtete."

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts gibt noch Ernst Urban Keller in seinem „Grab des Aberglaubens" eine hübsche Sammlung solchen Weihnachtslosens. Er kannte die Gestriegelte Rocken-Philosophie sehr gut und führt sie mehrmals an. Sein Ton ist aber weit moderner und geleckter als der

J. G. Schmidts. „Man gräbt Schäze, weil man glaubet, in diesen Zeiten seyen den Geistern, unter deren Aufsicht die Schätze wären, die Hände gebunden, und beschwöret sie. Die mannsüchtigen Dirnen sezen Salzhäufgen und giesen Bley, um das Gewerb ihres künftigen Ehemannes zu erfahren. Sie erwählen auch hiezu den heil. Andreas-Abend, welcher ihr Patron ist, und ihnen einen Mann solle bescheren können. Der neugierige Weinhändler füllet die Fässer mit Wein auf, um von seinem Steigen und Fallen auf die Güte und Menge des Weins im nächsten Jahr zu schliessen. Der Korn-Jude thut ein gleiches mit dem Korn. Er füllet zwölf Gefässe mit Korn an, und bestimmet aus dem Zu- oder Abnehmen des Maases in denselben den Preiß der Früchten in jeglichem Monate. Man höhlt zwölf Zwibel aus, und streut in das Ausgehöhlte etwas Salz; in welchem Zwibel nun Wasser befindlich ist: so zeiget das an, daß der Monat, der diesem Zwibel zuvor angewiesen worden, naß seyn werde. Ist aber in dem Zwibel kein Wasser; so werde der Monat trocken seyn."

Kein Jahrzehnt später fällt ein Bericht aus Leipzig: Am heiligen Abend herrscht noch viel Aberglauben, sowohl in Leipzig, wie auch in den umliegenden Dörfern und dies nicht nur unter gemeinen Leuten. Sie gießen Blei ins Wasser, um daraus ihr künftiges Glück zu ersehen. Die Mädchen, die gern einen Mann haben wollen, entledigen sich der Kleider und sehen in ein Gefäß mit Wasser. Hierin wollen sie sehen können, wie ihr künftiger Mann beschaffen ist. Natürlich geht es dabei nicht ohne Possenspiel und viele unglaubliche Dinge ab.

„Welche in der Christnacht in den Bronnen schaut, die entdeckt ihren Bräutigam darinn, ob er krumm oder gerade, klein oder groß sey." Magister Eberhard erzählt 1799 über das gleiche Thema: „So trieben auch Personen ihr Spiel um Dinge, die in der uns verborgenen Zukunft liegen, zu erforschen, oder sonstige Prophezeiungen anzustellen, indem sie solches bald durch das Nothemd, bald mit Kränz binden, Stubenauskehren, Horchen an ungewöhnlichen Orten, und dergleichen, ausforschen wollen, was ich jedoch lieber in die ewige Vergessenheit verbannen, als hier weiter erörtern will."

Der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts aus litterarischen Quellen sammelbare Volksglaube der Weihnacht war bereits Legion. Das späteste und darum reichste Buch aus jener Zeit ist H. L. Fischers „Buch vom Aberglauben". Es enthält

eine große Anzahl volksgläubischer Züge, von denen die meisten schon mehrfach angeführt wurden: „Unverheirathete Mädgen und Bursche giessen flüssig gemachtes Blei in kaltes Wasser, und wollen aus den daraus entstehenden Figuren theils ihre künftigen Beschäftigungen, theils ihre Heirathsparthie lernen . . . Kugeln in der Christnacht fehlen nicht . . . Damit der junge Bursche oder das Mädgen die künftige Liebschaft kennen lerne, geht er oder sie in der Christnacht zwischen 11 und 12 Uhr stillschweigend an den Brunnen, sieht hinein und glaubt das gewünschte darin zu sehen. Lebrecht hatte gehört, daß die reiche Fieke, die er gern geheirathet hätte, dieß an einem gewissen Brunnen thun würde. Es kam ihm zu statten, daß bei diesem Brunnen ein Baum stand, dessen Zweige darüber hinreichten. Da hinauf stieg er, so bald es halb elf geschlagen hatte: Fieke kam, und Lebrecht, der sich recht sichtbar machen wollte biegte sich so sehr herüber, daß der Ast, auf welchem er sich befand, entzwei brach. Er fiel herunter und zerbrach den Arm, und Fieke bekam vor Schreck das Fieber. Auch pflegen heirathssüchtige Mädchen um diese Zeit in die Blase (den im Ofen und in der Stube selbst eingemauerten Topf) zu sehen, ihren Bräutigam darin zu erblicken. Von dem Auffüllen des Weins in der Christnacht, schließt man, wie er im künftigen Jahre gerathen werde. In der Christnacht zwischen 11 und 12 Uhr glaubt man, ist das Wasser Wein. Der Weinhändler füllt die Fässer mit Wein auf, um von dem Steigen und Fallen auf die Güte und Menge desselben im nächsten Jahre zu schliessen. Der Kornhändler thut ein gleiches mit dem Korn. Er füllt Gefässe mit Korn an, und bestimmt aus dem Zu- oder Abnehmen des Maasses in denselben den Fruchtpreis in jedem Monat. Wenn in der Christnacht der Wind geht, so sagt man, die Bäume rammeln sich — und erwartet dann ein reiches Obstjahr. Wessen Schatten am Weihnachts heiligen Abend bei eingebrachtem Licht keinen Kopf hat, der stirbt im selbigen Jahr. In der Christnacht müssen zwei Lichter die ganze Nacht über auf dem Tisch brennen: Löscht eins davon aus (welches doch sehr zufällig ist, oder leicht vermieden werden kann) so bedeutet es, daß der Vater oder die Mutter sterben werde. Wenn in dieser Nacht ein Reif vom Gefäß springet, so soll das Jahr einer aus dem Hause sterben. Aber wenn man auf beiden Seiten eines Menschen ein Licht in gerader Stellung setzt, so erscheint er ohne Kopf; daß kann alle Tage durchs ganze Jahr geschehen. In den zwölf Nächten (von Weih-

nachten bis Dreikönigs-Tag) soll man keine Erbsen, Hülsen oder andere Früchte essen, man bekommt sonst selbiges Jahr die Krätze, oder Schwären — wenn man viele üble Feuchtigkeiten bei sich hat, oder sich unreinlich hält. Wer am ersten Christag nicht Braunkohl ißt, wird ein Esel. Jungfern, die gern heirathen wollen, sollen in der Christnacht nackend beten; denn wird ihnen ihr Liebster im Schlaf erscheinen. Aber gewiß wird der im Schlaf erscheinen, den das Mädchen sich wünscht. Wenn eine Dienstmagd wissen will, ob sie länger bei ihrem Herrn in Diensten bleiben oder abziehen werde, soll sie auf den Weihnachts heiligen Abend den Schuh werfen. Wenn der Schuh mit der Spitze nach der Thür steht, so glaube sie, daß sie abziehen; steht er hereinwärts, daß sie dableiben werde. Sie setzt sich dabei mit dem Rücken nach der Thür. Man pflegt zu sagen, daß wie jemand glaubt, es ihm wieder fährt; dies wird auch hierbei wahr . . . Wenn ein Mädgen wissen will, was für Haare ihr künftiger Liebster hat; so greife sie in der Christnacht rücklings zur Stubenthür hinaus, so bekommt sie solche Haare in die Hand. Und wenn sie wissen will, ob sie in diesem Jahr einen Mann kriegen werde, soll sie an das Hünerhaus klopfen und sagen:

Gackert der Hahn; so krieg ich ein'n Mann;
Gackert die Henn; so krieg ich kein'n.

Wenn sie wissen will, ob ihr Liebster gerade oder krumm seyn werde, soll sie aus einer geschichteten Klafter Holz ein Stück ziehen: Wie dieses ist, so ist auch der künftige Mann. Wenn sie wissen will, wie ihr künftiger Mann heissen werde; so soll sie den ersten Faden Garn, den sie am Weihnachts heiligen Abend spinnt, vor ihre Hausthür spannen: Wie nun der erste vorbeigehende heißt, so wird auch ihr künftiger Mann heissen. Die Schäfer dürfen in den zwölf Nächten den Wolf nicht nennen; er zerreißt sonst die Schafe. Ein Hund, der in der Christnacht heult, wird selbiges Jahr toll. . . . Man beschwöret in dieser Nacht den Teufel zum Geldbringen, und sucht Schätze zu graben, weil man glaubt, den Geistern, unter deren Aufsicht diese stehen sollen, wären, so wie dem Teufel selbst, die Hände gebunden. Man höhlt zwölf Zwiebeln aus, und streut in das Ausgehöhlte etwas Salz: In welcher Zwiebel nun Wasser ist, das soll anzeigen, daß der Monat, den diese bedeuten soll, naß seyn werde. Ist aber in der Zwiebel kein Wasser; so glaubt man, daß er

werde trocken seyn. Man setzt Salzhäufchen, für jede Person im Haus eins. Wessen Häufchen nun umgefallen oder geschmolzen ist, von dem glaubt man, er werde in dem Jahre sterben. . . . Um zu wissen, ob man das Jahr noch leben oder sterben werde, wirft man den Schuh rückwärts über sich zur Thür hinaus. Steht die Spitze hereinwärts, so bleibt man leben; steht sie hinaus, so stirbt man. . . . Das kommende Jahr ist nicht glücklich, wenn man um diese Zeit, zwischen 11 und 12 Uhr des Nachts ein Fußbad anstellt. Der Bauer umwindet dann seine Obstbäume mit nassen Strohseilen, ohne ein Wort zu reden, um sie zu dem folgenden Sommer fruchtbar zu machen. In dieser Nacht werden die Coffeewahrsagereien vorgenommen. Helle Christnacht, finstre Scheunen, sagt man, und es soll so viel heissen: Wenn in der Christnacht der Mond scheint, und das Wetter helle ist; so soll das Jahr an Getraide fruchtbar seyn, so daß die Scheunen von dem Eingesammelten voll und finster werden: Wenn er aber nicht scheint, und das Wetter trübe ist, so soll das Jahr wenig in die Scheunen kommen, und sie licht und leer bleibe." — —

Einen so wesentlichen Teil des volkstümlichen Weihnachtsglaubens auch die Losspiele darstellen, ganz machen sie ihn doch nicht aus. Noch eine Reihe andre Glaubenszüge heften sich nach und nach an das Fest, zum Teil aus alter deutscher, zum Teil aus christlicher Quelle entsprungen. Die deutschen Züge stammen wieder teilweise aus dem tiefen Winter, teilweise von andern deutschen Festzeiten, teilweise entspringen sie dem deutschen Festbegriff im allgemeinen. Erst seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts modelt die christliche Feiertagsanschauung jenen Begriff und den aus ihm fließenden Glauben um. Das alles aber verschmilzt in einem Maße miteinander, daß es in der Gegenwart nicht mehr zu unterscheiden wäre, wenn uns geschichtliche Nachrichten aus fernerer Vergangenheit nicht Aufschluß darüber gäben.

Zu der Zeit der Wintersonnenwende, in welche die christliche Kirche ihr Jesusgeburtsfest gesetzt hatte, deckte auch im alten Deutschland Eis und Schnee gewöhnlich schon seit anderthalbem Monat die Fluren. Auch die Schweine haben, nachdem sie keine Eicheln im Walde mehr finden können, in den Stall gebracht werden müssen, und die wilden Tiere des deutschen Urwaldes finden nur mehr karge Nahrung. Die Wölfe rotten sich zu Rudeln zusammen und fallen gemeinschaftlich größere Tiere an,

besuchen die Ortschaften, brechen nötigenfalls in Ställe und bedrohen den Menschen. In wenigen Wochen wächst die Wut dieser Raubtiere zusehends. Es ist, als ob eine Herde böser Unholde in sie gefahren sei. Es ist nur eine sehr sachgemäße Bezeichnung, wenn der Dezember noch mittelhochdeutsch wolfsmânet hieß. Nach Einführung eines größeren Januarkalendenschmauses und später Weihnachtsschmauses mochte der Duft frischen Fleisches die Wolfsscharen an diesem Tage doppelt nach den menschlichen Wohnungen locken. Was Wunder, wenn man gegen sie, über die man physische Gewalt nicht besaß, zu magischen Mitteln griff?

Ehedem wurde zu Wien in der Christnacht nach vorhergehender Mette und Hochamt das Evangelium Liber generationis Jesu Christi secundum Matthaeum (Eingang des Matthäusevangeliums) der „Wolfssegen" genannt, in einem eigentümlichen Ton unter „Leitung" (Geläute) der großen Glocke der Domkirche abgesungen. Für die seltsame Benennung „Wolfssegen" erzählte man sich folgende Ursache: Als vor mehreren Jahrhunderten die Stadt noch unausgebaut, und die Wildnis sie begrenzte, erlitten die Einwohner durch die umherstreifenden Wölfe großen Schaden. Als man aber das Evangelium zu singen angefangen, verloren sich die Wölfe, weshalb auch dieser „löblich althergebrachte Brauch alljährlich in der Christnacht kontinuirt wird." An der heiligen Zeit der neuen Religion haftete die Wolfsnot. Die neue Religion sollte auch gegen sie helfen, wie man einst mit dem deutschen Viehweidesegen Wolf und Wölfin zu scheuchen gemeint hatte.

Für das unkausale Denken in den Zeiten des noch völlig typischen Geisteslebens genügte der Hunger allein nicht zur Erklärung der plötzlich auftauchenden Scharen von Wölfen. Die wirklichen Wölfe mußten auf irgend eine Weise eine ganz wesentliche Verstärkung an Zahl erfahren haben. Da trat ein alter, wahrscheinlich indogermanischer Glaube an die Verwandlung von Menschen in Tiere erklärend ein, der uns namentlich bei Griechen und Römern vielfach bezeugt ist. Verwandlungen von Menschen in Wölfe sind dort keine Seltenheit. Herodot weiß in seinem vierten Buch zu erzählen, daß von Scythischen Stämmen die Sage ging, sie würden alljährlich einmal zu Wölfen. Pausanias weiß davon, daß ein Fechter Damaris zehn Jahre Wolf gewesen sei, Virgil streift den Glauben in seinen Eklogen, und Plinius beschäftigt sich damit in seiner Naturgeschichte, zweifelt die Thatsache stark an und verspottet sie sogar. Auch die skandinavische

Sage kennt Mannwölfe. Auch in der nordischen Nibelungensage kommen sie vor — immer aber ohne Beziehung auf die Wintersonnwendzeit. Auch in Deutschland haftet der Werwolfglaube nicht ausschließlich an dieser, aber nachdem einmal ein Wintersonnwendfest durch das Christentum geschaffen war, siedelte er sich an ihm als seinem natürlichen Mittelpunkte an, zumal ihm die kirchliche Festzeit vom Christtag bis Dreikönigstag, das Dodekahemeron und die nachmaligen Zwölfnächte des deutschen Volksglaubens entsprechenden Spielraum boten. Man glaubte seit den ersten christlichen Jahrhunderten, daß in dieser Zeit Männer zu Wölfen würden — der Ausdruck für dieses Phantasiegeschöpf „Werwolf" stammte noch aus der Zeit, in der „Wer" die gewöhnliche Bezeichnung für Mann war. Auch Verwandlungen in andre Tiere scheint der Volksglaube gekannt zu haben. In dem hessischen Jesusgeburtspiel aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts erzählt der erwachende knecht czegenbart oder Servus, den der Pastor weckt:

Her ich meyn der sie geschenn als mir nü
Du ducht mich in dem schloff ich wer eyn ku
Vnd worde du tzu eynem swine.

Den volkstümlichen Glauben an die Mannwölfe der Weihnachtszeit machten sich Burschen, die sich einmal einen tollen Tag machen wollten, zunutze. Wie der „Bär", die „Kuh" und das „Roß" als vermummte Gestalt umging, so auch der Wolf, an dessen wirkliche Wolfsnatur man glaubte. Paulus Cassel berichtet aus einer handschriftlichen Erfurter Chronik, daß im Jahre 1555 ein Wolf einige Wochen gesehen ward, „der vorab den Weibsleuten nachlief, sie herzte und drückte, ihnen aber keinen Schaden that; doch erschreckten manche vor ihm, daß sie totkrank davon wurden." Sein Betragen war also ganz dasselbe, wie das der heiligen Christlarven nach dem Berichte des Wittenberger Dozenten Kißling.

In die populäre deutsche Litteratur kam der Glaube an die Werwölfe erst im siebzehnten Jahrhundert und zwar nicht aus dem Volke selbst, sondern auf eine Anregung vom Norden aus hin. Olaus Magnus berichtet nämlich in seiner Geschichte der Nordstämme ausführlich über das Gebaren dieser Wesen in der Christnacht. Wie sie Menschen und Tieren mit ihrer Wut zusetzen, wie sie gegen die Häuser anrennen und sie aufbrechen, wie

sie in die Keller bringen, um sich ein Gütchen an Bier zu thun oder die Bierfässer fortzuschleppen. Aus Olaus geht die Geschichte in allerhand deutsche Bücher über, indem einer das Citat immer vom andern abschreibt, der einige neue Züge hinzusammelt, der andre darunter wieder Auswahl hält, aus seiner Erfahrung ebenfalls Neues berichtet und seine Kritik an der Darstellung andrer übt. In Reisebüchern gehören Abenteuer mit Werwölfen zu den beliebten Erzählungen und reichen noch bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein. Meist, aber nicht immer, werden sie nach Lappland gesetzt.

In das Jahr 1637 setzt sich selbst eine Geschichte, die bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts litterarisch fortgeschleppt worden ist. „Es begabe sich, daß in der Curländischen Stadt Dublin, er (eine „besonders glaubwürdige Person", die 1637 selbst „Währwölfe in Menge gesehen, und auch beynahe mit seinem höchsten Schaden habe kennen lernen") von etlichen Teutschen eines Tages um weyhnachtliche Zeit in einen Krug, denn so werden allda die gemeine Gast- oder Wirths-Häuser genennet, geführet wurde, welche ihm als einen Landes-Mann und neuen Ankömmling mit einem Willkommens-Trunck beehren wolten. Es ware aber in solcher Gast-Stube einer Seits besonders ein Tisch von gemeinen Land-Bauren rings umher besetzt, aus denen einer nach geraumen Darinnen-seyn, von dem Tisch aufgestanden, das bey sich stehende Trinck-Geschirr zur Hand genommen, vor der Teutschen Zech-Tisch getreten, und da es sonsten gebräuchlich, daß, wann einer dem andern eines zubringet, man der Land-Sprache nachzusagen pflege: Puß Guntzing (zu teutsch:) es gilt dir, mein Herr! als habe selbiger Bauer mit besonderm Bücken und Neigen, auch freundlichem Gesichte und geneigten Geberden ihme (der Sprache noch unbekannten) es mit diesen Worten zugebracht; Pus do dac man güntzig, (zu teutsch:) es gilt dir wie mir mein Herr! Er, ob er zwar nicht wuste, was dieses gesagt wäre, doch leichtlich aus den Geberden abnehmen kunte, daß ihm der Bauer eines zugebracht, wolte ihm auf teutsch den Trunck gesegnen; allein es wurde so balden von seinem an der Seiten sitzenden Lands-Mann ihme die Hand auf das Maul geleget, und so wohl demselbigen als auch allen andern anwesenden Teutschen verbothen, er solte es ihme ja nicht gesegnen, auch sich nicht neigen, als ob ers ihm gesegnete, weil er nicht wüste, was es auf sich habe, darauf sie von dem Tisch aufge-

sprungen, den Bauern überfallen, erbärmlich geschlagen, und so lange in der Stuben herum gezogen, bis daß sie Blut sahen, alsdann sie ihn mit noch vielem Bedrohen und aller Beschimpffung zum Hause hinaus gestossen. Nach diesem habe er gefragt, warum sie den guten Kerl so unverschuldet geschlagen hätten, der es doch ihme so freundlich zugebracht habe? Darauf sie zur Antwort gegeben, wann er ihm hätte den Trunck gesegnet, wäre er des Abends für gewiß zu einem Währ-Wolff, jener aber dessen erlediget worden, und solte er es sicher glauben, dann dergleichen Verführung und böse Anführung sey schon vielen der Sprach unkündigen Teutschen wiederfahren. Und deswegen hätte er also, bis man Blut von ihm gesehen, auch wider ihren Selbst-Willen, (einig zu seinem Besten) müssen geschlagen werden. Auch wurden ihme darauf des folgenden Morgens eine Menge solcher nach Haus lauffenden Wölffe gezeiget, welche in diesem vor den natürlichen Wölffen kunten erkennet werden: Weil sie den Schweiff oder Schwantz wie ein gerades Scheid oder Stück Holtz heraus reckten, da hergegen andere natürliche Wölffe denselben unter sich und zwischen den Beinen hencken lassen."

Daneben stehen zahlreiche allgemeiner gehaltene Berichte:

„Man erzehlet für gewiß, daß in Lappland und den benachbarten Grentzen, etliche Menschen sich selber in Wölffe verwandeln auff gewisse Zeit des Jahrs, nemblich in den zwölff nechsten Tagen nach der Christmeß, und alsdann im Lande herumb lauffen, grausamblich wüten, Menschen und Viehe anfallen, an Leib und Leben Schaden zufügen: hernach aber wieder zu Menschen werden, und ihre vorige Gestalt wieder bekommen. So ihnen in werender Verwandlung irgendwo eine Wunde wird ins Leib geschlagen, behalten sie dieselbe; wann sie ihre Menschliche Gestalt wiederumb angenommen." Denen, die solche Dinge nicht glauben wollen, hält man ein förmliches Experiment entgegen, das aber die Sache zugleich wesentlich abschwächt. Um sich gegen den erwachenden kritischen Sinn der Zeit zu behaupten, muß sich der Wunderglaube doch einen Schritt zurückziehen. Was der Mensch ehedem selbst gethan haben sollte, wird jetzt dem bösen Gotte Teufel zugeschrieben. Dieser führt es aus mittels der „Seele" des Schlafenden, die man sich körperhaft dachte. Nach seinem Erwachen glaubt der Mensch, die That selbst begangen zu haben.

Sennertus bietet „aus dem Munde eines fürnehmen Manns"

solch einen positiven Beweis: „Nachdem ein gewisses Weib, auf Anzeigung, daß sie sich zum Wolfe verwandelte, gefänglich eingezogen, und Sie solches auch selbst hatte gestanden; hat der Magistrat ihr zugesagt, das Leben zu schencken, wann sie dessen würde eine Probe thun. Da sie, nun solches zu thun, versprochen, wann sie nur ihre, dazu bedürfftige, Salbe zur Hand hette; hat man dieselbe, aus ihrem Hause geholt, und ihr gebracht. Womit sie dann den Kopff, den Hals, die Achseln, und andre Glieder deß obern Leibs, geschmiert, bald hernach aber, in Gegenwart deß Magistrats, nidergefallen, und von einem tieffen Schlaff befangen worden. Nach dreyen Stunden aber, ist sie gähling wieder aufgestanden, und, nachdem man gefragt, wo sie, unter der Zeit gewesen? und, was sie unterdessen gemacht hette? hat sie geantwortet, sie wäre verwandelt worden, in einen Wolf, hette nahe bey einer, etliche Meilen von dannen gelegenen Stadt, erstlich ein Schaf, hernach auch eine Kuh, zerrissen. Solches nun in Erfahrung, ob sichs also in der That verhielte, zu bringen, hat man, bey dem Magistrat selbiges Orts, Nachfrage gethan, und vernommen, daß dem freylich also, und ein solcher Schade unter der Herde, würcklich geschehn wäre."

Zugleich müssen die alten Griechen und Römer als Belege für die Wahrheit dienen. Die Stellen bei Herodot und Pausanias, Virgil und Plinius hat schon das siebzehnte Jahrhundert ausgegraben. Auch Olaus war ja eine achtenswerte Autorität. Ganze Theorien erfand die gelehrte Befangenheit, welche noch nicht gelernt hatte, zunächst einmal die Berichte auf ihre Thatsächlichkeit zu prüfen, sondern blind glaubte, was ihr von der Sage geboten wurde, für die sich jeder neue Berichterstatter neu verbürgen zu müssen glaubte.

Der gelehrte Thomasius, weiland Professor zu Leipzig, erklärte sich die seltsame Erscheinung auf seine Art. Plinius hatte jenen Glauben stark angezweifelt, ja verspottet, der gelehrte Professor aber deutet ihn ganz im Sinne seiner Zeit. Eine wirkliche Verwandlung der Menschen in Tiere gehe allerdings nicht vor, aber der Satan verblende die Augen der Menschen, daß sie glaubten, dies geschehe. Erasmus Francisci im Höllischen Proteus verteidigt den Volksglauben jedoch lebhaft gegen Plinius und gewisse Medici, die Olaus Magnus nicht glauben wollen, dessen Bericht über das Wüten der Werwölfe in der Christnacht er wiedergibt. Der deutsche Volksglaube des ausgehenden sieb-

zehnten Jahrhunderts beschränkt dasselbe jedoch keineswegs auf die Christnacht. Der Proteus gibt mehrere Belege dafür. Er erklärt für gewiß, daß der Teufel anstatt des Betreffenden das Vieh zerreiße, nachdem er dessen Begehren und Willen hinweggebracht und demselben fälschlich eingebildet, als ob er selbst wirklich ein Wolf würde, der die Schafe tot bisse. Das ist förmliche Suggestion durch den Satan. Das siebzehnte Jahrhundert trat aber doch schon der Frage der Wirklichkeit der Werwölfe kritisch näher. Zu dem Herzog Albrecht in Preußen wurde „ein Kerl von den Bauren eingebracht, über welchen sie hefftig geklagt, daß er ihnen ihr Vieh verderbte, viel Stücke zerrissen und erwürgt hette. Das sollte ein häßlicher Mensch gewesen seyn, im Gesicht voll Wunden und Narben, und da er ein Wehrwolf war gewest, von den Hunden hefftig gebissen seyn worden. Als ihn nun Etliche, auff Hertzoglichen Befehl, gefragt, wie es eigendlich darum wäre, und damit zugegangen, soll er geantwortet haben; er würde, deß Jahrs zwey Mal zu einem Wolfe; ein Mal um Weihnachten; das andre Mal, um Johannis, nach Pfingsten; um selbige Zeit, würde er gar verwandelt, und müsste alsdann, wie ein andrer Wolf, im Gehöltze und wildem Walde, unter, und mit andren Wölfen, herum lauffen, auch, gleich denselben, wüten, und niderreissen: Bevor ihm aber die Wolfs-Haare wüchsen, und er einen gantz rauhen Wolfs-Beltz am Leibe bekäme, befiele ihn vorher grosser Schrecken und Traurigkeit, welche er, am gantzen Leibe empfünde: Man habe es damals, vor Erst, so dahin gestellt seyn, und dabey beruhen lassen, biß auff weiteren Bescheid; nachmals aber mehreren Grund davon verlangt, und prüfen wollen, ob nicht vielleicht ein Betrug, und falsche Einbildung darunter begriffen seyn mögte; solchem nach den Kerl eine gute Zeit im Gefängniß behalten, und den Loch-Hütern ernstlich befohlen, genaue Achtung auff ihn zu geben, und fleissig drauf zu mercken, ob er seiner Aussage nach, auf berichtete Zeit, zum Wolfe würde. Welches aber ausgeblieben, und er, nach wie vor, in seiner häßlichen Bauren-Haut, beharret ist."

Nach Mecklenburger Glauben durfte man in den Zwölften kein fremdes Tier an sich locken; denn es könnte in demselben ein böser Geist stecken. Früher wagte niemand während der Zwölften den Namen des Wolfes zu nennen, aus Furcht, daß er auf den Ruf erscheinen möge. In dem Edikte des Herzogs Gustav Adolf vom 14. Dezember 1683 wird dieser Glaube speziell hervorgehoben.

Es dauerte noch fast ein halbes Jahrhundert, bis der Glaube an die Werwölfe erschüttert wurde. Noch J. G. Schmidt, der Verfasser der Gestriegelten Rocken-Philosophia, glaubte daran, aber schon zeigten sich leise Spuren der Erschütterung. Daß Währ- oder Behr-Wölffe ehemals vorhanden gewesen seien, bezweifelt er nicht, nur meint er, es sei dies Teufelswerk und komme jetzt nicht mehr vor. Die Schäfer aber glaubten noch immer, auch ihre Herden seien noch durch Werwölfe gefährdet, und es bedürfe nur eines Wortes, nur der Nennung ihres Namens, um sie zu rufen. Darum dürfe man denn auch in den Zwölf Nächten nicht Wolf sagen, sondern müsse das Tier mit „allerhand Nahmen, als Ungezieffer, Feind, Rähes und dergleichen" bezeichnen. „Wie sichs denn einsmahls begeben, daß ein Schäffer zu seinem Pfarr gekommen, ein Kind tauffen zu lassen; weil aber der Pfarr mit Nahmen Wolffgang oder Wolff geheissen hat, hat der Schäfer seinen Antrag auf folgende Manier verrichtet: Guten Tag Herr Ungezieffer! verzeihet mir, daß ich euch ietzt in Zwölff Nächten so heisse denn ich darff den Teuffel ietzt nicht recht nennen, wenn ich nicht will in Sorgen stehen, daß das Raben-Aß mir unter die Schaafe geräth. Der liebe GOtt hat mich mit einem jungen Heyden begabt, so wolt ich euch gebeten haben, ihr solt ihn tauffen, und einen Christen daraus machen, u. s. w."

Schon der Superintendent Hauber, der seit 1738 seine Zauberbibliothek herausgab, glaubte nicht mehr an die Werwölfe. Die Epoche der Aufklärung machte dem Glauben unter den Gebildeten den Garaus. Noch kein Jahrhundert nach der Gestriegelten Rocken-Philosophia schrieb ein andrer protestantischer Superintendent, Ernst Urban Keller, in seinem Grab des Aberglaubens über den Höllischen Proteus. „Wünsche ich einem Buche den Untergang: so ist es diesem, welches die gröste und dümmste Lügen als untrügliche Wahrheiten vorträgt, und den Satan zu einem unumschränkten Herrn über den Lufthimmel und über die Erde, über Menschen und Vieh macht, eben als hätte alle göttliche Vorsehung aufgehört." Dann ergeht er sich besonders in heftigen Ausdrücken über den Glauben an Werwölfe.

In den unteren Volksschichten starb der Glaube an Werwölfe ebenfalls aus. Nur die Meinung, daß die natürlichen Wölfe in den Zwölften besonders gefährlich und durch Nennung ihres Namens leicht anzulocken seien, erhielt sich. Ein alter Mecklenburger versichert, daß der Schäfer um diese Zeit lieber

den Teufel nenne, als den Wolf, aus Furcht, daß er ihm sonst unter die Schafe fahre, und Mantzel erzählt, daß ein Bauer selbst den Namen seines Amtmanns, welcher Wolf hieß, nicht auszusprechen gewagt, sondern ihn Herr Undeert (Untier) genannt habe. Das Tier aber hieß um diese Zeit „Der Graue". In Quatzow bei Mirow darf man in den Zwölften viele Tiere nicht beim rechten Namen nennen; statt Fuchs muß man Langschwanz, statt Maus Bänlöper sagen; wer das versieht, zahlt Strafe, und nachher wird das Geld vertrunken. Denselben Zug berichten Kuhn und Schwartz in den Norddeutschen Sagen. Heute aber ist er so gut wie ganz aus dem Volksbewußtsein geschwunden. — —

Wo wie bei den blühenden Bäumen der Winteranfangsnacht oder dem Brauch vom Tischaufstellen die Kirche Veranlassung hatte, Glauben und Brauch nach ihrem Jesusgeburtsfest zu ziehen, da vollzog sich diese Wanderung seit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Wo dies nicht der Fall war, hielt sich der Volksbrauch und Volksglaube länger von Weihnachten fern. Erst mit dem Erlöschen der alten Festzeiten im siebzehnten Jahrhundert wanderte der volksmäßige Glaube, den die Kirche verschmäht hatte, in ihren Dienst zu nehmen, aus freien Stücken nach Weihnachten, nachdem die Kirche auch hier den Weg gebahnt hatte. In dem apologetischen Jesusgeburtspiel des Klosters Benediktbeuren spielt der böse Gott Teufel eine nicht unbeträchtliche Rolle. Auch nachmals hatte er im Dreikönigspiel noch regelrecht den Herodes zu zerreißen. Das mochte die Grundlage für den Glauben abgeben, daß er in der Weihnacht ganz besondere Macht besitze und gern ein besonderes Stückchen unternehme. Das sechzehnte Jahrhundert mit seinem bangen religiösen Zittern und Beben war einer solchen Einbildung doppelt günstig. Namentlich den Vertretern der Kirche rückte er gern auf den Leib. Wie er dem Doktor Luther die Bettdecke beharrlich wegzog und ein andermal erst einem wuchtigen Tintenfaß wich, das ihm ans Haupt sauste, so bedrängte er auch andre Priester der jungen protestantischen Religionsgemeinschaft.

Wie der Teufel in der Weihnacht beichten geht, erzählt eine Sage des sechzehnten Jahrhunderts, die an eine thatsächliche Vision oder an einen schlechten Scherz anknüpft. Im Jahre 1535 erschien „Eine wahrhafftige Historia, geschehen zu Stasfurt am abend der geburt Christi im 1534. jare. Mit einer schönen Vorrede D. Martini Luther. in Wittenberg." In dieser Historia

bekennt der Pfarrherr Laurentius Döner zu Stasfurt „öffentlich für jeder Mann, bey seinen wahrhafftigen Worten und bey der allerhöchsten Wahrheit", daß ein schlechtgekleideter Mensch in der Weihnacht zu ihm gekommen sei, als er eben nach vollendetem Gottesdienst habe nachhause gehen wollen, und ihn gefragt habe, ob er ihn auch beichten lassen wolle. Er habe darauf begonnen, Zweifel, Unglauben und Lästerung gegen Jesus auszusprechen und sei, als der Pfarrer ihn entsetzt fortgewiesen, mit Gestank entwichen. Das ist eine echte Weihnachtssage der Reformationszeit. Aus der Wahrhafftigen Historia entnahm sie Fincelius, aus diesem wieder Hondorff, und noch in Strigenicius' Weihnachtspredigt „Der süsse Jesus Christ" spukt sie. Die protestantische Tendenzsage begünstigte und förderte diesen Glauben. Sie wußte zu erzählen, wie sich der Böse unter die Weihnachtslarven mischt, daß ihrer aus zwölf plötzlich dreizehn werden, und bekämpfte auch das Spielen zu Weihnachten mit den gleichen Mitteln. Nach dem Volksglauben brachte es Glück, nach dem Kirchenglauben sicheres Verderben. Und die Kirche verstand, die Richtigkeit ihrer Meinung zu beweisen und einzuschärfen. Müllenhoff erzählt in seinen Sagen, Märchen und Liedern aus Schleswig, wie die Bauern in der Christnacht mit ihrem Knecht spielten. Ein fünfter gesellt sich zu ihnen. Sie spielen blind und hitzig. Da fällt einem eine Karte unter den Tisch. Er sucht mit Licht, und sieh, der fremde Gast hat einen Pferdefuß. Die Spieler gingen in sich, vergruben das Geld und haben nie mehr eine Karte angerührt. Als dann im achtzehnten Jahrhundert unter dem Einfluß der deistisch-monistischen Litteratur der persönliche Dualismus des Teufelsglaubens auch im Volke niederging, nahm auch diese Sage eine entsprechende Form an. Ernst Moritz Arndt hat sie uns überliefert:

Einst spielte ein Bauer zu Karnin in Pommern in der Christnacht übermütig im Kruge. „Ast nu gegen Klock Twelw ging, stund de Karniner Jäger, der mit im Spill war, up und sede: „Smiet't de Karten tohoop und lat't uns een Vaderunser tosam beden, damit de Düwel die't Jahr keene Gewalt äwer uns kriegt." Der andre aber lacht ihn aus und sagt: „Düwel hin und Düwel her! Nicks as Papensäck und Spökels vör Kinner und olle Wiwer; den Düwel habben se lang doot sla'n." Der Jäger warnt ihn und sagt: „Ich will durch die Welt mit Gott und Gottes Wort." Das Spiel hört auf, der Bauer geht

nach Haus. Aber auf dem Wege griff ihn der Teufel; er fiel in seine Hände. Für Gold verkaufte er ihm die Seele, und eines Tages, als die Zeit um war, verbrannte er und all die Seinen; das Teufelsgeld mit ihm. Wie man die Beschwörungsscenen in den Weissagebrauch zu Weihnachten einführte, so bildeten die zauberischen Neigungen der Zeit auch die Geistererscheinungen der Christnacht weiter aus. Ein seltsames kleines Buch von 1716 „Wahre Eröffnung der Jenaischen Christnachts-Tragödie oder Gründlicher und Aktenmäßiger Bericht von der sonderbahren und höchst betrübten Begebenheit, welche in einem, der Stadt Jena nahangelegenen Weinbergs-Häußgen, mit drey Personen, so die Geister zur Zeigung eines eingebildeten Schatzes, citiret und beschwohren, im Jahr 1715. in der Christnacht und die folgende Nacht hierauf mit dreyen dahin gesendeten Wächtern sich zugetragen. Auf hohen Landes-Fürstl. Special-Befehl zu jedermanns Nutzen publiciret", weiß davon Schreckliches zu berichten. Ein Studiosus Medicinae in Jena und zwey Bauersmänner versuchten 1715 in der Christnacht nahe dem Jenaer Galgen gegen Abend zu in einem Weinbergs-Häußlein einen Schatz zu heben. Die beiden Bauern erstickten dabei im Kohlendampf, der Student aber kam noch mit dem Leben davon.

Noch H. L. Fischer im Buch vom Aberglauben berichtet: „Man durchschwärmt die Nacht, welche Vorbereitung auf die heiligsten Tage seyn soll, und macht den Kindern weiß, daß es in dieser Nacht besonders sehr unsicher sey, und die Gespenster da häufiger erschienen als sonst, und jedem sichtbar würden. Heilloses Gewäsch!" — Er ficht weidlich gegen den Volksglauben. Seinem Buch vom Aberglauben hängte er noch eine Abhandlung an „Beiträge zur Beantwortung der Frage: ob Aufklärung schon weit genug gediehen oder vollendet sey?"

Unter dem Einfluß solcher Sagen rückten im siebzehnten Jahrhundert auch die Vorstellungen von dem Umzug eines „wütenden Heeres", welche ehedem wohl an den heiligen Zeiten gehaftet hatten, nach Weihnachten.

In der Teufelslitteratur und den magischen Schriften des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts kommt Wüetisheer, auch Müetisheer genannt, oft vor. Aber niemals ist als Zeit seines Umzuges Weihnachten genannt. Der erste Beleg dafür stammt aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, und auch da ist ausdrücklich bezeugt, daß die betreffende Sage auch von

andern Zeiten erzählt werde. Am frühesten ist Bercht, die aber einem solchen „Heer" nicht anzugehören scheint, nach Weihnachten gewandert, wie der Frau Berchtentisch beim Kloster Scheyern beweist. Lokal fand die Verschiebung auch andrer Gestalten nach dem Winter statt, ehe Weihnachten über Neujahr das Uebergewicht gewann, das heißt schon vor dem fünfzehnten Jahrhundert. In Mecklenburg zog noch 1880 in der Neujahrsnacht „der wilde Jäger" oder Fru Gauden durch die Luft mit Peitschenknallen und schrecklichem Hundegeheul, aber ohne den Leuten zu schaden.

In den Saturnalien berichtet 1663 Prätorius: „Am Heil. Weynachten zeugt die Diana herum mit ihrem wütenden Kriegs-Heer", aber noch ist dieser Umzug nicht ganz fest an Weihnachten gebunden. Zwei Sagen weiß er davon zu berichten. „Ein Bauer muß in Weynachten der Frau Holle ihren Wagen verkeilen" und „der Treue Eckart machet auff Weynachten semper-volle Kannen:

„Sonsten soll auch die Frau Holla gezogen seyn, da ihr ein Baur mit der Axt begegnet: Welchen sie angeredet, daß er ihr den Wagen verkeilen oder verschlagen soll, welches er auch gethan. Nach verrichteter Sache aber hatt die Frau Holla dem Arbeiter und Nacht-Löhner befohlen, die Späne auffzuraffen, und zum Trinckgelde mitzunehmen. Welches ihm aber vergeblich oder unnützlich vorgekommen; derentwegen er sie meistentheils liegen gelassen, und nur ein Stücke oder drey für die lange weile mit sich genommen: solche aber sollen zu Ducaten geworden seyn; wie er nach Hause gerathen. Da er den Verlust oder Verschertzung der übrigen Späne bedauert; aber zu späte, und ob er wohl ümme gekehrt ist, dieselbigen zu suchen; so war doch nichts weiter vorhanden gewesen: sondern una cum pulvisculo alles verschwunden befunden worden.

„Weiter soll es zu Schwartze (welches ein Dorff ist in Thüringen) geschehen seyn, auff Weynachten; daß auch die Frau Holla fürüber gezogen, da der Treue Eckart vorne an im Troppe gewesen, und die begegneten Leute gewarnet hat, damit sie möchten aus dem Wege treten, daß ihnen kein Leid wiederfahre. Bey solchem Zuge aber sollen ein paar Knaben desselbigen Dorffs zugesehen haben, welche aus der Schencke Bier geholet, und solches nach Hause tragen wollen: Weil aber die Gespenster im vollen Marg gewesen; so waren sie ein wenig abseits gewichen mit ihren Kannen, an einer Ecke: da sollen unterschiedliche Weiber der-

selben Rotte solche ihre Kannen genommen und draus gleichsam getrunken haben. Darzu doch die Knaben aus Forcht stille geschwiegen; wiewohl sie nicht gewust, wie sie ihnen gethun solten, wenn sie nach Hause mit leeren Gefässen kommen würden: Endlich soll der Treue Eckart drauff zu sie gesprochen haben: Das heisset euch Gott sprechen, daß ihr nichtes geredet habet; sonsten solten eure Hälse ümmegedrehet worden seyn; und nun gehet drauff flugs nach Hause, und saget von dieser Geschichte keinem Menschen etwas, so werden eure Kannen immer voll seyn, und wird ihnen niemahl an Bier gebrechen oder fehlen. Solches hatten die Knaben bey 3. Tage in acht genommen: da es ihnen ergangen, wie jener Witwen, in der Bibel, mit ihrem Oelkruge.

„Aber endlich hatten sie es doch aus Vorwitz nicht länger verbergen können; sondern die Sache ihren Eltern erzehlet. Da war es mit dem Cornu copiae ausgewesen, und hatte der Brunnenquell versiegen. Andere sagen, es sey dieses nicht eben in Weynachten geschehen, sondern auff eine andere Zeit."

Das Verhältnis des Wütenden Heeres zu den einheimischen deutschen Göttern ist ein noch nicht genügend aufgeklärtes und bedürfte einer eigenen eindringenden Untersuchung. Aus dem Schwanken der in ihm vorkommenden Namen von Ort zu Ort zu schließen, haben wir es wohl meist mit lokalen Dämonen, vorwiegend aber mit Sturmgeistern zu thun. Jedenfalls ist es ein eigentümlicher Zug, daß die Namen der zu Weihnachten auf der Erde umziehenden Masken niemals mit denen der durch die Luft brausenden Spukgestalten zusammenfallen. In Mecklenburg zieht „der wilde Jäger", „Fru Gauden", „Fru Gode", „Fru Waur" oder „Fru Gor" durch die dunklen Wolken, aber auf Erden wandelt Ruhklas, der rauhe (in Pelz oder Erbsenstroh gehüllte) Nikolaus, der Heilige des 6. Dezember. Selbst wo die Spukgestalt noch einen deutschen Namen führt, der nicht im Heiligenkalender wiederkehrt, wie Ruprecht, Rupert oder Bercht, da erscheint sie niemals zugleich als Führerin des wütenden Heeres. In Bayern ist Martin der Schimmelreiter. Ihn trägt das Roß, das einstmals zur Schlachtstätte geführt wurde. Es ist erst eine spätere Verschiebung, wenn der Jäger von Hofen in Schwaben in der Weihnacht umgeht, und in Bayern „Wuetes", ein Heerzug, der die lieblichste Musik macht. Strecken dann die Leute die Köpfe zum Fenster hinaus, so schwellen sie so riesenhaft an, daß sie dieselben nicht wieder hereinbringen können. — —

Nachdem im siebzehnten Jahrhundert Weihnachten allgemeiner im Volke zu Ehren gekommen war, fand sich auch allerhand Wetterglaube ein. Er ist jedoch nie recht volkstümlich geworden, und die Uebertragung ist wahrscheinlich durch die halbgelehrte Kalenderlitteratur erfolgt, die Nachfolgerin der Cisiojanen des ausgehenden vierzehnten und der folgenden Jahrhunderte. Der Anfang des Jahres, das Beschneidungsfest, hieß lateinisch festum circumcisionis in der Kirchensprache, während Januarius der Name des ersten Monats war. Das Merkwort für beide Bezeichnungen wurde Cisiojanus. Für jeden Monat gab es einen Merkvers, den man kennen mußte. Er enthielt alle wichtigen Tage mit Namen, und die zwischen ihnen stehenden Worte deuteten sogar das Datum derselben an. Der Januarvers lautete z. B. vielfach:

Jesus das Kind ward beschnitten,
Drei König vom Orient kamen geritten
Und opferten dem Herrn lobesam;
Antonius sprach zu Sebastian:
Agnes ist da mit Paulus gewesen,
Wir sollen auch mit genesen.

Ob die Merkverse gerade viel Sinn hatten, war durchaus Nebensache. Die Gelehrten hatten lateinische Hexameter, um die wichtigen Tage im Gedächtnis festzuhalten, und selbst Gelehrte wie Melanchthon wendeten ihre Zeit auf die Herstellung neuer.

Ihren Ursprung verdanken die Cisiojanen dem Bestreben, den römischen Kalender zugleich mit den durch ihn deutlich festgelegten Heiligentagen volkstümlich zu machen. Diese Arbeit begann etwa seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, nachdem die alten Festzeiten den kirchlichen Feiertagen zu weichen begannen. Chronikalisch kommt die Rechnung zuerst 1370 vor, urkundlich zuerst 1390. Aus den Cisiojanen wurden nachmals die populären Kalender mit ihren Merkversen, die aber wohl ausnahmslos erst im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts entstanden. Bei Prätorius (1663) haben die Wetterregeln, welche sich an das Weihnachtsfest knüpfen, noch keinerlei typische Form angenommen. Später belegte Wetterverschen büßen vielfach ihren Reim ein, wenn man die mittelhochdeutschen Wortformen in sie einsetzt. Die Saturnalien wissen darüber: „Wann es umb Weynachten donnert, so bedeutet es Wind.“ „Die Grüne zu Wey-

nachten, den Ostern Schne, die Vesperzeit vor Weynachten, sampt selbiger Nacht und Tag, ganz helle und schön, ohne Wolcken; bedeutet Vberfluß an Korn, Wein, Früchten und Fischen. Wind aber und Regen Pestilentzische Seuche. Die Bauren vergleichen den Geburtstag, dem Jenner. St. Stephanum, dem Hornung; und also fort: biß auff der Heil. 3. König Tag: jeden Tag einen jeden Monath."

Die Zeit, in der sich dieser Glaube im einzelnen in der Kalenderlitteratur ausbildete, war aber auch schon die Anfangszeit seines Niederganges in den gebildeten Schichten. Schon Prätorius' Bericht ist nicht ohne Spott, am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aber gehen einzelne Männer direkt zu seiner Bekämpfung über. Um 1722 spricht der Dresdner Pfarrer Hilscher aus, es sei gewiß, daß die zwölf Nächte nicht den Zustand der zwölf Monate im folgenden Jahr vorbedeuten könnten.

Der Philosoph Wolff bespricht in den „Vernünftigen Gedanken von den Absichten der natürlichen Dinge" den Wetterglauben der Weihnacht: „Man will aus der Witterung des ganzen Jahrs, ja gar daraus, daß der Christtag entweder auf einen Sonntag oder andern Tag in der Woche fällt, von veränderlichen Witterungen das folgende Jahr über urtheilen. Hierher gehöret ferner die Regel von den zwölf Tagen und zwölf Nächten von dem Christtag an gerechnet, daraus man von der Beschaffenheit der zwölf Monate des folgenden Jahres prognosticirt. Z. E. daß der Christtag in Sonntag fällt, soll einen warmen Winter, starke Winde, viel Ungewitter, einen lieblichen Frühling, heissen und trockenen Sommer, feuchten und kalten Herbst bedeuten." Er bestreitet diesen Tagen nachdrücklich die Vorbedeutung, da ihre Lage nicht das mindeste mit den natürlichen Ursachen zu schaffen habe, welche das Wetter hervorbrächten. Trotzdem lebt der Wetterglaube im Volke fröhlich weiter und bildet sich, durch die Kalender gepflegt, zu einem förmlichen, allerdings wenig interessanten System aus. Das „Grab des Aberglaubens" von 1777 bemerkt nur, das Wetter der Zwölften sei vorbedeutend, der Christtag für den März, der Stephanstag für den April u. s. w. Aber in dem „Buch vom Aberglauben" zählt H. L. Fischer schon eine ganze Reihe Züge auf: „Wenn die Sonne am heiligen Christtage scheinet, so bedeutet es ein glücklich Jahr. Den 2ten, so bedeutet es Theurung. Den dritten Uneinigkeit. Den vierten drohets den Kindern Masern und Blattern. Den fünften geräth

das Obst und Winderfrucht wohl. Den sechsten giebt es Uiberfluß an Baum- und Feldfrüchten. Den siebenten gute Viehweide; hingegen Theurung an Korn und Wein. Den achten viel Fische und wilde Vögel. Den neunten den Kaufleuten glückliche Handelschaft. Den zehnten gefährliche Gewitter. Den elften grosse Nebel und Krankheiten. Den zwölften bedeutets Krieg und Blutvergiessen." Nach anderm Glauben bedeuten diese Tage andres: „Unter den zwölf Nächten versteht man bekantermassen diejenigen zwölf Tage und Nächte, die vom ersten Christtag anfangen, und sich am Abend vor dem Feste der Offenbahrung Christi endigen. Die abergläubischen Thoren wollen von der Witterung, die in diesen Tagen einfällt, auf die Witterung des ganzen Jahrs schliessen. Der erste Christtag soll den März, der zweite den April, der dritte den Mai u. s. w. bedeuten." — — —

In dem alten einheimisch deutschen Volksglauben ist jede Festzeit insofern heilig, als alles, was in ihr geschieht, eine besondere Bedeutung hat. Nicht nur, was in der Natur vorgeht, sondern ebensogut, was der Mensch thut. Arbeit, die der Mensch in ihr leistet, wird besser als andre, und was sonst nicht gelang, gelingt jetzt. Noch an den heutigen Volksfesten tummelt man sich gern und thut nicht selten zur eigenen Befriedigung anstrengende Arbeit im Wettbewerb.

An dem deutschen Winteranfangsfeste und später an den nach Deutschland in vorchristlicher Zeit eingeführten Januarkalenden gab es eine Menge Glauben an die große Segenskraft der Arbeit. Was man in der Festzeit schuf, das hielt besser, erfüllte seinen Zweck besser und that die Arbeit gewissermaßen halb von selbst. Auf die Zeit um Weihnachten ist manches davon übergegangen.

In Deutschland glaubte man im vierzehnten Jahrhundert, daß, wenn man in der Weihnacht Hafer auf das Dach legte und den Tieren zu fressen gäbe, diese fruchtbar würden. Wenig später ging die Meinung, das am Christabend in die Stube gestreute Stroh sei kräftig, den Weibern die Flöhe fern zu halten. Das Füttern der Vögel zur Weihnacht ist eine Freundlichkeit, die der Mensch auch heute noch den hungrigen Tierchen während des Winters gern erweist. Der Gedanke, sie an der Weihnachtsfreude auch mit teil haben zu lassen, mag noch dazu gekommen sein. Und was man dem Hausvieh that, wollte man ihnen nicht entziehen.

Schon um 1400 war das Umwickeln der Bäume mit Stroh-

bändern zum Schutz gegen aufkriechende Raupen nach Weihnachten gerückt. Nachdem man die Handlung nicht mehr verstand, und sie durch die Verlegung sinnlos geworden war, wirkte sie nur durch die Weihekraft der heiligen Zeit, und dieser Glaube hat sich bis zur Gegenwart erhalten. Auch Speise und Trank haben in dieser Zeit besondere Segenskraft. Um 1600 sagt das Papistenbuch von der Zeit unmittelbar nach Weihnachten: „Am dritten tag darnach beget man Sanct Johansfest, da trinkt ydman Sant Johans Segen, das ist ein gesegneter Wein, ob Altar, darauß man auch Kügele macht für das Wetter und schaur. an disem Tag trinkhen die Männer die sterke, die frauwen die schön." Auch auf der Arbeit als solcher liegt besonderer Segen. Prätorius weiß davon manches Stücklein.

„Weiter wird auch berichtet, daß die Frau Holla (oder Holda) im Weynachten anfange herüm zu ziehen.

„Derentwegen denn die Mägde ihren Rockenstiel auffs neue anlegen oder viel Werck, oder Flachs herümwinden, und die Nacht über stehen lassen. Soll nun die Frau Holla solches sehen: so soll sie sprechen: So manches Haar, so manches gutes Jahr. Weiter soll solche Frau Holle auffs grosse neue Jahr, oder am Heiligen 3. Könige Tage wiederümme kehren nach ihrem Horselberg (davon in meinem Bocksberge zu lesen) marchiren: trift sie denn unterwegens Flachs auffm Rocken an; so soll sie sprechen: So manches Haar, so manches böses Jahr. Derentwegen reissen um selbigen Feyerabend die Mägde alles von ihren Rocken herunter, was sie nicht vorher abgesponnen haben; damit nichts dran bleibe, noch ihnen ein böses Omen könne geben. Wiewohl die meisten sich befleissigen alles angelegte Werck und pensum im abspinnen vorher herunter zu bringen."

Nach mitteldeutschem Volksglauben legen zu Weihnachten die Hühner wieder. („Dieses ist die gemeine Sage: Aber wenn sie wegen der Kälte verhindert werden; so geschihet es viel später: ist aber ein warmer Winter; so ist es offte zeitiger geschehen: und kehren sich die Hüner wenig an Weynachten.") Später hilft man dem Eierlegen der Hühner selbst nach. „Auf den Weyhnacht- Neu-Jahrs- und H. 3 König-Heilig-Abend soll man den Hünern den Ragen, den Kühen aber die Milch von Heringen zu fressen geben, so geben diese viel Milch, und jene legen viel Eyer in diesem Jahre."

„Den Hühnern giebt man in dieser Zeit," heißt es 1793,

„Hirsenbrei, damit sie in der Folge viel Eier legen. Wer am Christtag ein ungesottenes Ei früh nüchtern isset, der soll sehr schwer tragen können."

„Das Brod so auff Weynachten gebacken wird, sol sich lange gut halten."

„Wer nun diß S. Johannis Brod zeugen will, der muß es im Christmonat erstlich sechs oder sieben Tag in Zucker oder Honigwasser weichen, darnach in einen gelöcherten Topf mit Erde thun, und im Mertzen mit dem Erdreich in ein anders setzen, kaum eines Fingers dick, daß sie außkeimen können. Haben sie aber außgekeimet, so lasse man den Keimen nur einen Finger über die Erden gehen, daß er nicht ersticke, und besprenge es je über den dritten Tag mit Honigwasser." Selbst in den kirchlichen Festbrauch dringt der von der Kirche nach Weihnachten gezogene Winteranfangsbrauch ein: Wie sich ehedem mit den in der Martinsnacht geschnittenen Ruten besonderer Weiheglaube verband, so, meinte das Volk später, könne man mittels einer in der Christnacht geschnittenen Rute einen entfernten Feind schlagen. Dieses Glaubens bemächtigt sich dann die Kirche. „Welches Schwerdt der Babst die Christnacht weyhet; solches ist kräftig alle (gemeinte) Ketzer außzurotten."

Die Popularität, welche Weihnachten im siebzehnten Jahrhundert erreicht, zeigt sich auch dadurch, daß das Fest mehrfach ins Sprichwort eindringt. Prätorius kennt mehrere Fälle: „Zu Weinachten, in der Schnitt-Ernde." „Man soll nicht von Weihnachten predigen am Ostertage." „Schöne Pfingsten, magere Weynachten."

Der Weihnachtsbrauch befiehlt: „In der Weynachts Nacht, muß man weitlich Doppeln und Spielen. Auff Weihnachten muß man wacker gesteifte Krausen und geplattete Halstücher tragen. Auf Weynachten, soll man Schweine schlachten."

Die Gestriegelte Rocken Philosophia von J. G. Schmidt weiß noch mehr Gutes von der Weihnachtsarbeit. Sie schafft bessere Erzeugnisse als sonstiges Abmühen: „Wer etwas an sich trägt, das mit Zwirn genehet ist, welcher in der Christnacht gesponnen worden, an dem hafftet keine Lauß, und bleibet auch keine bey ihm, so er welche hat. Ein Hembd, das mit Zwirn, der in zwölff Christ-Nächten gesponnen worden, genehet ist, angezogen, ist zu vielen Dingen gut."

„Wer am Weyhnacht-Heilig-Abend, am Neu-Jahrs-Heilig-

Abend, und am Heil. Drey-König-Heilig-Abend etwas stiehlt, der kann das gantze Jahr sicher stehlen." „Wer die 3 H. Abende, als an Weyhnacht- Neu-Jahr und H. 3 König-Abend, Geld zehlet, dem wird es das gantze Jahr an Gelde nicht mangeln." „Wer in der Christ-Nacht Heu stiehlt, und davon dem Vieh giebt, so gedeyet das Vieh, und so er hernach stiehlt, wird er nicht drüber begriffen." „Wenn am Christ Heilig-Abend ein Leichentuch in der Feuermauer (oder Schorstein) henget, muß das Jahr eines in dem Hause sterben." „Wenn man an Weyhnachten, Neu-Jahrs und H. 3. König-Heiligen-Abend den Waschhader an einen Zaun hängt, und hernach die Pferde damit abputzt, so werden die Pferde fett." „Wenn man einen Schwerdt-Pfennig am Weyhnacht H. Abend in den Stamm eines Obst-Baumes schlägt, so trägt er dasselbige Jahr gewiß Früchte."

Der Pfarrer Hilscher kennzeichnet 1722 diese Gattung Bräuche ganz richtig. „Etliches ist dahin gemeinet, als ob man durch Ausübung gewisser Dinge vor einem besondern Uebel sich bewahren, oder einigen Vortheil in diesem und jenem Stücke erlangen könte dahin gehört das Binden der Bäume, das auffstellen der Wasser-Krügelgen, das kalte Bad, das essen der Bohnen, das Heustehlen, das Zwirnen, das Geldzehlen, das Verschlingen der Hagebutten, das setzen der Gicht-Bäume, das streuen der Brodt-Krümgen, und dergl."

Die ehedem an Martini geschnittene Rute mit ihrer Beziehung auf das Austreiben des Viehes am Frühlingstag hat, auf Weihnachten gewandert, vom Hexenglauben des sechzehnten Jahrhunderts einen neuen Zweck bekommen, ohne darum ihre Beziehung auf den Frühling zu verlieren. „Wenn man in der zwölften Stunde der Christnacht neunerley Holz schneidet, und dasselbe bey sich trägt, so sieht man am Walburgistage, wenn der Hirte zum ersten Male austreibt, alle Hexen mit Melkkübeln gekrönt."

Wenn man am zweiten Weihnachtsfeiertage die Pferde zu den Schmieden führte und ihnen eine Ader schlagen ließ, nachdem sie vorher wohl geritten worden, so glaubte man um 1800, könne ihnen das ganze Jahr kein Schade widerfahren. Ebenso Ketten und Sporen und dergleichen, die man in dieser Nacht verfertige, wären im stande, Pferde und Wagen, und wenn sie noch so tief steckten, gehend zu machen. Um die Bäume draußen an diesem Segen Anteil haben zu lassen, braucht man ihnen die

Gegenwart der Festzeit nur anzukündigen. „Die alten Hollsteiner hatten die abergläubische Gewohnheit, am Kaßabend in die Holzungen zu gehen, an die Bäume mit den Worten zu klopfen: ‚Frouwet (freuet) ju jy Böme, de hillige Karst is kamen.‘ Diese Worte sollten die Kraft haben, reiche Eichen- und Büchenmast zu bringen.“

Bis an das Ende des siebzehnten Jahrhunderts kennt der deutsche Volksglaube nur eine Förderung der Arbeit durch die heilige Zeit. Erst mit dem Beginn des achtzehnten beginnt die Kirche die Feiertagsarbeit mittelst des Volksglaubens selbst zu bekämpfen. Langsam dringen einzelne solche Züge in den Volksglauben ein und treten neben die alten, denen sie zum Teil direkt widersprechen. Aber das thut nichts. Der Volksglaube ist kein philosophisches System, und auch in solchen sind Widersprüche nichts allzu seltenes. Langsam gewinnen die Eindringlinge Boden. Nach 1800 steht der Kampf gleich, aber 1850 ist er bereits zu Gunsten der christlichen Feiertagsanschauung entschieden. Seitdem beginnt die Weihe der Arbeit in heiliger Zeit auszusterben. Es ist der christliche und römische Begriff des Feiertages im Gegensatz zum volkstümlichen Festtage, der sich jetzt Boden schafft. Nach der christlichen Auffassung ist Arbeit Plage, Strafe, und wenn man eifrig ist, zu leisten, zu erwerben, dann ist das keineswegs das beste, was man thun kann. Viel besser, man trachtet in mönchischem Nichtsthun nach dem Reiche Gottes. So wird die Arbeit am kirchlichen Feste verfehmt, Arbeit entweiht den Feiertag. Schon das alte mosaische Gesetz gebietet: du sollst den Feiertag heiligen, und nach der noch älteren jüdischen Sage ist die Arbeit in die Welt gekommen als Strafe für den Ungehorsam der ersten Menschen. Es ist eine völlig undeutsche Auffassung, die im heißen Orient wohl verständlich ist, von der aber der deutsche Bauer und Krieger nichts weiß. Dreinzuschlagen ist seine Freude. England hat die jüdisch-christliche Anschauung schon seit dem sechzehnten Jahrhundert angenommen. In Deutschland faßt sie erst jetzt mit der gesetzlichen Einführung der Sonntagsruhe wirklich Wurzel.

Die Gestriegelte Rocken-Philosophie kennt zuerst solchen Weihnachtsglauben unter dem Einfluß der christlich-römischen Feiertagsanschauung. „Man soll den Obst-Bäumen in zwölff Christ-Nächten keinen Spinn-Rocken sehen lassen, sonst wird selbiges Jahr kein Obst.“ „Man soll in zwölff Nächten nicht (Flachs) brechen, sonst

verderben die Aepffel und Birn." „Man soll in den zwölff Nächten nicht dreschen, es verdürbt sonst das Geträidig so weit als der Schall gehört wird."

Noch in der Gestriegelten Rocken-Philosophie ist der Zwirn, der in der Christnacht gesponnen wurde, nützlich gegen Ungeziefer. Aber schon Johann Samuel Adami erzählt in seinen Deliciae evangelicae eine schreckliche Geschichte von der Feiertagsarbeit. Eine Wäscherin stärkte und plättete bis spät in die Christnacht Stulpen und abscheuliches Halsgekröse. Da erschien ihr ein gräßlicher Mann mit Klauen, daß ihr die Lust zu weiterer Arbeit verging. Das Ausmisten der Viehställe während der zwölf Nächte ist geradezu schädlich. In demselben Maße, wie man der Gegenwart näher kommt, tritt auch dieser Volksglaube in den Dienst der kirchlichen Feiertagsanschauung, deren Kern das Ruhen der Arbeit ausmacht. Alle Sammlungen von Volksglauben aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts enthalten zahlreiche Belege. In ihren Norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuchen stehen Kuhn und Schwartz bereits so sehr im Banne dieser kirchlichen Anschauung, daß sie als Charakteristikum dieses Glaubens die Androhung gewisser Strafen für den angeben, welcher das Gebot der Heilighaltung dieser Zeit durch Arbeit, namentlich durch Spinnen bricht. Das Material bestätigt diese Verallgemeinerung nur teilweise. Von den in dem Abschnitt „Gottheiten der Zwölften" enthaltenen etwa zwanzig einzelnen Zügen sind drei nicht ganz klar. Sechs Fälle halten Arbeit in der heiligen Zeit für gut, elf dagegen bereits für verwerflich. Wenn Fru Gode in der zwölften Nacht umzieht und den Wocken derer besudelt, die nicht abgesponnen haben, so heißt das natürlich, man solle in den Zwölften so fleißig spinnen, daß am Ende der Wocken leer sei. Aber der Volksglaube sagt auch direkt: „sonst ist's gut, in dieser Zeit zu spinnen," nur abends darf nichts auf dem Wocken bleiben, denn das wäre ja ein Beleg für Faulheit.

Selbst der einfachste Volksglaube, der sich auf das allernächstliegende engste Feld der Alltagsarbeit bezieht, ist im Laufe der Zeiten Wandlungen unterworfen, die ihn in sein Gegenteil verkehren können. Auch wo Lebensverhältnisse und Bedürfnisse konstant bleiben, kann unter einem nachhaltigen geistigen Einfluß, wie ihn die Kirche dargestellt hat, ein solcher Umschwung erfolgen. Die Ersetzung des Rocken durch die mechanische Spinnmaschine wird jenem Glauben in allerkürzester Frist sein Grab graben, wo

er nicht allbereits in dieses gesunken ist, und niemand wird ihm nachtrauern, vielleicht ein paar alte Großmütterchen abgerechnet, die über den abnehmenden Glauben unter der Jugend seufzen.

Noch in andrer Weise, auch inhaltlich, liefert die neue Religion einzelne Züge zum volkstümlichen Weihnachtsglauben. Ist schon die Herrschaft des Teufels in der Christnacht ein christlicher Zug, so sammeln sich auch schon fertige christliche Sagen an dem Feste.

Auch nachdem der Jesussagenkreis in den Evangelien vorläufig litterarisch abgeschlossen war, schlossen sich immer neue Elemente an ihn an: schon das frühe Mittelalter kennt diese jüngeren Züge unter dem Namen der Tradition. Sie sind oft anekdotenhaft und eigneten sich darum besonders gut dazu, volkstümlich zu werden, besser sogar als die eigentlich kanonischen Erzählungen. Sie machen die drei Magier der älteren Sage zu Königen und geben ihnen Modenamen Kaspar, Melchior und Balthasar. Von ihnen ist denn auch mancher Zug volkstümlich geworden, namentlich seitdem im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die populäre deutsche Prosalitteratur einen größeren Umfang erhalten hatte. Auch in den volkstümlichen Weihnachtsglauben sind ein paar solche Züge dauernd übergegangen. Der Leipziger Magister Prätorius, der 1663 sein Buch über Weihnachten schrieb, hat uns, obwohl selbst Protestant, eine Reihe mitgeteilt. Er benutzt sie zur Polemik gegen den Katholizismus. Sie sind ihm eigentlich nur als Mittel zu diesem Zweck interessant. Um den katholischen Theologen seiner Zeit darzuthun, wie weit sie seiner Meinung nach eigentlich zurück sind, hielt er ihnen populäre Geschichtchen vor, an denen sie ganz unschuldig sind, ja zu denen sie nur dadurch in einer gewissen Beziehung stehen, daß sie sich niemals von ihnen losgesagt haben. Aber diese Polemik ist ihm innerste Herzenssache. All seinen Spott und seinen Hohn gießt er über die Gegner aus und absichtlich gibt er eine so bunte Musterkarte von Einzelheiten wie nur möglich.

Die kirchliche Tendenzsage schmückt die Geburt ihres Gottes mit allerhand Zügen aus. Um die unbefleckte Empfängnis zu beweisen, erzählt sie bündig: „Wie Christus gebohren war, da wolte ein Weibsbild Mariam die Mutter für keine Jungfrau halten; sondern wolte nach Arth der Wehemütter solches erkündigen: Darüber ihr Arm verdorrete“, und noch allerhand anderes hat sie zu berichten. „Das Christkindlein hat mit einem Münche

geredet. JEsus hat zwey Kinder lebendig gemachet. In den ersten Weinachten soll ein Kind so groß als ein Mann über der Stadt Rom gestanden seyn, in deme Maria gebohren. Die drey Weisen sind wunderlich zusammengekommen, wie sie das Christkindlein haben besuchen wollen. Man weiß von Zeichen zu erzählen, die in der Christnacht Gott denen drey Königen habe wiederfahren lassen. Christus auff der Reyß nach Egypten Land hat einen Brunnen gemachet." Auch aus der ältesten jüdischen Sage werden Züge auf Weihnachten angesetzt: „Die Sodomiten wurden mit den ersten Weynachten getilget." Kirchliche Handlungen haben zu Weihnachten eine ganz besondere Kraft: „Wenn zu Rom in Weinachten der Heiligthumb dem Volcke gewiesen wird; so werden dadurch viel Besessene vom bösen Feinde erlöset."

Einzelne Dinge berichtet sie auch ausführlicher:

„Wie die H drey Könige geheissen, und wie sie alle mit ein ander zu Jerusalem ankommen? Der eine hieß Melchior, der ander Balthasar, der dritte Caspar: Die sahen in der Stern Kunst, daß in Judäa war gebohren JESUS CHRIST, der Welt HERR. Nun saß ein König in Saba, der ander in Arabia, der dritte in Tharsis. Da nun die Könige die Stern sahen, da wolten sie nicht länger beyten, sie wolten die Wahrheit erfahren. Melchior, der König von Arabia, war der erste mit seinem Volck, und kam zu dem Berg Calvariae, auff den hernach CHRISTUS geführet und gemartert ward. Also bleib er in den Nebel auff dem Berg. Da der König Melchior auff den Berg kam von Gottes Gewalt, da kam Balthasar der König von Tharsis und Insulen auch eine besondere Straß in ein kleines Dorff hieß Galilaea (Galilaea, Regio fuit, non pagus). Da nun die Könige kamen an die Stadt, da ging der Nebel auf über sie, aber den Stern sahen sie nicht: da kam der dritte König Caspar von Saba mit seinem Volck auf einen besonderen Weg: Da was der Nebel und die Finster zumahl hin. Also kamen sie zu einander, und da sie mit allem ihrem Volck zusammen kommen, da empfing ihrer jeglicher den andern mit ihren Nahmen, lieblich und schön, und wie das jeder mit seinem Volck besondere Sprach und Zungen hat, verstunden sie doch einander wohl, und saget je einer dem andern, warumb sie wehren aus kommen. Das war alles ein Sach. Also zogen sie in der Stadt, daß ihrer niemand gewahr war."

Von solchen traditionellen Zügen sind vor allem zwei in den deutschen Volksglauben eingemündet. Epiphanius leitete aus dem kirchlichen Glauben, Jesus habe am 6. Januar auf der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandelt, die Sitte her, an diesem Tage Wasser aus dem Flusse zu schöpfen und es für segensvolle Wirkung im ganzen Jahre aufzubewahren. Es wiederhole sich an diesem Tage das Wunder von der Verwandlung des Wassers in Wein. In Karien sei ein Quell, welcher sich in derselben Stunde, wo die Diener an der Hochzeit in Kana Wasser schöpften und Jesus es in Wein verwandelte, sich auch in Wein verwandelt hätte. Solche Erfahrungen hätten Christen in Kleinasien, Arabien und Aegypten gemacht. Dagegen deutet Chrysostomus diesen Brauch auf die Taufe im Jordan; „denn dieser Tag ist es, an welchem er getauft ist und die Natur des Wassers heiligte. Deshalb bringen auch um Mitternacht dieses Festes die Leute Krüge zum Wasser, schöpfen es und bewahren es für das ganze Jahr, weil nämlich heute die Wasser geheiligt sind, und geschieht ein offenbares Wunder, da trotz der Länge der Zeit die Natur jener Wasser nicht verdirbt, sondern durch ein volles Jahr, ja oft durch zwei und drei Jahre, was heute geschöpft ward, unverdorben und frisch bleibt, und nach solcher Zeit mit dem jüngst aus den Quellen geschöpften wetteifert." Im siebzehnten Jahrhundert war dieses Epiphaniasschöpfen im südlichen Deutschland etwas nicht Ungewöhnliches. Dem gelehrten Crombache übersandten seine Gönner eine Bescheinigung des Priesters in Scheu, daß daselbst solches Wasser seit 60 Jahren aufbewahrt worden und noch immer kräftig genug sei, magische und diabolische Künste abzuwehren. Dies ward unter dem 22. Oktober 1640 bescheinigt. Nach dem Papistenbuch ward die Christnacht damals so heilig gehalten, „daß etlich beredt sind, all Brunnen werden diesen Augenblick, so Christus geboren sei auf diese Nacht zu Wein und in hui wieder zu Wasser". Auch Prätorius berichtet, wie in der Weihnacht alles Wasser zu Wein werde. „Als Christus ist gebohren worden, seynd alle Wasser drittehalb Stunden stillgestanden. Wie Christus ist gebohren worden; da hat sich eine Oel-Quelle ereiget, die den gantzen Tag mildiglich Oel gegeben." In der Gestriegelten Rocken-Philosophie wird derselbe Weihnachtsglaube berichtet. Aber der Verfasser fragt spottend, wenn sonst Wein sich verändere, so werde er zu Essig — warum werde denn der Christnachtswein dann wieder Wasser? und schließt

drastisch: „unser Wasser aber in der Christ-Nacht wird wohl allezeit Gänse-Wein bleiben, davon die albern abergläubischen Gänse nicht leichtlich einen Rausch bekommen werden." Aber auch das bloße Wasser ist heilkräftig. „Wer in der Christ-Nacht ins kalte Bad gehet, der bekömmt selbiges Jahr die Krätze nicht, und so er sie schon hat, so vergehet sie davon." Das Buch vom Aberglauben von 1791 und Eberhardts Neuste Ansicht und Beleuchtung der Geschichte der Sonn- und Festtage von 1799 kennen den gleichen Glauben.

Aus Niederösterreich und Deutschböhmen berichtete Vernaleken noch 1859 den Glauben, daß in der Christnacht alles Wasser Wein sei, und zwei kleine Sagen, wie es denen ging, die die heilige Ruhe der Nacht durch ihren Vorwitz störten. Der Volksglaube ist seiner Sache eben nicht mehr sicher. Auch in Mecklenburg kehrt die Sage von der Verwandlung des Wassers in Wein und dem Opfer der Neugierde wieder, die dieses Geschehnis nachprüfen will. Aus dem Volksglauben des neunzehnten Jahrhunderts hat Paulus Cassel zahlreiche Belege zusammengestellt.

Neben den Glauben von der Verwandlung des Wassers in Wein tritt noch der von den redenden Tieren der Weihnacht.

Die alte christliche Sage weiß zu erzählen, daß Ochs und Eselein den neugeborenen Gott verehrt hätten. Mittelalterliche Bilder zeigen sie gern neben der Krippe mit den beiden Eltern. Die volkstümliche Weihnachtsaufführung läßt die Tiere reden und sich nach den Einzelheiten der Geburt erkundigen, und schon Prätorius berichtet in deutscher Sprache, daß „die unvernünfftige Thier dem kleinen Kindelein Jesu seinen gebührenden Ehren Titul geben haben", wie in der Heiligen Christnacht vor Zeiten etliche unvernünftige Thiere geredet und miteinander gesprochen haben. Auch andere Wesen haben ja an der Verehrung teilgenommen. „Die Schlangen sind durch die Lufft geflogen, wie Christus gebohren worden. Für dem newen Christ-Kindlein hat sich ein Baum geneiget." Die Tradition, die gern einzelne Züge spaltet und dann jeden für sich ausführt, hat ihre Kraft auch an diesem versucht. Wohl schon im Mittelalter, wenn uns ein andrer Zweig aus dieser Wurzel auch erst im siebzehnten Jahrhundert belegt ist.

„Als Maria und Joseph mit dem Kind Jesu auff dem Wege nach Egypten wahren, kommen sie des andern Tages zu einem hohen Berg, da funden sie eine Höle, die war voller Drachen.

Da die Maria und Joseph ersahe, da wurden sie traurig und fürchten, sie kämen umb das Kind. Jesus saß auff seiner lieben Mutter Schoß, der sprang herab, und geboth den Thieren, daß sie niemand nichts thäten. Da kamen aus dem Wald Hirsche, Bern, Wölff, Eychorn, und all der Thier der man erdencken kundte, die lieffen vor und neben dem Wege, und fielen nieder auff ihre Knie, und empfingen ihm, daß er ihr Schöpfer was und aller Welt HErr und weiseten sie den Weg. Es kamen auch die Vögel und sassen nieder an den Weg und trieben grossen Schall, und ehrten Mariam und ihr Kind." Daraus entwickelt sich wohl erst seit dem achtzehnten Jahrhundert der Volksglaube, in der Weihnacht könnten von zwölf bis ein Uhr die Tiere reden. Von den Pferden besonders, aber auch von andern Tieren ist er uns 1799 bezeugt. 1859 gab es diesen Glauben in Ober- und Nieder-Oesterreich sowie in Ungarn, und man berichtete grauenvolle Geschichten darüber; so schützt sich der Volksglaube selbst vor der Kritik, indem er das Nachprüfen zu verhindern sucht, das auch dem Glauben von den blühenden Bäumen sein Grab gegraben. Der speziell christliche Weihnachtsglaube hat sich nur zwei Jahrhunderte behauptet; in Blüte gestanden hat er nur ein einziges, das siebzehnte. Was sich dann nicht vom deutschen Glauben hat auffsaugen lassen, wie der Weinglaube und das Reden der Tiere, die sich beide von der kirchlichen Sage losgelöst haben, ist zu Grunde gegangen. Der deutsche Volksglaube aber und der deutschgewordene erliegt erst im neunzehnten Jahrhundert in den weiten Schichten des Volkes der fortschreitenden Bildung.

VII.

Weihnachtsbescherung.

Auf dem gesamten römisch-gallisch-deutschen Sprachgebiete war es in alter Zeit üblich, sich zum Jahresanfang zu beschenken. Wahrscheinlich ist das ein römischer Kalendenbrauch, der durch deutschen Winters- und Jahresanfangsbrauch noch verstärkt wurde, und zwar handelt es sich hierbei um eine wechselseitige Beschenkung von Erwachsenen. Als der erste Januar so weit eingebürgert war, daß er Terminzeit wurde, rückten naturgemäß allerhand Naturallieferungen auf ihn, die mit der Zeit die Gestalt von milden Gaben, von Geschenken annahmen. Lehensleute und Dienerschaft erhielten gewisse Vergünstigungen, oft nur ein Mahl, oft noch besondere Gaben für dargebrachte Glückwünsche. Das Herkommen regelte deren Wert dann genau.

In dem Kloster Güntersthal bei Freiburg erhielten als Neujahrsgeschenke um 1500 der Visitator ein Paar Handschuhe und sein die Glückwünsche überbringender Knecht 5 Schillinge. Der P. Beichtiger 8, die Frau Schreiberin 4, der Kaplan 3, der Schaffner dort und in Freiburg 4, der Pfründner des Klosters 3, die Kellnerin im Hause und die am Thore 2 Schillinge. Alle Geschenke begleitete ein Häfelein Latwergen und ein Lebkuchen. Solcher Lebkuchen machten die Nonnen z. B. a. 1510 in zwei Tagen hundert große, mittlere und kleine. Der Dorfvogt (Schultheiß) erhielt einen Scheffel Rocken u. s. w. Die Stadtherrn von Freiburg bekamen ebenfalls Lebkuchen.

Im Kloster Blaubeuren gab es reichliche Neujahrsgeschenke für alle, die zum Kloster in Beziehung standen, Beamte, Gesinde, ja selbst die Beamten der Stadt. Geld war die Hauptgabe, aber

daneben gab es auch Waidmesser, Sporen, Geldbeutel, sowie Gürtel und Handschuhe für die Weiber. Ein Festmahl schloß sich an die Bescherung, und wer nicht teilnehmen konnte, wurde durch Wein entschädigt. Die umliegenden Ortschaften brachten dem Prälaten Ständchen und wurden mit Wein traktiert.

Selbst regierende Fürsten erhielten Neujahrsgeschenke. 10 fl. in auro oder ähnliches, die Fürstin 5 Goldgulden, wenn sie im Lande war. Die Beamten der Kanzlei bis zu den Thürhütern hinab bekamen ebenfalls ihr Geldgeschenk. Auch Kinder erhielten im sechzehnten Jahrhundert z. B. in Straßburg ein Geldgeschenk für ihren Neujahrsglückwunsch.

In Gundelfingen in Schwaben trugen 1575 am hl. Weihnachtstage die Wirte, die Müller u. s. w. ihre Neujahrsgeschenke zu den Beamten. Ein Vierteljahrhundert später heißt es: „Darnach am 8. Tag nach der Geburt Christi ist der papisten new jar. Das winschen sy eynander, schickhen einander geschenk zum newen Jar, auch geben diß die Väter den Kindern, die Man den frawen zu einem guten eingang des jars. In disen 8 tagen fordert man khein schuldt und becht ein besonder brot."

Auf der Insel Fehmarn gingen noch 1866 am Weihnachts- und Neujahrsmorgen in der Stadt Burg und auf dem Lande Bettelknaben umher und riefen in die Häuser hinein: „West so god und gevt mi en Grötlicht (Grußlicht)." War die Antwort: „Wi gevt keen Grötlicht!" so trollten sie ab; wo nicht, so gibt es ein Almosen, welches offenbar das Licht ersetzen soll.

Das ganze Mittelalter hindurch galt allen, die von der römischen Kurie direkt abhängig waren, der Weihnachtstag für den Jahresanfangstag, und darum wurde er, wie schon gezeigt, auch sehr bald Termintag, nachdem er in Deutschland einmal Boden gewonnen hatte. Auch Könige schickten ihre Neujahrsgaben oft an ihm.

Im Jahre 1254, im achtunddreißigsten seiner Regierung, hielt sich der französische König Heinrich III. am Geburtsfeste des Herrn in Vasconien bei Besançon auf, und übergab dort den Vasconiern wertvolle Geschenke in Gestalt von wertvollen doppelten Kleidern und andern begehrenswerten Dingen. Auch auf deutschem Boden beschenkte man sich am weihnachtlichen Jahresanfang. Die Tendenz der Kirche, ihr Jesusgeburtsfest über die Januarkalenden emporzuheben, trug zur Verbreitung dieser Sitte wesentlich bei. Wo sie nach Meinung der Polizeigewalt allzu üppig ins Kraut

schoß, da verbot sie eine weise Behörde. So schon im vierzehnten Jahrhundert in Ravensburg. Das Verbot lautet: „Daß Niemand dem Andern zu Weihnachten weisen sol. Darnach ist gesezt, daß zu Weihnachten von dem heiligen Advent bis zu dem zwölften Tag niemand dem andren weisen soll, als daher gewöhnlich war; es wolle denn ein Mann seinem Lut-Priester oder seinem Ammann ehren, oder ein Vater sein Kind, oder ein Kind seinem Vater, oder ein Geschwister das Ander, und wer fürbaß jemand weiset, ausser wer da benannt ist, der muß geben an die Statt zu Buß III Schilling als dick ers thut."

Um ganz dieselbe Jahresanfangssitte handelt es sich, wenn der Presbyter Alsso um 1400 in dem Bestreben, Weihnachten volkstümlich zu machen, seinem czechischen Freund aus Deutschland berichtet: „Der dritte Brauch ist der, daß die Leute am Abend der Geburt von Jesus sich wechselseitig einen ‚Christabend' (largum sero) senden . . . und zwar etwas Angenehmes, Wohlschmeckendes und Süßduftendes. Man hat dabei aber die Sitte, das übersandte Christgeschenk anzunehmen, den Absendern danken zu lassen, die Ueberbringer zu beschenken und den Absendern durch andre Boten einen anderen ‚Christabend' zu senden.

„Auch an dem dritten Brauche hat der Teufel sein Teil, insofern als manche an diesem Tage den ‚Christabend' nicht im Gedächtnis der Sendung vom Himmel schicken, sondern um das ganze folgende Jahr glücklich zu sein. Denn sie sagen, wer an jenem Tage andere nicht beschenke, werde noch vor Jahresschluß ins Unglück geraten, und umgekehrt prophezeien sie denen, welche an diesem Abend die Gabe abschlagen, aber nicht von Gotteswegen: du wirst dieses Jahr ins Unglück kommen, weil du an diesem Abend nichts verschenkst. Aber noch mehr behaupten sie, daß wer an jenem Tage gezwungen etwas thue, im ganzen folgenden Jahre unglücklich sein werde. Sie wollen auch an diesem Feste nicht an ihre Schulden gemahnt werden, um nicht unglücklich zu werden, indem sie in der Mahnung und in der Bezahlung ihrer Schulden einen gewissen Zwang sehen" . . . Johannes von Holleschau nennt in seiner Bearbeitung von Alssos Abhandlung dann, wie bemerkt, sogar die Formel des Christboten. Sie sagen z. B. „Petrus und Johannes Dlapka senden Euch einen ‚heiligen Abend'". Die christliche Ethik machte sich diesen Zug zu nutze und wandte ihn auf ihr Almosengeben an. Alsso berichtet auch

darüber wie über eine ausgemachte Thatsache: „Der zweite Brauch besteht darin, daß die Geburtsnacht von Jesus von der ganzen Welt die reichste genannt wird . . . und zwar largum sero, freigebiger Abend (czechisch štědrý večer), darum sind auch die gläubigen Christen an diesem Abend freigebiger als sonst zu Ehren und zum Gedächtnis jener Freigebigkeit vom Himmel. Ja kein Familienvater ist so arm, daß er nicht an diesem Abende den Seinen freigebig eine Spende gäbe. Wenn er nicht mehr erschwingen kann, so macht er wenigstens ein großes Licht in seiner Stuba. . . . Ehrbare Greise öffneten an diesem Abend freigebig ihre Häuser bis zum Dache, damit jeder Bedürftige einträte und sich erquicke. . . . Ja die Alten bewiesen die Freigebigkeit in dieser Nacht nicht nur den Menschen, sondern auch den Tieren; indem sie ihnen an diesem Abend mehr Futter gaben als sonst. . . . Ebenso pflegten die Alten in dieser Nacht ihre Taschen offen zu halten, damit, wohin sie auch gingen, das Geld ihnen besser zur Hand sei, um es den Armen zu geben. Außerdem legten sie Geld auf den Tisch unter ihr Frühstück nicht aus Hochmut, sondern damit, wenn ein Armer käme, sie es bequem mit dem Geben hätten. Ebenso stellten sie auf dem Tische Kleinodien aus, nicht aus Stolz, sondern zu dem Zwecke, daß sie sich beim Anblick an jene Freigebigkeit erinnern möchten, mit der der Vater sein geliebtestes und wertvollstes Kleinod, seinen Sohn, gab. . . .

„Leider ahmt jedoch der Teufel jenen Brauch nach, denn manche stellen ihre Kostbarkeiten aus, um ihren Reichtum zu zeigen, sie halten die Hand in die Tasche, nicht damit die Armen Geld erhalten können, sondern um in dem Gelde zu wühlen, damit dadurch für das ganze folgende Jahr ihr Geld sich mehre. Sie legen das Geld auf den Tisch, nicht um es den Armen auszuteilen, sondern um mit ihm Glück zu haben; sie öffnen ihre Börsen an diesem Tage nicht für die Armen, sondern damit das Glück in sie einziehe. . . .“

Auch das fünfzehnte Jahrhundert kennt Verbote der Neujahr-Weihnachtsgaben. In Konstanz kam anno 1460 ein Verbot heraus: „wer ein Kind hept, der sol jm nit immer instricken ane Gefärde denn 1 b d und soll im och ze Wihenächten weder Bimenzelten, Brot, Käß, Hämpli noch fust nit anders senden an Gevärd.“ Auch die christliche Auslegung des immer mehr ausschließlich nach Weihnachten rückenden Brauches blieb nicht aus.

Hatte schon Alsso sich darin mit Erfolg versucht, so half die Folgezeit mit einer weiteren Analogie nach.

In Franz Wessels Schilderung des katholischen Gottesdienstes zu Stralsund bis 1523 ist uns eine Beschreibung erhalten, wie die Bauern am Christabend bis zum Sternenaufgang fasteten. Bei der Geburt eines Kindes schenkte man den Geschwistern Zuckerwerk, das man Kindsfuß (kindsvôt) hieß. So dachte man sich auch Jesus allen Wesen etwas zur Nahrung bei seiner Geburt mitbringen: sô drôgen sê garwen in de koppele efte sus en de lucht, dat se de wint snê rîp efte sus de lucht beschînen konte, dat hêtede men des morgens kindesvôt, dat dêlde men des morgens allem ût, slôch êne garwe 2 efte 3 ût unt gaf den swînen koien enten gensen dat se alle des kindesvôtes genêten scholden.

Die Straßburger Stelle von 1568 ist der älteste Beleg für eine Kinderbeschenkung, die vor dem sechzehnten Jahrhundert überhaupt nicht vorkommt. Bis zum sechzehnten Jahrhundert gibt es noch keine Weihnachtsbescherung. Erwachsene senden sich wechselseitig Neujahrsweihnachtsgaben. Lehensleute erhalten bei Gelegenheit der Bezahlung ihrer Abgaben ein Mahl, Dienstboten erhalten in einer Gabe thatsächlich ein Stück Lohn. In Sachsen wurden 1661 diese Christgeschenke ebenfalls verboten oder doch sehr eingeschränkt. Die sächsische „Policey-Ordnung" von diesem Jahre gebietet nämlich Titulo 17: „Ferner aber denen Pathen, im Geringsten kein Heiliger Christ, Neu-Jahr, Grün-Donnerstag, oder wie es sonsten Nahmen haben mag, an Kleidung, Gelde, Geschmeide, oder andern Sachen, nichts gegeben werden." Tit. 23, Kap. 1, § 6 heißt es dann weiter: „Darunter denn billig zu ziehen, daß an etlichen Orten denen Knechten und Mägden Jahrmärckte, Christ- und Neu-Jahrs-Geschenke, oder andere Verehrungen über gesatzten Lohn, so bis weilen eben so hoch kommet, bishero zur Ungebühr mit eingedinget, und fast abgezwungen worden. Wie wir nun solches und andres, wordurch sonsten unserer hierbey habenden Intension zuwider geschehen könte, gleicher Gestalt gäntzlich aufheben; Alsso soll Herr, Frau, Knechte, oder Mägde, so dergleichen Begünstigungen unter einander verüben, mit der Helffte der vorgesetzten Straffe, als 5. Thaler, von Gerichten beleget, und dem Dienstbothen sein ordentliches halbes Lohn neben dem Geschencke weggenommen werden; Jedoch, wofern ein, oder ander Herr, oder Frau einem Dienst-Bothen, so ihn oder ihr

vor andern lang und treulich gedienet, aus freyem Willen, ein leidliches zum H. Christ und zu Veranlassung fernerer fleißigen Dienste verehren wolte, solches bleibet ihnen ungewehret, die Neuen-Jahr-Geschencke und Jahrmärckte aber wollen wir disfalls gäntzlichen abgestellet wissen." Am 16. Juli 1735 erschien dann für Sachsen eine „neue Gesindeordnung". In derselben heißt es: „Dagegen soll es aber auch bey dem vorhin schon geschehenen Verboth, daß keinerley Gesinde der Herrschaft etwas, wie insonderheit darüber von dem Meißnischen Creysse geklaget worden, an Leinewand und so genannten Seyfen-Gelde, oder zum Messen, Jahr-Märckten oder Neu-Jahr-Geschencke, bei 5 Thaler Strafe und Verlust der Helffte des ordentlichen Lohns und erhaltenen Geschencks, abfordern und mit eindingen sollen, nochmahln bewenden, Gestalt auch die sogenannten Heil. Christ-Geschencke, ob wir selbige gleich zur Zeit noch zu dulden gemeynet, bey der Mieth- und Vermiethung keinesweges mit eingedungen werden dürffen, sondern es vielmehr in jeder Herrschafft Willkühr, ob sie zur Weyhnacht-Zeit ihrem Gesinde etwas geben will, oder nicht, beruhen, sich auch dergleichen Geschencke allerhöchstens nicht über 1 Rthlr. 8 gr. biß 2 Rthlr. belauffen, der Herrschafft aber doch dabey unverwehret seyn soll, demjenigen Gesinde, das sie gehorsam, fleißig und treu, und sonst einer besonderen Belohnung würdig erfinden, an Kleidung, Wäsche, Geräthe und dergleichen, auch wohl an Gelde, zu beliebigen Zeiten was zuzuwerffen, auch wenn es abziehet, zu einer Profession schreitet, oder Beförderung erlanget, ihme aus freyen Willen und Bewegniß zur Beyhülffe etwas zu schencken."

In Rottenburg in Schwaben bestand ein hohenbergisches Verbot der Christgeschenke, bis zum Uebergang an Württemberg.

Erst indem im sechzehnten Jahrhundert die nach Weihnachten verschobenen und dort weihnachtlich umgebildeten Martins- und Nikolausumzüge in die Feier des Weihnachtsfestes einmünden, entsteht die weihnachtliche Kinderbeschenkung, welche seit dem Eingreifen des Protestantismus in den Jahresbrauch den eigentlichen Kern der volkstümlichen Weihnachtsfeier auszumachen beginnt.

Die kirchliche Reformation des sechzehnten Jahrhunderts verwies die Heiligengestalten aus dem amtlich anerkannten Kirchenglauben wieder in den Volksglauben zurück. Der Heiligenglaube wurde geradezu das Kennzeichen der römischen Kirche. Die pro-

testantische Priesterschaft mußte also alles bekämpfen, was wie Heiligenumzüge aussah. Die Beschenkung der Kinder mochte man nicht streichen, so strich man aus ihr nur die vermummten Gestalten und gab den Kindern die Gaben selbst in einer neuen Form. So entstand die Bescherung in unsrem Sinn. Im sechzehnten Jahrhundert ist darunter aber nicht ein Aufbau von Geschenken auf dem Tische bei festlicher Beleuchtung zu verstehen, sondern die Bescherung hat eine Form, welche noch deutlich ihren Ursprung verrät. Die Geschenke werden in ein Bündel zusammengebunden, und der Zweig, den der heilige Martin oder heilige Nikolaus führte, wird dazu gefügt. So entsteht die „Christbürden" des sechzehnten Jahrhunderts mit der „Christrutte". Ganz im pädagogischen Sinne der Zeit faßt man diese nicht mehr als Segenszweig, sondern sie verliert auf dem weiten Gebiet des protestantischen Nordens ihre Gestalt als Martinsbäumchen und Nikolausbäumchen und wird zur wirklichen Schlagrute, zu etwas „das da zu Lehre und Disziplin gehöret". Damit hat ein alter indogermanischer Glaube sein Grab gefunden, wenigstens in einem seiner Zweige. Nicht das Dogma des Christentums hat ihn vernichtet, sondern die fortschreitende Bildung der Zeit, welche den vorhandenen Volksbrauch entschlossen und unbefangen für ihre Zwecke in Dienst nimmt und die Verkörperung des Glaubens, den Zweig, zum Träger einer neuen Idee macht. Man gibt den Kindern das Geschenkbündel und sagt ihnen, eine der Gestalten des neuentstandenen Weihnachtsumzuges habe es gebracht, meist der „heilige Christ" selbst, der ja in dieser Zeit in den Umzug eintritt und die Hauptrolle übernimmt. Seine Einführung und die dadurch erfolgende Verdrängung der Heiligen und seine Ausscheidung, weil es Sünde sei ihn darzustellen, sind beide das Werk des Protestantismus im sechzehnten Jahrhundert. Natürlich sind, wie schon gezeigt wurde, die Umzüge selbst keineswegs leicht und rasch zu vernichten gewesen. Aber lokal gelang es doch, und da seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts protestantische Pfarrer in ihren volkstümlichen Büchern die neue Form der Beschenkung als die bessere, von der Kirche befürwortete darstellen und nicht selten auch in ihren Schilderungen einen innigen, kindlichen Ton anschlagen, so breitete sie sich auch aus. Mit der Zurückdrängung der Umzüge, die noch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert vielfach den Hauptpunkt der volksmäßigen Weihnachtsfeier darstellen, wird zu-

gleich die volksmäßige Religiosität im Kirchensinne aus dem Feste hinausgedrängt, und dafür beginnt die Epoche des wirklichen engbegrenzten Familienfestes aufzudämmern, das jedes Haus für sich im eigenen Schoße feiert und das später durch den Weihnachtsbaum eine Art ideellen Mittelpunkt erhält.

Der in dem Kapitel von den blühenden Bäumen der Weihnacht ausführlicher behandelte Brauch von dem Zweigschlagen am Unschuldigenkindertage und später zu Weihnachten ist auch mit einer Weihnachtsbeschenkung verknüpft. Die Kinder schlagen die Eltern oder sonstige Verwandte und Bekannte mit einem (ehemals blühenden) Zweige, (später mit einem Surrogat) und erhalten dafür Geschenke. Die Beschenkung ist hier also direkt begründet. Auch sie haftet an einer Rute, welche hier aber die Kinder führen.

Die Rute, die man den Kindern zu Weihnachten schenkte, und die ihnen ehedem Ruprecht oder Nikolaus brachte, war zum Teil dieselbe, mit der sie Verwandte und Freunde schlugen. Der Leipziger Magister Eberhard, der den Sinn des letzteren Brauches nicht mehr verstand, berichtet darüber, daß es um 1800 üblich war, „den Kindern unter anderen Geschenken mehrentheils auch eine Ruthe mitzubescheren". Und man nahm an, daß „solche etwan auf Anleiten der Aeltern wären besorgt worden, sodann an Freunde zu bringen, um sich dadurch desto größere und mehrere Geschenke, namentlich von Pathen zu verschaffen".

Im Jahre 1572 erschien bei Schwertel in Wittenberg ein Band Predigten, die Thomas Vinita (Winzer), Pfarrer in Wolkenstein in Sachsen, Weihnachten 1571 gehalten hatte. Darin heißt es: „Es pflegen frumme und freundliche Eltern mit iren Kinderlein, umb diese Zeit, gar mancherlei gesprech zu halten, vom heiligen Christ, und seinem Bündlein oder Bescherungen etc. Als: Der heilige Christ werde nichts bescheren, denn sie sein nicht frum, und lernen jren Catechismum und gebeth nicht etc. Solcherlei feine und freundtliche reden gehen offte weit vorher, wenn sich aber die Kinderlein (wie gewöhnlich) willig und mit freuden, in dem allen zum gehorsamsten und willigsten nach Kindlichem armen vermögen darstellen, denn wird jnen der heilige Christ, von tage zu tage mit seinen gaben, wie reich, wie freundlich, wie gewis er kommen und bescheren werde, lieblicher herausgestrichen, von denen kindern, so solcher kindischen Freude erwachsen." Nachdem Vinita dies ins Dogmatische gedeutet, fährt er fort:

„Da mügen wir wol mit allem fleisse dieses bescherte Bündlein des heiligen Christs mit St. Paulo auffbinden Röm. 8. Denn wie solle uns Gott nicht mit diesem bescherten lieben Jesulein auch alles mit beschert haben? Die Kinderlein finden in ihren Bündlein gemeiniglich fünfferley Dinge. Erstlich güldige als Gelt, viel oder wenig, nachdem der Haus-Christ vermag und reich ist, doch lassen sich auch die armen Kinderlein an einem Pfenninge oder Heller in Apffel gesteckt, genügen und sind guter Dinge darüber. Darnach finden sich auch geniesliche Dinge, als Christstollen, Zucker, Pfefferkuchen und aus diesen allen mancherley Confect und Bilde. Daneben Epfel, Birnen, Nuß und gar mancherley gattunge allerley bestes. Zum dritten finden sie ergetzliche und zu frewden gehörige Dinge als Puppen, und mancherley Kinderwerk. Zum vierden finden sie nötige, und zur bekleidung und zier des lebens dienstliche Dinge, gar mancherley und hübsche Kleiderlein, von gutem gezey und seiden, gold und silber, und reinlicher arbeit gefertiget. Zum letzen finden sie auch, was zu lere, gehorsam, zucht und Disciplin gehöret, als Abctefflin, Bibeln und schöne Bücherlein, Schreib- und Federgezeuge, Papier etc. und die angebundene Christrutte."

Ungefähr aus der gleichen Zeit haben wir eine ähnliche Schilderung von dem Pfarrer Strigenitz, dem die volkstümliche Weihnacht seiner Zeit sehr am Herzen gelegen haben muß. Er hat eine eigene Predigt über die Christbürden gehalten und auch drucken lassen. „Das fünffte und letzte Stück, welches unsere Kinder-lein in ihrer Christbürden finden, wenn sie dieselbige auffmachen, betrifft die Scholasticalia oder Schul Sachen. Was sind das für Dinge? Es sind solche Sachen, die in die Haus und Stadt-Schule gehören zur Lehre und Vnterweisung, zur Zucht und Disciplin, und damit die Schul-Knaben und Schul-Mägdlein pflegen umbzugehen, dieselben sind fürnehmlich dreyerley. Denn da bescheret ihnen der Haus-Christ unter anderen ABC-Täfelein, Catechismus, Gebetbüchlein, Evangelien Büchlein, Gesangbüchlein, oder sonsten andere gute Büchlein, die fein reiniglich und schön gebunden, auffm Schnid und sonsten verguldet sind. Item allerley schöne gemahlete Carnier oder Hand Körblein, darein sie ihre Bücherlein, und ihr Morgenbrod fassen können, wenn sie wollen in die Schule gehen: Item allerley schöne Schreibzeuge, Pennal oder Dintefaß, Papier und Federn und dergleichen. Ja was meynt der Haus-Christ damit, daß er solche Dinge und Sachen

den kleinen Kindern beſcheret, die noch zart und jung, und unverſtändig ſind? O es hat alles ſeine gute Deutung und Erinnerung beydes für die Eltern, und auch dann für die Kinder u. ſ. w." Dann heißt es weiter: „Vber diß Stück, ſo zu den Scholasticalibus gehören, findet ſich noch eins, mit welchem die Kinderlein nicht allzumahl zufrieden ſeyn, und das ſie lieber entberen wolten. Was iſt das? Es iſt die Chriſt-ruthe. Denn wenn der Haus-Chriſt gnung hat eingefaſſet, und die Bürde jetz- und zubinden wil, ſo beſchleuſt er endlich mit angehengter Chriſt-Ruten, die muß auch dabey ſeyn und nicht auſſen bleiben."

Die Chriſtbürden hat ſich noch lange erhalten. In drei Chriſtkindliedern, die 1830 noch in Schleſien lebendig waren, ſpricht das Chriſtkind noch von „einer großen Bürde", die es bringen wird, wenn die Kinder fleißig beten und ſingen. In einigen niederſchleſiſchen Gegenden erſcheint mit dem Chriſtkinde der Ruprecht, in oſtſchleſiſchen (deutſchen) Joſeph aus dem Jeſusgeburtſpiele. Das Chriſtkind trug die Rute ſelbſt, und im zweiten Liede heißt es von den Kindern:

Wenn ſie aber nicht fleißig werden beten und ſingen,
So wird ihnen die Rute auf dem Rücken rumſpringen.

Das Chriſtkind hat, wie ſonſt Nikolaus, an deſſen Stelle es getreten iſt, einen Wagen;

Wir haben draußen ſtehn ein ſchönen Wagen,
Der iſt mit lauter Gold und Silber beſchlagen.

In den armen Gegenden des ſächſiſchen Erzgebirges waren um 1860 die typiſchen Weihnachtsgeſchenke ein Schreibheft und einige Aepfel.

Für die Geſchenke fürſtlicher Kinderbeſcherungen war ſchon damals nicht mehr Platz in dem engen Raum einer zuſammengebundenen Chriſtbürde. Im Jahre 1572 beſtellte der Kurfürſt Auguſt von Sachſen für ſeine Kinder, den zwölfjährigen Kurprinzen Chriſtian und die kurfürſtlichen Fräuleins, die zehnjährige Dorothea und die fünfjährige Anna, in Leipzig verſchiedene Spielwaren, die zum Teil erſt eigens zu dieſem Zwecke angefertigt wurden. Die noch vorhandenen Rechnungen enthalten eine genaue Beſchreibung derſelben. Für den Prinzen hatte der jagdliebende Vater eine Jagd beſtellt, die aus fünfundſiebzig Stücken beſtand, Pferden, Reitern, Jägern, Hirſchen, Sauen,

Füchsen, Hunden, Schlitten. Der Holzschnitzer erhielt für jedes nicht weniger als 12 Groschen. Dazu kam noch die Bemalung und sämtlicher Ausputz. Für den Weihnachtstisch der jungen Herzoginnen war eine vollständige Ausstattung einer Puppenküche und Puppenstube bestimmt, zinnerne, messingene und kupferne Kochgeräte, Tischtücher, Körbe, Schränke, Stühle „und was zum Hausrad gehortt", alles in einer Vollständigkeit und Ausstattung, die uns den gediegenen Luxus, der in Deutschland vor dem dreißigjährigen Kriege herrschte, recht deutlich vor die Augen führt. Beispielsweise wird genannt: 36 Löffel, 71 Schüsseln, 106 Teller, 40 Bratenteller, Hackemesser, Bratspieße, Brotfeilen, Mörser, Durchschläge, Barbierbecken, zwei kleine Schreibzeuge, Spiegel, Nachtkissen von schwerem Sammet und goldenen und mit silbernen Posamenten belegt. Auch Hampelmänner waren da, „9 gepapte Docken, die man mith schnürlein zeuchtt (Preis 1 fl. 10 gr. 6 ₰), endlich 2 Ruten, diese zu 6 ₰ berechnet." Nachdem nun Holzschneider, Tischler, Schlosser, Riemer, Glaser, Buchbinder, Schneider und Maler ihre Arbeit gethan hatten, geleiteten der Sohn des Leipziger Bürgermeisters Hieronymus Rauscher und der Tischler die Bescherung auf einem zweispännigen Mietwagen nach Torgau an den Hof und verzehrten in den 6 Tagen ihrer Reise 10 fl. 11 gr. Am Christtage ließ dann die Kurfürstin Anna dem Bürgermeister Rauscher die unversehrte Ankunft der Spielsachen und ihren Dank für den wohlausgerichteten Auftrag vermelden.

Um die Nikolausbeschenkung um so sicherer nach Weihnachten zu ziehen, veranstaltete die Priesterschaft kirchliche Bescherungen, bei denen die Eltern die Geschenke für ihre Kinder mitzubringen hatten.

Aus dem Jahre 1584 haben wir unter der Ueberschrift „Heilige Christ-Bescherung" eine Schilderung einer solchen. „Die kleinen Söhne und Töchter der Christen erwarten gewöhnlich mit großer Sehnsucht, meist im Abendgottesdienst am Jesusgeburtsfest, die Geschenke des Christ, von dem man hier glaubt, er komme mit einem schwer bepackten Wagen durch Dächer und Fenster hinein dem Donner gleich, dort, er ziehe mit einem Engelgefolge durch die einzelnen Häuser. Wenn er dort findet, daß die Kinder artig sind und die christlichen Gebete können, so teilt er ihnen verschiedentliche Geschenke aus: Klappern, Kästchen, Kleider, Störche, Schäfchen, Pferdchen, Wägelchen, Aepfel, Birnen,

Nüsse, Honigkuchen, und andres derartiges Spielzeug. Und dies zwar darum, damit die Kinder sich um so mehr nach der Ankunft des Christ sehnen und ihn erharren. Sodann aber auch, damit sie sich mit ganzem Herzen darauf vorbereiten, dem Christ zu antworten, wenn er ankommt. Meist wird den Christgeschenken noch eine Rute beigefügt, damit die Kinder sich aus Furcht vor Prügeln um so leichter im Zaum halten und leiten lassen, und damit sie lernen, daß dem Guten sich immer etwas Schlimmes beimische." Diese einfache Schilderung wurde mehrfach ausgeschrieben. So erscheint sie hundert Jahre später in dem norddeutschen Helmstädt wieder, aber etwas gekürzt und für die Zeit sehr charakteristisch umgebildet. Das donnergleiche Erscheinen des heiligen Christ ist weggeblieben, und die Geschenke werden nur noch in seinem Namen gegeben. Der Weihnachtsumzug ist noch stärker in den Hintergrund getreten. Der Bericht ist von 1701: „Endlich schenken die Eltern in unsern Kirchen am Weihnachtsabend ihren Kindern verschiedentliche Geschenke, Klappern, Kästchen, Kleider, Wägelchen, Aepfel, Nüsse und so weiter, denen meist eine Rute beigegeben wird, damit sie sich aus Furcht vor den Prügeln leichter im Zaume halten lassen. Diese Geschenke werden im Namen des heiligen Christ gegeben, von dem man glaubt, er komme durchs Dach oder die Fenster herein oder gehe mit den Engeln in die Häuser."

Kirchliche Christbescherungen sind uns seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts mehrfach bezeugt. Die Memorabilia quaedam Argentorati observata berichten darüber aus dem Jahre 1605:

> Auf Weihenachten gibt man den kindern (ein woche zuvor) einen spruch einem itylichen, welchen sie 1. die knaben vff Christag 2. die Megtlein aber auff New Jahrstag beten müssen, werden darnach einem ieden 1. 2. 3. 4 ß. od. auch büchlein verehret.

Die Straßburger Neujahrsbescherung ist auch 1605 noch erhalten, wenn daneben auch noch eine Weihnachtsbescherung steht.

Die Art der Bescherung, wie sie Vinita erzählt, erhielt sich noch längere Zeit. Noch 1663 schildert sie der Magister Prätorius in Leipzig ganz in derselben Weise, und zwar in seinen „Saturnalia, das ist Eine Compagnie Weihnachts-Fratzen Oder Centner-Lügen und possierliche Positiones", wenn er für seine Beschreibung auch großenteils das Citat aus Strigenitz ver-

wendet, das ihm aus zweiter Quelle zugegangen ist. „Zum Heil. Christ werden den Kindern Büchlein beschéret, daß sie damit spielen, oder sie zerreissen sollen. So und anders nicht, meinet das junge, unmündige Volck . . . .“ Damit ist er freilich nicht einverstanden. Auch die pädagogische Bedeutung des Rutenschenkens will ihm gar nicht einleuchten. Ironisch gibt er als Grund für den Brauch an: „Der H. Christ beschéret dessentwegen denen Kindern so schöne güldene Ruthen, daß sie sich entweder unter einander damit peitschen und schlagen sollen: oder damit sie desto mehr Spielzeug dranne haben.“ —

Wenn auch örtlich die Gestalten der Weihnachtsumzüge nicht mehr erschienen, so galten doch die Gaben als von ihnen, namentlich von dem heiligen Christ gebracht. Die Kinder wurden daher schon lange im voraus zum Artigsein ermahnt, damit er ihnen auch etwas bringen könne, und mußten ein „gemeines Kinder Sprüchlein“ lernen, „so die Muhmen denen muthwilligen Gästen vorschwatzten; nemblich:

Das Jesulein bin ich genand,
bey denen frommen Kindernlein wohl bekand,
die ihren Eltern gehorsam seyn,
und ihren Catechismum lernen fein:
die Früh auffstehn und beten gern,
denen will ich alles guts beschér[e]n;
was aber solche Holtz Böcke seyn,
die schmeissen Schwester und Brüderlein,
die schlept der Todt in die Hölle hinein.
darumb seyd fromm ihr Kinderlein,
daß ihr nicht kompt in solche Pein!“

Diese Vorbereitung schätzte man gar hoch. Ueber sie sagt D. Schubart in seinem „Weg der Vollkommenheit“: „Daß Eltern ihre Kinder sich auf das Christ-Fest gebührender Massen schicken und bereiten, schöne biblische Sprüche, Seufftzer und Gebät lernen, und den heiligen Abend andächtig bäten lassen, sie darauf zur Erinnerung der Wolthaten Christi und hertzlichem JEsus-Friede mit Geschenck und Gaben bedencken, ist Christlöblich und billich.“ Noch im neuen Jahrhundert dachte man so: „Es ist gut, daß die Kinder andächtige Gebet und Sprüche lernen, zusammen auf einen Winckel kriechen, und selbige beten, daß es der H. Christ hören soll. Es ist Christlich, daß man ihnen Bescherungen darreicht,

und ihnen beybringt, dieses alles komme von dem lieben Christ-Kindlein her, das uns viel herrlichere Schätze im Himmel werde aufthun, die niemand aussprechen kan. Es ist auch nicht verwerfflich, daß man erwachsenen Leuten, Gesinde, Kirch und Schuldienern, seine milde Hand aufthue, und ihrer gedencke, und von dem leiblichen Segen mittheile, den uns GOtt bescheret."

Auch im katholischen Süden machte die Weihnachtsbescherung Fortschritte. In Nürnberg brachte man am Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Nikolaus- und Weihnachtsbescherung in Verbindung und machte jene von dieser abhängig. Der Nürnberger Chronist Wagenseil berichtet darüber: „Die Kinder waren überzeugt, das Christkind habe zum Forttragen der Waren, die es (auf dem Weihnachtsmarkt) einkaufe, den heiligen Nikolaus zum Trabanten und dieser erhalte immer von den Verkäufern etwas Süßes als Zugabe und dies werde, als gutes Vorzeichen und gleichsam zum Vorschmack, wenn das Weihnachtsfest herannaht, während des Schlafes heimlich unter das Kopfkissen gelegt und gelte für Geschenk des Heiligen Nikolaus." Wagenseil leitet diesen Brauch wie die Zimmernsche Chronik irrtümlicherweise davon ab, daß Nikolaus bei Lebzeiten einst drei Schwestern ausgestattet habe. Die Weihnachtsbescherung aber ging folgendermaßen von statten: „In der Christnacht füllen die Eltern der kleinen Kinder die großen Schüsseln, welche jene für den Abend furchtsam, zitternd aber doch auch wieder fröhlich leer auf die Tische gestellt haben, voll verschiedenartige Geschenke, und über diese freuen sich die Kinder, wenn der Tag graut, so daß sie vor Freude fast außer sich sind, gleich als ob das Christkind die Geschenke hätte vom Himmel regnen lassen, oder als ob es sie in die Schüsseln herunter geworfen hätte. Fast das ganze Jahr hindurch aber, und zumeist in den Monaten vor dem Feste, werden sie mit der Hoffnung hingehalten, jene würden ihnen herrliche Belohnungen bringen, wenn sie fromm und in allen Sachen folgsam seien und sich beim Lernen fleißig zeigten, und darum nehmen sich keine Kinder sonst so sehr zusammen wie die Nürnberger, und wenn das Fest der Theophanie im Fleische naht, dann zählen sie an den Fingergliedern leidenschaftlich nicht bloß die Tage, sondern fast die einzelnen Augenblicke und werden mit Erwartung und Sehnsucht gar nicht fertig. Es ist sogar Sitte geworden, nicht nur die kleinen Kinder, denen man noch was weiß machen kann, sondern auch die älteren Kinder und die ge-

samten Dienstboten an jenem Tage zu beschenken. Dieser Zug ist ganz herrlich, dadurch, daß er die gesamte Familie einschließt. Denn so viel ein jeder verdient hat, so beschenkt geht er auch ab, und so sehr machen sich Väter und Mütter der Häuser durch wechselseitiges Schenken eine Freude. Und man kann sagen, daß dabei in Nürnberg alle Leute wieder ein Stück jünger werden. Sicher aber ist, daß Knaben und Mädchen mit lauter Stimme und heftiger Gebärde

Dröhnenden Beifall spenden, gefolgt von Tyrus und Troja."

An die Stelle nützlichen Spielzeugs und ähnlicher Dinge als Geschenke traten mit der zunehmenden Spielwarenindustrie in reicheren Häusern bald allerhand Luxusgegenstände. Der praktische Verstand wehrte sich gegen diese Weiterentwickelung. Ein Herr von Rohr sagt in seiner „Haushaltungs-Bibliothec" zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts: „So wäre gut, wenn andere Priuat-Leute gleichfalls ihre Kinder, und sonderlich die von Adel, oder die sonst von guten Vermögen sind, von Jugend auf zu der Oeconomie anführten. In ihren Kinder-Jahren anstatt der andern Spielwercke, die offt pretieus sind, und keinen Nutzen schaffen, sollen sie ihnen allerhand Modelle von unterschiedenen Gebäuden, Scheunen, Ställen, Brauhäusern, Maltzhäusern u. s. w. verfertigen lassen, die Instrumenta und Werckzeuge, die man bey dem Acker-Bau, bey der Gärtnerey, Fischerey, Vogelfangen u. s. w. braucht, alles nach dem verjüngten Maßstabe, da sie denn von Kindes-Beinen an von einem, der sich die Gedult gäbe, mit ihnen gleichsam zu spielen, zur Oeconomie geleitet werden könten. Es würden die Kinder von solchen Oeconomischen Spielen, als welche ohnedem dasjenige gerne nachzuthun pflegen, was sie von großen sehen, eben das Plaisir haben, als von ihren andern, die ihnen, wo nicht schädlich, doch gewiß auch nicht nützlich sind, und könten doch wenigstens etwas darbey profitiren."

Am 16. Februar 1737 habilitierte sich zu Wittenberg ein junger Jurist als Privatdocent, Namens Carolus Gottfried Kißlingius aus Zittau. Als Habilitationsschrift — Primitiae academicae — hatte er eine schwergelehrte lateinische Abhandlung verfaßt: De muneribus, quae propter diem natalem Servatoris nostri dari solent, und ihr den Untertitel gegeben: „Von heil. Christ-Geschencken." Er betrachtet die Weihnachtsgaben von den verschiedensten Seiten, nach ihrer mutmaßlichen Entstehung, ihrer

religiösen Bedeutung und dem Mummenschanz, der mit ihnen getrieben wird, und schließlich — und darin ist der Schwerpunkt der Abhandlung zu suchen — nach ihrer Geltung als rechtliche Einrichtung, und zwar nicht oberflächlich und rhetorisch vornehm aus der Vogelschau, sondern gestützt auf eine breite empirische Grundlage. Namentlich die von dem Gesinde beim Mieten ausbedungenen Geschenke, den landesüblichen Maskenunfug und die Thätigkeit des Ausschusses, der diesen veranstaltet, des „Heiligen Christrates", bekämpft er nachdrücklich und zieht ein ganzes Gewitter von Strafverfügungen heran, die meistens aus der Werkstätte des löblichen Magistrates seiner Heimatstadt Zittau stammen. Auch über die Weihnachtsbescherung erfahren wir von ihm manches. Am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurden in Zittau zu Weihnachten Erwachsene und Kinder in reichlichem Maße beschenkt, und zwar keineswegs mehr nur von den umherziehenden vermummten Gestalten, sondern ebenso von ihren Familienangehörigen, von Paten und Freunden. Schon lange, ehe das Fest heranrückte, machte man den Kindern Hoffnung auf die Geschenke, ermahnte sie zum Fleiße und zum Gehorsam, wenn sie die Gaben nicht verscherzen wollten. Der „Heilige Christ" galt dabei im Kindesglauben allgemein als Geber, und der Volkswitz legte den Kleinen die Frage vor, woher denn der heilige Christ alle die Geschenke nehme, und der Spott behauptete: „Der heilige Christ ist arm," „der heilige Christ hat es dem Schneider gestohlen."

Am heiligen Abend, wenn es dunkel geworden ist, begann in den Häusern die Bescherung, über deren allgemein übliche Form Kißling sich leider nicht ausläßt. Aber eins ist sicher nach seiner Schilderung. Die Bescherung ist in ein ganz neues Stadium eingetreten. Man bindet die Geschenke nicht mehr in Bündel, füllt sie auch nicht mehr über Nacht in Schüsseln, sondern legt sie auf Tischen in der Stube aus, und erst dadurch entsteht eine wirkliche Bescherung. Erst dadurch tritt der Umzug ganz zurück und die Beschenkung nimmt den Charakter einer festlichen Ausstellung im Lichterglanz an, indem sie sich mit einem kirchlichen Brauche, dem Lichtanzünden zu Weihnacht, vereinigte.

In der alten Kirche soll der Weihnachtstag dies luminarium, der Tag des Lichts geheißen haben. „Daher auch noch jetzt (1799) der Gebrauch kommt, Lichter zur Freude zu brennen, Wachsstöcke zu schenken, die man sich wechselseitig, auch besonders

in den Saturnalien verehrte." Nach dem Berichte des Presbyters Alsso hatte jeder, der Weihnachten nicht anders feiern konnte, um 1400 wenigstens ein großes Licht in seiner Stuba. Vielleicht ist hier auch ein Rest der Erneuerung des Herdfeuers am Jahresanfang eingemündet. In der Klosterschule zu Ilefeld war 1757 das Lichteranzünden zu Weihnachten wohl bekannt. Auch später findet es sich. Am Weihnachtsabend wurde 1866 in vielen Gegenden des nordfriesischen Festlandes ein dreiarmiges Licht angezündet; ebenso in Angeln eigens zu diesem Zwecke gestippte dreiarmige Talglichter. In Dänemark wurde früher das Heil. Dreikönigslicht (auch Jullicht) gleichfalls am Weihnachtsabend angezündet. Hier und da wurde sogar den Haustieren ein Licht vor die Krippe gesetzt.

In Warlow bei Ludwigslust sah man noch 1880 in vielen Häusern am Sylvesterabend einen schön geputzten Leuchter mit brennendem Licht darauf, das an diesem Abend von keinem vom Tisch abgenommen werden durfte; auch auf der Hausdiele brannte um diese Zeit den ganzen Abend eine Lampe. Vielleicht kommt hier noch eine andre Anschauung in Betracht. Im „Baumkultus der Germanen" hat Wilhelm Mannhardt eine große Zahl von Stellen gesammelt, an denen Opfer bei Lichterschein gebracht werden. Seit der Zeit, wo dies geschah, scheint eine nahe Beziehung zwischen Licht und Geschenk bestanden zu haben; ja, im mittelalterlichen Sprachgebrauch scheinen Licht und Kerze einerseits und Gabe andrerseits gleich bedeutend gewesen zu sein. Als Herzog Ludwig von Bayern Walther von der Vogelweide durch den Markgrafen Dietrich IV. von Meißen ein Geschenk überbringen ließ, da sang der Dichter:

„Mir hat ein Licht von Franken,
Der stolze Meißner mitgebracht,
Das giebt mir Ludwig eigen.
Ich kann es ihm nicht danken,
So schön als er mich hat bedacht:
Ich muß mich tief ihm neigen."

Und als derselbe Sänger von König Friedrich III. aus Italien eine Gabe erhielt, wo dieser sich eben die römische Kaiserkrone holte, da dichtete er zum Preise seines Herrn ein Lied, in dem es heißt:

„Eine Kerze habt ihr gnädiglich mir zugesendet,
Deren Licht die Brau'n versengt hat allen, die sie sahen."

Noch in Goethes Tagen gehörten Licht und Geschenk eng zusammen. Als er Kestner Kleiderstoff für dessen kleine Schwäger sendet, schreibt er ihm: „Stellt ihnen ein Wachsstöckgen dazu und küsst sie von mir." 1799 schenkte man sich in Leipzig gegenseitig Wachsstöcke zu Weihnachten. — Noch vor dreißig Jahren war es in Berlin beim Weihnachtsbaum Sitte, dem unerwartet eintretenden Gaste, für den man kein Geschenk bereit hielt, wenigstens einen Wachsstock anzuzünden, den man als ihm geschenkt betrachtete. — In der Herrnhuter Mädchenerziehungsanstalt Kleinwelka bei Bautzen lebt noch heute ein Brauch fort, der die Beziehung deutlich erhalten hat. Jedes Mädchen beschenkt nur ein andres; welches, bestimmt die Lehrerin. Die Empfängerin weiß nicht, wer sie beschenken wird. Auf einem weiß überdeckten Brette liegt neben der brennenden Kerze die Gabe. Die Geberin geht damit herum und neckt Einzelne mit der Frage: „Willst du's?" ohne sich jedoch um ihre Antworten zu kümmern. Ist sie endlich an die Richtige gekommen, so bläst sie zum Zeichen, daß das Geschenk nunmehr den Platz seiner Bestimmung erreicht hat, das Licht aus, und das Brett geht in die Hände der andern über.

Auch das Licht in der Mitte des Geburtstagskuchens und die Sitte, dem Geburtstagskinde so viel Kerzen anzuzünden, als es Jahre zählt, gehören hierher.

Auch in dem von der Insel Fehmarn angeführten Brauche entspricht sich Licht und Geschenk. Die Umziehenden bitten um ein Grüßlicht (Grötlicht) und erhalten ein Almosen.

In die Litteratur im engeren Sinne fand die festliche Weihnachtsbescherung mit Lichterglanz im Jahre 1745 Eingang, wenn auch zunächst nur in der Form eines Vergleiches. In Pyra und Langes 1745 nach Pyras Tode von Bodmer unter dem Titel „Thirsis und Damons freundschaftliche Lieder" in Zürich herausgegebenen Gedichten, steht ein „Heldengedichte" „Bibliotartarus" genannt. An den Reim gewandt, den er, wie nachher Klopstock und die Seinen, bekämpft, sagt der Dichter:

„Sie alle sehen Dir, bloß Deines Klimperns wegen,
Mit Klatschen, Ruhm und Lob und gantz entzückt entgegen!

So freudig können kaum die frommen Kinder seyn,
Wenn sie am Weihnachtsfest und bey der Lichter Schein,
Den Engel, der beschert, von ferne klingeln hören,
Und Kleinigkeiten dann noch ihre Freude mehren!"

Der Engel wird hier als bescherend gedacht, wenn er auch nicht mehr selbst erschienen zu sein scheint. Aber das Hervorgehen der Bescherung aus den Weihnachtsumzügen ist hier noch ganz deutlich, und die festliche Illumination hat sich bereits typisch mit der Bescherung verbunden.

Auch im Süden waren die Christgaben verboten. Um 1750 sagt das Augsburgische Jahreinmal:

Es kehren gleichfalls insgemein
Die Feirtag durch die Dotlein ein,
Zu sehen, ob von den Christgaben
Sie sich nichts zu erfreuen haben.

Im siebzehnten Jahrhundert hatte die Weihnachtsbescherung einen glänzenden Vorboten erhalten im Weihnachtsmarkt. In den alten reichen Städten des deutschen Südens hatte seit dem Aufblühen der Spielwarenindustrie im fünfzehnten Jahrhundert sich auch ein förmlicher Nikolausmarkt entwickelt. In Ulm und Augsburg ist er noch im achtzehnten Jahrhundert nachweisbar. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, mit der Verschiebung der Nikolausbescherung auf Weihnachten trat ein Weihnachtsmarkt daneben.

In Augsburg bestanden um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Nikolausmarkt und Christmarkt nebeneinander. Das Augsburgische Jahreinmal sagt über den ersten:

Daß erste ist, daß unterm Cloßen
Man gehen muß, da man bei Licht
Die Waaren feyl hat, warum nicht
Bei Tag? Es ist leicht zu errathen:
Weil man jetzt gerne geht Gaßaten,
Bestellt einander also fort
Zur Compagnie an's dritte Orth.

und über den zweiten:

Darauff kommt in gemessner Reyh
Auch des Christ-Kindleins Kirreweyh,

Da hat man auch bei Lichtern feyl,
Da geht man vor die lange Weil,
Zu sehen und sich sehn zu lassen.
So kalt es ist auf freyer Gassen.

Der älteste Weihnachtsmarkt, den wir kennen, gehört noch in das Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Er fällt nach Nürnberg. Ein Zeitgenosse schildert ihn folgendermaßen: „Einige Tage vor dem Feste, an welchem die Kirchen der Protestanten fromm den Einzug des Herrn Christ ins Fleisch feiern, wird auf dem hiesigen Markt Weihnachtsmarkt gehalten, der der Kindleins Marck oder noch vollständiger der Christkindleins-Marck gewöhnlich genannt wird. Da ist nahezu der ganze Platz voll Holzbuden, die für Zeit aufgebaut sind und in denen aller Art Waren, um ein Citat zu brauchen, was nur zum Gebrauch und Vergnügen der Kinder, ja sogar der Erwachsenen vom Wunsche zu ersehnen und von der Phantasie zu ersinnen ist, zu verkaufen steht. Um sich diesen Markt zu beschauen, kommen aus den Nachbarstädten nicht nur die Leute der niederen Stände, sondern bisweilen auch Fürsten dahin. Die kleinen Kinder von Nürnberg aber .... sind überzeugt, das Christkind kaufe hier die Sachen, die es nachher in der Nacht zum Weihnachtstage unter sie austeilen wolle."

Wie an der Einführung der Weihnachtsbescherung, so hatte die Kirche auch am Weihnachtsmarkte ein ganz bestimmtes Interesse. In Hamburg räumte eine erzbischöfliche Anordnung für ihn sogar den Dom ein, den man sonst wohl verwahrt hielt. In seiner Vorhalle und seinen Kreuzgängen waren dann viele hundert Buden aufgeschlagen. Erst als man den Dom abbrach, wurde der Christmarkt auf andre freie Plätze verlegt, die man dann auch Dom nannte. Auch Frankfurt am Main kannte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Christmarkt.

Am Weihnachtsmorgen 1772 schrieb Goethe an das Ehepaar Kestner aus Frankfurt: „Ich will euch schreiben, biss es Tag ist. Der Türner hat sein Lied schon geblasen, ich wachte drüber auf. Gelobet seyst du Jesu Christ. Ich hab diese Zeit des Jahrs gar lieb, die Lieder, die man singt ... Als ich gestern über den Markt ging und die vielen Lichter und Spielsachen sah, dacht' ich an euch und meine Bubens wie ihr ihnen kommen würdet, diesen Augenblick ein himmlischer Bote mit dem blauen Evangelio, und wie aufgerollt sie das Buch erbauen werde."

Aus dem Jahre 1785 haben wir eine Schilderung des Leip-

ziger Christmarktes: „Der Christmarkt," heißt es da, „geht drei Tage vor dem Feste an. In diesen Tagen sind auf dem Markte große und kleine Buden aufgebaut, die abends illuminiert werden und ein schönes Schauspiel von sich geben. Hier steht eine Bude mit allerlei Spielsachen für Kinder, als Bäume, Häuser, Gärten, Kutschen, Schlitten und dergleichen. Neben diesen sieht man Schränke, Tische, Stühle, Betten, Canapees und andre Tischlerarbeiten. Nicht weit davon wird man von dem schön geputzten Messingkram ganz geblendet. Hier steht eine Bude voll Zinn, da eine voll Silber, hier wieder eine voll Galanteriewaren. Da steht ein altes Weib, die hat einen kleinen Tisch vor sich, welcher mit Mißgeburten von Puppen besetzt ist, an deren jeder ein Zettel hängt mit Witzen, die sich der Wiedergabe entziehen. Diese Puppen finden jedoch reißenden Absatz, und selbst Leute, die viel von sich halten, kaufen solche Wechselbälge, die sie dem ersten besten Frauenzimmer zum Weihnachtsgeschenk präsentieren. Es ist allerdings schrecklich, daß es so weit gekommen ist; solche Weiber, die dergleichen schändliches Zeug, das jeden gesitteten Menschen schamrot macht, öffentlich verkaufen, sollte man aus der Stadt hinauspauken lassen. Aber Gott bewahre — das ist eine Sache, über die man scherzt.

„Der Markt ist an diesen drei Abenden so voll Menschen, daß man kaum durch die Gänge kommen kann. Die Studenten machen dabei den größten Lärm. Es hängen sich acht bis zwölf aneinander und wenn sie ein paar Frauenzimmer begegnen, so schließen sie einen Kreis um sie, daß selbige nicht wieder heraus können. Dabei treiben sie allerhand pöbelhafte Possen und lachen hinterher, als wenn sie etwas Schönes gethan hätten. Einige von ihnen sind so unverschämt, daß sie sich kleine Trompeten von Holz kaufen und jedem Frauenzimmer, bei dem sie vorbeigehen, ins Ohr blasen. Das nennen sie ‚Commerce'.

„Soviel Menschen auch dabei herumgehen und die schönen Sachen angaffen und bewundern, so kaufen sie doch nichts. Die Verkaufsleute würden nicht bestehen können, wenn nicht am Tage mehr gekauft würde als Abends, und das geschieht auch. Es ist unglaublich, was die Leute zu der Zeit für Geld verschwenden."

Seiner Novelle Weihnacht-Abend hat Ludwig Tieck eine Schilderung des Berliner Weihnachtsmarktes, um 1780—1793, vorangestellt, die bemerkenswert ist. Er erzählt sie nicht selbst, sondern sein Gewährsmann ist „Medling, ein geborner Berliner".

Dieser berichtet: „Als ich ein Kind war, war der Markt und die Ausstellung, wo die Eltern für die Kinder oder sonst Angehörigen, Spielzeug, Näschereien und Geschenke zum Weihnachtsfeste einkauften, eine Anstalt, deren ich mich immer noch in meinem Alter mit großer Freude erinnere. In dem Theile der Stadt, wo das Gewerbe am meisten vorherrschte, wo Kaufleute, Handwerker und Bürgerstand vorzüglich ein rasches Leben verbreiten, war in der Straße, welche von Cölln zum Schlosse führt, schon seit langer Zeit der Aufbau jener Buden gewöhnlich, die mit jenem glänzenden Tand als Markt für das Weihnachtsfest ausgeschmückt werden sollten. Diese hölzernen Gebäude setzten sich nach der langen Brücke, sowie gegenüber nach der sogenannten Stechbahn fort, als rasch entstehende, schnell vergehende Gassen. — Vierzehn Tage vor dem Feste begann der Aufbau, mit dem Neujahrstage war der Markt geschlossen, und die Woche vor der Weihnacht war eigentlich die Zeit, in welcher es auf diesem beschränkten Raum der Stadt am lebhaftesten herging, und das Gedränge am größten war ... Um die Mittagsstunde wandelten dann wohl die vornehmeren Stände behaglich auf und ab, schauten und kauften, luden den Bedienten, welche ihnen folgten, die Gaben auf, oder kamen auch nur wie in einem Saal zusammen, um sich zu besprechen und Neuigkeiten mitzutheilen. Am glänzendsten aber sind die Abendstunden, in welchen diese breite Straße von vielen tausend Lichtern aus den Buden von beiden Seiten erleuchtet wird, daß fast eine Tageshelle sich verbreitet, die nur hie und da durch das Gedränge der Menschen sich scheinbar verdunkelt. Alle Stände wogen fröhlich und lautschwatzend durcheinander. Hier trägt ein bejahrter Bürgersmann sein Kind auf dem Arm, und zeigt und erklärt dem laut jubelnden Knaben alle Herrlichkeiten. Eine Mutter erhebt dort die kleine Tochter, daß sie sich in der Nähe die leuchtenden Puppen, deren Hände und Gesicht von Wachs die Natur anmutig nachahmen, näher betrachten könne. Ein Kavalier führt die geschmückte Dame, der Geschäftsmann läßt sich gern von dem Getöse und Gewirr betäuben, und vergißt seiner Akten, ja selbst der jüngere und ältere Bettler erfreut sich dieser öffentlichen, allen zugänglichen Maskerade, und sieht ohne Neid die ausgelegten Schätze und die Freude und Lust der Kinder, von denen auch die geringsten die Hoffnung haben, daß irgend etwas für sie aus der vollen Schatzkammer in die kleine Stube getragen werde. So wandeln denn Tausende scherzend mit Planen

zu kaufen, erzählend, lachend, schreiend den süßduftenden mannigfaltigen Zucker- und Marzipangebäcken vorüber, wo Früchte, in reizender Nachahmung, Figuren aller Art, Thiere und Menschen, alles in hellen Farben strahlend, die Lüsternen anlacht: hier ist eine Ausstellung wahrhaft täuschenden Obstes, Aprikosen, Pfirsichen, Kirschen, Birnen und Aepfel, alles aus Wachs künstlich geformt; dort klappert, läutet und schellt in einer großen Bude tausendfaches Spielzeug aus Holz, in allen Größen gebildet, Männer und Frauen, Hanswürste und Priester, Könige und Bettler, Schlitten und Kutschen, Mädchen, Frauen, Nonnen, Pferde mit Klingeln, ganzer Hausrat, oder Jäger mit Hirschen und Hunden, was der Gedanke nur spielend ersinnt, ist hier ausgestellt, und die Kinder, Wärterinnen und Eltern werden angerufen, zu wählen und zu kaufen. Jenseit erglänzt ein überfüllter Laden mit blankem Zinn (denn damals war es noch gebräuchlich, Teller und Schüsseln von diesem Metall zu gebrauchen), aber neben den polierten und spiegelnden Geräten blinkt und leuchtet in Rot und Grün, und Gold und Blau, eine Unzahl regelmäßig aufgestellter Soldatesken, Engländer, Preußen und Croaten, Panduren und Türken, prächtig gekleidete Paschas auf geschmückten Rossen, auch geharnischte Ritter und Bauern und Wald und Frühlingsglanz, Jäger, Hirsche und Bären und Hunde in der Wildnis. Wurde man schon auf eigne, nicht unangenehme Weise betäubt, von all dem Wirrsal des Spielzeuges, der Lichter und der vielfach schwatzenden Menge, so erhöhten dies noch durch Geschrei jene umwandelnden Verkäufer, die sich an keinen festen Platz binden mochten, diese drängen sich durch die dicksten Haufen, und schreien, lärmen, lachen und pfeifen, indem es ihnen weit mehr um diese Lust zu thun ist, als Gold zu lösen. Junge Bursche sind es, die unermüdet ein Viereck von Pappe umschwingen, welches an einem Stecken mit Pferdehaar befestigt, ein seltsam lautes Brummen hervorbringt, wozu die Schelme laut: ‚Waldteufel kauft!‘ schreien. Nun fährt eine große Kutsche mit vielen Bedienten langsam vorüber. Es sind die jungen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, welche auch an der Kinderfreude des Volkes Theil nehmen wollen. Nun freut der Bürger sich doppelt, auch die Kinder seines Herrschers so nahe zu sehen: alles drängt sich mit neuem Eifer um den stillstehenden Wagen.“ Von 1780 bis 1793 war diese Volksfeierlichkeit im Aufsteigen begriffen, dann ging der Schwerpunkt des Ganzen von den Buden

in die neuerrichteten prachtvollen Läden über. Es richteten sich in den Straßen „Läden ein, die die theurern und gleichsam vornehmeren Spielzeuge zur Schau stellten. Zuckerbäcker errichteten in ihren Häusern anlockende Säle, in welchen man Landschaften aus Zuckerteig, oder Dekorationen, später ganze lebensgroße mythologische Figuren wie in Marmor ausgehauen, aus Zucker gebacken sah. Ein prahlendes Bewußtsein, ein vornehm thuendes Ueberbieten in anmaßlichen Kunstproduktionen zerstörte jene kindliche Unbefangenheit, auch mußte Schwelgerei an die Stelle der Heiterkeit und des Scherzes treten."

Weihnachten war ein volkstümliches Fest geworden, und auch als die katholische Kirche, die sich die Feier aus den Händen gleiten fühlte, die kirchliche Feier so gut wie ganz aufhob, fruchtete das nichts, so daß sie später die besondere Festfeier wieder einführen mußte. Durch eine Bulle des Papstes Benedikt XIV. vom Jahre 1753 und durch einen Hirtenbrief des Erzbischofs von Wien vom Jahre 1754 wurde der zweite und dritte Weihnachtsfeiertag nebst den entsprechenden Oster- und Pfingsttagen abgestellt. Am Morgen sollte man die Messe hören und dann arbeiten dürfen. Indessen der Erlaß drang nicht durch. Auch in den Habsburgischen Erblanden enthielten sich die Leute meist der Arbeit.

Hie und da blieben die Weihnachtsumzüge noch bestehen, aber immer mehr löste sich die Bescherung von ihnen los, auch wo sie noch scheinbar als Schenkende auftraten. In seinen „Jüdischen Merkwürdigkeiten", die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erschienen, erzählt Schudt aus Frankfurt a. M.: „da am heiligen Christabend verkleydete Engel und Teuffel in den Häussern umhergehen und fragen, ob auch die Kinder fleissig beten und fromm sind; da sie dann niederknieen und weil sie beten, so legen der Vater oder die Mutter das, was sie ihnen verehren wollen, hinter sich auff einen Tisch und will sie dadurch bereden, als ob Gott ihnen diese Sachen vom Himmel schicke." Einen ganz ähnlichen Brauch berichtet das „Buch vom Aberglauben". Mit dem noch immer volkstümlichen Umzug ist es aber nicht einverstanden. Seine Voraussetzungen widerstreiten den Dogmen: „Daß man den Kindern um diese Zeit Geschenke giebt, ist an sich eine unschädliche Gewohnheit; daß man ihnen aber sagt, der heil. Christ gebe es ihnen, daß man befiehlt, Tücher aufzubreiten, damit er darauf bescheren könne, daß man das Zu-

sehen verbietet, weil er ihnen die Augen ausbuhsten könne — wer kann das billigen?"

Thatsächlich traten die Weihnachtsumzüge auch immer mehr zurück. Es war bereits die Zeit, in welcher der Weihnachtsbaum die Grenzen seines lokalen Daseins überschritten hatte und seine Verbreitung über das deutsche Sprachgebiet begann. Goethe, der in seinen Leiden des jungen Werther es allen empfindsamen Leuten nahelegte, ihn zu üben, kannte selbst die Weihnachtsbescherung aus seinem Vaterhause, liebte sie und schenkte selbst gern zu Weihnachten. 1772 sandte er kurz vor dem Feste an Kestner ein Packet, zu dem er schrieb: „Es ist Tamis für meine zween kleine Buben zu Wamms und Pumphosen, sonst Maletot genannt. Laßts ihnen den Abend vor Christtag bescheren, wie sich's gehört. Stellt ihnen ein Wachsstöckgen dazu und küsst sie von mir. . . . Hätt' ich bey euch seyn können, ich hätte wollen so ein Fest Wachsstöcke illuminieren, dass es in den kleinen Köpfen ein Wiederschein der Herrlichkeit des Himmels geglänzt hätte." Als er nach Weimar kam, war die Bescherung dort ebenfalls üblich, und auch aus seinem Elternhause erhielt er Weihnachtsgeschenke. Frau Rath sandte ihm alljährlich Frankfurter Marzipan, und er teilte davon regelmäßig Frau von Stein mit. So schrieb er am 30. Dezember 1780: „Von meinem Frankfurter heiligen Christ schick ich Ihnen einen Theil," und am 24. Dezember 1781: „Ich muß Dir einen guten Morgen sagen und Dir ein Stück Feiertagskuchen schicken, damit mein Verlangen, Dich zu sprechen, nur einigermaßen befriedigt werde." Am 24. Dezember 1785 sandte er ihr dieselbe Gabe: „Hier was Du Fritzen zu seinem heiligen Christe beilegen wirst. Erst wird bei der H(erzogin) beschert und dann komme ich zu Dir." Nur selten verlebte er das Fest selbst in Weimar; meistens zog er, sobald Schnee gefallen war und es ihm weihnachtlich zu Mute wurde, zu Fuß hinaus in die Berge. Poetisch ausgestaltet aber hat er nach jener ersten Jugendskizze nie wieder einen Weihnachtsabend, so viele schöne Weihnachten er auch erleben mochte, die ihn ergriffen, wie das Weihnachtsfest 1796 bei Frau von Stein mit Christbaum, Lichtern und Bescherung.

Die Leipziger Bescherung von 1785 kennen wir aus einer gleichzeitigen Beschreibung: „In Familien, wo nach Leipziger Sprachgebrauche ‚der heilige Christ beschert', werden am heiligen Abend so viel Tische, als Kinder und Hausgenossen da sind, mit

Spielsachen, Kleidern und anderen Geschenken aufgeputzt — vor allem aber die Aepfel, Nüsse und eine Stolle nicht vergessen, denn die drei letzten Artikel müssen nothwendig dabei sein, und wenn's auch gleich beim ärmsten Handwerker wäre. Die Kinder müssen vorher eine Rede halten oder ein Gedicht hersagen, ehe sie die geschenkten Sachen in Besitz nehmen können. Dieses macht ihnen gewöhnlich ihr Schulmeister oder in reichen Familien der Hofmeister. Sie plappern es natürlich ohne allen Sinn und Verstand her und sind herzlich froh, wenn es vorbei ist. Es ist kaum anzunehmen, daß ein einziges Kind weiß, was es sagt, indem sie das Augenmerk nur auf die Geschenke richten. Eine besondere Rolle spielt dabei der Herr Papa oder ein Verwandter, manchmal auch ein Dienstbote, als Knecht Ruprecht, auch Popanz oder Popelmann genannt. Er tritt in einem großen Pelze und sonst wunderlich angethan, mit einem großen Sacke auf dem Rücken herein, läßt die Kinder beten, fragt, wie sie gefolgt haben, und droht, die Sünder in seinen Sack zu stecken und mitzunehmen. Endlich läßt er, auf die Fürbitte der Mutter, sich doch bewegen, Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Die Unfolgsamen müssen ihm aber mit der Hand versprechen, sich zu bessern, und dann wird der Knecht Ruprecht freundlich, öffnet den Sack und beschenkt, als Zeichen der Versöhnung, die Kinder mit Nüssen, Aepfeln und Zuckerzeug. Freilich kommt es auch oft vor, daß die Kinder den Popelmann in seiner Verkleidung erkennen und ihn, anstatt mit Angst und Furcht, mit lautem Jubel begrüßen."

Die Bescherung, welche sich ehedem von dem Umzug losgelöst hat, tritt wie in Kißlings Zittauer Bericht wieder mit ihm in Beziehung, wenn auch nur hie und da. Während man im Hause untereinander beschert, erscheint bisweilen noch eine vermummte Gestalt.

Aus dem blühenden Busch der Weihnacht war schon seit zwei Jahrhunderten der festlich geschmückte Tannenbaum geworden, da erfuhr die Ausrüstung der Bescherungstafel für kurze Zeit und in eng begrenzten Kreisen eine nicht unbedeutende Umbildung. Während sonst in Berlin Weihnachtsbaum und Pyramide am heiligen Abend friedlich nebeneinander flammten, brachten die französischen Emigranten in die höheren Kreise Berlins die Sitte, die Bescherungstafel mit allerhand Immergrün auszuschmücken — auch einem Surrogat für die blühenden Zweige der Weihnacht.

So erscheint der Bescherungstisch in Schleiermachers Gespräch „Die Weihnachtsfeier" 1806:

„Wie man in einem Wintergarten zwischen den immergrünen Stauden die kleinen Blüthen des Galanthus und der Viole noch unter dem Schnee oder unter der schirmenden Decke des Mooses hervorholen muß: so war Jedem sein Gebiet durch Epheu, Myrthen und Amaranthen eingehegt, und das zierlichste lag unter weißen Dekken oder bunten Tüchern verhüllt, indeß die größeren Geschenke rund umher oder unter den Tafeln mußten aufgesucht werden. Die Namenszeichen fanden sich mit eßbaren Kleinigkeiten geschrieben auf den Dekken, und Jedem lag nun ob, zu den einzelnen Gaben den Geber aufzufinden." Die Immergrünepisode aber war nur kurz. Der volkstümliche Weihnachtsbaum als Mittelpunkt der Bescherung schlug sie nur allzu schnell wieder aus dem Felde.

In Hoffmanns Märchen Nußknacker und Mausekönig sitzen die Kinder am Weihnachtsabend zusammengekauert in einem Winkel des Hinterstübchens. Die tiefe Abenddämmerung ist eingebrochen, und es wird ihnen recht schaurig zu Mute, als man ihnen kein Licht bringt. Sie wispern heimlich miteinander, wie sie schon seit früh morgens es haben in den verschlossenen Stuben rauschen und rasseln und leise pochen hören. Auch sei ein kleiner dunkler Mann mit einem großen Kasten unter dem Arm über den Flur geschlichen. Unterdessen sind die Eltern beschäftigt mit dem Einbescheren. Da streift ein heller Schein an der Wand hin. Die Klingel tönt, die Thür springt auf. Glanz strahlt aus dem Zimmer und die Kleinen bleiben wie erstarrt auf der Schwelle stehen und schauen nach dem lichterglänzenden Weihnachtsbaume und den Gaben unter ihm.

Auch wo die Umzüge noch bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts fortgelebt hatten, verschwinden sie jetzt. Die Erinnerung an sie bleibt noch eine Zeit wach durch die Form, welche die Bescherung annimmt, bis sie endlich doch in den großen Strom der älteren Schicht der Bescherung einmündet und in ihm untergeht.

In Schleswig-Holstein vollzog sich im Anfang unsers Jahrhunderts die Bescherung noch folgendermaßen: „Jedes Kind borgte sich vor dem Fest einen Teller oder eine Schüssel aus der Küche und stellte dieselbe, wie in Nürnberg um 1700, im Zimmer oder am Fenster hin; das hieß de Schöttel utsetten, nordfriesisch Skelk (Schälchen), dänisch Julefad. Und am Weihnachtsabend, wenn

die Klingel die Kinder aus dem dunklen Vorgemach in das festlich geschmückte Zimmer rief, da fand jedes, was ihm, wie es hieß, das Christkind (Kindjes) gebracht hatte; auf dem Teller lagen Kuchen, Früchte und Spielsachen, das Hauptstück aber war ein mit scharfen (ungeränderten) Courantschillingen oder mit großen kupfernen Sechslingen gespickter Apfel. Als Beigabe lag wohl eine Rute daneben; als höchste Strafe aber galt es, wenn die Schüssel leer geblieben war. Hie und da auf dem Lande stellten dort die Kinder 1865 den „Teller für das Kindchen" erst am Weihnachtsabend beim Zubettegehen vor das Fenster; denn das Christkind nahm in der Nacht eine Scheibe aus, um seine Gabe hineinzulegen, und am Weihnachtsmorgen zeigte es sich, ob „Kindjes" dagewesen war.

In Böhmen war 1862 von den Umzügen nur noch eine mit Goldpapier beklebte Hand übrig geblieben. Sie warf damals die Weihnachtsgeschenke durch einen Thürspalt ins Zimmer. Eine Rute, Erbsen oder ein Stück Brot waren dabei Zeichen, daß eins der Kinder nicht folgsam gewesen war. Auch stellten die Kinder abends jedes einen Teller in die Kammer, auf die dann das Christkind die Gaben in der Nacht niederlegte.

Mit dem Aufschwung der Dogmenreligion in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts dringt neue kirchliche Religiosität in die Weihnachtsfeier ein an Stelle der immer mehr verblassenden volkstümlichen Religionsübung der Weihnachtsumzüge. Hier und da klammert sie sich an die Krippe, die namentlich in katholischen Gegenden ebenfalls einen neuen Aufschwung nimmt, indem das fortgeschrittene Kunsthandwerk und der größere Reichtum in ihren Dienst treten. Anderorts wird die Geburtssage der Evangelien zur Bescherung hergesagt, oder es tönt der Choral:

„Stille Nacht, heilige Nacht!
Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute hochheilige Paar.
Holder Knabe im lockigen Haar,
Schlaf in himmlischer Ruh!" —

Auch kindlichere Gesänge werden populär. Auch die Kleinen, die noch kaum reden können, singen mit das Lied W. Heys:

„Alle Jahre wieder
Kommt das Christuskind

Auf die Erde nieder,
Wo wir Menschen sind.

Kehrt mit seinem Segen
Ein in jedes Haus,
Geht auf allen Wegen
Mit uns ein und aus.

Ist auch mir zur Seite
Still und unerkannt,
Daß es treu mich leite
An der lieben Hand." —

Aber auf protestantischem Boden wenigstens ist es nur eine flüchtige Episode. Die freiere Religiosität, welche sich vorbereitet, mag wohl noch die Melodie, aber sie meidet die Worte. Das feierliche alte Wesen sinkt, Leben und Bewegung kommt in die Massen, und der kindlichen Lustigkeit, die einst schulmeisterlicher Ernst nur zu gern beschnitt, läßt man jetzt gerne freien Lauf. Nicht mehr kleine Herrn und Damen, nach französischem Muster wohl frisiert, will man haben, sondern muntere Kinder. Das Bemühen, ihrer Fröhlichkeit Ausdruck zu verleihen im Worte, im Verse, schafft zwar nur erst Geschraubtes, aber auch das erkennen Kinder dankbar an. Um den Bescherungstisch schließen Kinderhände einen Kreis. Kinderfüße tanzen und der Kindermund singt:

Morgen, Kinder, wird's was geben,
Morgen werden wir uns freu'n!
Welch ein Jubel, welch ein Leben,
Wird in unserm Hause sein.
Einmal werden wir noch wach,
Heisa, dann ist Weihnachtstag!

Wie wird dann die Stube glänzen
Von der großen Lichterzahl!
Schöner als bei frohen Tänzen
Ein geschmückter Kronensaal!
Wißt ihr noch, wie vor'ges Jahr
Es am heil'gen Abend war?

Wißt ihr noch mein Räderpferdchen,
Malchens nette Schäferin,
Jettchens Küche mit dem Herdchen

Und dem blank geputzten Zinn,
Heinrichs bunten Harlekin
Mit der gelben Violin?

Wißt ihr noch den großen Wagen
Und die schöne Jagd von Blei,
Unsere Kleiderchen zum Tragen
Und die viele Näscherei,
Meinen fleiß'gen Sägemann
Mit der Kugel unten dran?

Welch ein schöner Tag ist morgen!
Neue Freude hoffen wir.
Unsre guten Eltern sorgen
Lange, lange schon dafür.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Nein, ihr Schwestern und ihr Brüder,
Laßt uns ihnen dankbar sein
Und den guten Eltern wieder
Unsre ganze Liebe weihn!
O gewiß, wer sie nicht ehrt,
Ist der ganzen Lust nicht wert.

Laßt uns nicht bei den Geschenken
Neidisch aufeinander sehn,
Sondern bei den Sachen denken,
Wie erhalten wir sie schön,
Daß uns ihre Niedlichkeit
Lange noch nachher erfreut.

Auch der letzte Rest mythologischer Weltanschauung ist von der Weihnachtsfeier abgestreift. In dem Weihnachtsbaum, der sich über das gesamte deutsche Sprachgebiet, ja über dessen Grenzen hinaus verbreitet, erhält die Gegenwartsfeier ihren Mittelpunkt. Er ist nicht ihr Symbol, denn sie braucht keines, sondern er ist der Leuchter, an dem ihre Lichter glänzen, der Träger, an dem ihre Gaben hängen. Aus der Erinnerungsfeier an eine einmalige Begebenheit ist eine Gegenwartsfeier geworden, das Fest der Kinder, das Fest der aufwachsenden Generation, das Fest der Zukunft.

VIII.

Die blühenden Bäume der Weihnacht.

Zu allen Zeiten hat es Bäume gegeben, die sich dem Gesetze, daß sie allein im Frühling ein Recht hätten, Blüten zu treiben, nicht gefügt haben. Noch heute gibt es in einer der belebtesten Straßen Berlins einen Kastanienbaum, der im Herbst trotz Sturm und Regen noch einmal Blüten ansetzt, die sich neben den vergilbenden Blättern und reifen Früchten seltsam genug ausnehmen. Aus dem Süden unmittelbar eingeführte Bäume haben häufig im Anfang November ebenfalls eine zweite Blütezeit. Wenn Ende Oktober und Anfang November warm und sonnig sind, dann erhalten diese erblichen Herbstblüher nicht selten ziemlich zahlreiche Gesellschaft. Namentlich die Kirschbäume, welche ja schon zeitig im Jahre ihre Frucht abwerfen, neigen besonders dazu. Anfang November begann der alte deutsche Bauer sein neues Jahr. Wenn sich da an einzelnen Bäumen bereits neue Blüten zeigten und namentlich der wilde Holzapfel frische Knospen trieb, so mußte man notgedrungen einen Kausalzusammenhang zwischen der wunderbaren Baumblüte und dem Jahresanfang annehmen. Rosmarin, der immergrüne Wachholderbusch und was sich sonst an Nadelholz noch im deutschen Walde fand und von Immergrün unter der Schneedecke nicht erfror, reihte sich diesen Bäumen als besondere Gattung wunderbarer Pflanzen an. Eine Konzentration dieser Züge auf die eigentliche Jahresanfangsnacht vom 10. zum 11. November lag außerordentlich nahe, und so entstand der Glaube, in dieser Nacht komme neues Blüheleben in die Natur, beginne das neue Jahr der Fruchtbarkeit. Mit der Einführung des Christentums traten, wie mehrfach erwähnt, drei Tage das Erbe der

Winteranfangsfeier an: Martinstag, Andreastag und Nikolaustag. Der erste ward das erste große Schlachtfest des Herbstes, der letzte das zweite. Auf den Andreastag aber ging alles über, was zum eigentlichen Jahresanfang in Beziehung stand, namentlich die Losspiele, mit denen man die Schicksale des neuen Jahres erkundet, und der Glaube an die Blühkraft der Natur in seiner Nacht. Zweige von Fruchtbäumen, die man in dieser Nacht schneidet, haben ganz besondere wunderbare Eigenschaften. Mannhardt hat einmal darauf hingewiesen, daß im Volksglauben sich Blüten und Lichter oft entsprechen, ja sich wechselseitig vertreten können. Eine weiße Frau trägt Lichter in der Hand, und die volkstümliche Erzählung fügt hinzu: „Die Kerze ist eine Blume gewesen." Der Himmel erglänzt im Wiederschein weißer Wölkchen, und das Volk sagt: „Der Himmel blüht." In dem altfranzösischen Heldengedicht Perceval erblickt der Held einmal einen mit mehr als tausend Kerzen erleuchteten Baum und im Durmars le galois aus dem dreizehnten Jahrhundert wird zweimal ein Lichterbaum erwähnt. Durmars sieht zweimal einen mächtigen Baum, dessen Zweige von oben bis unten mit brennenden Kerzen bedeckt sind, von denen die einen aufrecht, die andern verkehrt stehen. Doch noch glänzender als diese sitzt auf dem Wipfel ein leuchtendes Kind. Erschreckt und zweifelnd, was das bedeute, fragt der Ritter den Papst und erhält zur Antwort, der Lichterbaum bedeute die Menschheit, die aufrechten Lichter seien die guten, die verkehrten die schlechten Menschen, das Kind sei der Welterlöser. Vielleicht ist auch eine Stelle in Wolfram von Eschenbachs Parzival auf einen solchen Lichterbaum zu deuten, die ins erste Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts fallen würde. Sie ist jedoch nicht ganz klar. Kerzen brennen auf dem Laub von Oelbäumen, es ist jedoch nicht gesagt, ob sich dieses Laub noch auf den Bäumen selbst befindet oder vielleicht als Tafelschmuck oder sonst als Dekoration dient.

Das ausgehende Mittelalter weilt nicht ungern bei den Vorstellungen vom Blühen der Pflanzen in kalter Winterzeit. Von mehreren berühmten Gelehrten, von Albertus Magnus und Cornelius Agrippa von Nettelheim, von Theophrastus Bombastus Paracelsus und dem Landstreicher Georg Sabellicus, dem nachherigen Faust der Sage, berichtet ihre Zeit, daß sie in blühenden Gärten mit reifen Früchten unter Vogelsang und bei Quellengemurmel im Sommersonnenschein wandelten, während rings eine

harte Eisdecke die Fluren einhüllte. Zu keiner Zeit übt ja die Sommerwärme einen so berückenden Reiz auf die Einbildungskraft aus, als unter Eis und Schnee. Aus demselben Grunde entstehen die schönsten Frühlingslieder zur Winterzeit, und Liebessehnsucht und Erinnerung an genossenes Liebesglück wecken leichter den Liederborn im Dichter als die Gegenwart des Frühlings und der Liebe.

Der Gedanke, sich des deutschen Glaubens zur Stützung der kirchlichen Autorität zu bemächtigen, lag nahe. Seit dem dreizehnten Jahrhundert läßt sich in Deutschland nachweisen, daß die neue Religion den Versuch machte, den Winteranfangsglauben von den blühenden Bäumen auf Weihnachten zu übertragen. Die lateinische Novellistik der Zeit, welche die konstante Form von Lebensbeschreibungen von Heiligen angenommen hatte, und in der so manches Stück alten deutschen Volkstums noch unausgegraben verborgen liegt, mußte dazu dienen. Und zwar benützt man als Träger der Sage den in Deutschland nicht heimischen Kirschbaum, der erst wenige Jahrhunderte früher vom Süden aus eingeführt worden war. Im achten Buche des Lebens der heiligen Hedwig, die um 1180 in Schlesien geboren war, wird uns berichtet:

„Einst, als sie noch jung war, kam am Weihnachtstage jemand herein und sagte in ihrer Gegenwart, während sie auf dem Tische saß, daß ein Kirschbaum im Garten in frischem Blütenschmuck stehe. Sie hörte dies und schickte ihn zurück, um zu beachten, ob die vorerwähnten Blüten am unteren oder am oberen Teile des Baumes sproßten. Er ging und meldete zurück, daß der Baum an seinen unteren Aesten blühe. Jene aber sprach: ‚Das ist ein Zeichen künftigen Sterbens. Viele Arme werden dieses Jahr sterben.‘ Und wie sie vorausgesagt, so geschah es.“ Die Deutung durch die heilige Hedwig erinnert zu deutlich an die im Durmars le galois, als daß der Zusammenhang zu verkennen wäre.

Auf den Tag vor dem Geburtstag des Stifters der Kirche, der seit dem Jahre 354 am 25. Dezember gefeiert wurde, hatte die alte Kirche den Gedenktag der beiden ersten Menschen der mosaischen Sage, Adams und Evas angesetzt. Theodorus von Ancyra erzählt in einer Weihnachtspredigt, in den griechischen Kirchen sei es Sitte gewesen, am Weihnachtsfeste die jüdische Schöpfungssage vorzutragen. In einer religiösen Gemeinschaft, welche in allen Fällen die symbolische Bedeutsamkeit hoch über die

geschichtliche Wahrheit stellte, ja die den Begriff kritisch festgestellter Thatsachen gar nicht kannte, sondern sich die Vergangenheit mit all ihren bunten Geschehnissen durch phantastische Kombinationen konstruierte, konnte nur eine sinnbildliche Beziehung zwischen beiden Tagen diese in unmittelbare Nähe rücken. Die christliche Kirche faßte den Tod des Gottes Jesus am Pfahle als ein Opfer auf, mit dem die Schuld der Menschheit gesühnt werde. Diese Schuld war nach der alten Sage in die Welt gekommen, indem das erste Menschenpaar auf den Rat des bösen Gottes das Gebot des guten übertrat und einen Apfel von dem „Baum der Erkenntnis“ aß. Die Entstehung der Schuld und ihre Sühne rückte die Phantasie nun in kühnem Zuge zusammen, indem sie den Tag Adams und Evas neben den Geburtstag von Jesus stellte. Die mittelalterliche Legende aber drückte diesen Gedanken so aus, daß sie auf Adams Grab einen Ableger des Lebensbaumes gepflanzt werden ließ, der zum Stamme emporwuchs. Aus seinem Holze ließ sie nachmals das Kreuz für Jesus gezimmert werden. Dieser Baum war dem ganzen Mittelalter wohlbekannt. Er galt für eine geschichtliche Thatsache und wird in der älteren deutschen Dichtung öfter erwähnt.

Gervasius von Tilbury in seiner um 1211 abgefaßten Anekdotensammlung Otia Imperialia erzählt die Sage bereits und zwar als solche. Adam habe aus dem Paradiese einen Apfelbaum entnommen, aus dem später das Kreuz für Jesus gebaut worden sei. Nach einer altfranzösischen Legende war es sogar der Baum der Erkenntnis selbst. Nach Adams Sündenfall riß nämlich der Gott den Baum der Erkenntnis aus und warf ihn über die Mauer des Paradieses. Tausend Jahre später fand ihn Abraham und pflanzte ihn in seinen Garten, worauf eine Stimme vom Himmel ihm verkündete, daß dies der Baum sei, an dessen Stamme der Retter der Welt einst werde gekreuzigt werden. Mit dem gleichen Rechte hätte man den Adams- und Evastag auf den Tag vor Karfreitag legen können. Aber nachdem sich jene merkwürdigen Vorstellungskreise von Sündigwerdung, Erbsünde, Opfertod des Gottes und Erlösung durch denselben, einmal ausgebildet, und die Massen sich in diese Weltanschauung eingelebt hatten, betrachtete man die Geburt des Gottes, die ja doch nur seinem Tode für die Menschen dienen sollte, gleichsam nur als den ersten Schritt zu diesem. Wie das Jesusgeburtspiel den Gedanken ausdrückte, wurde bereits gezeigt. In dem hessischen Stück des

vierzehnten Jahrhunderts spricht der kaum geborene Jesus, der noch in der Wiege liegt:

Eya eya maria liebe mutter myn
ſal ich von den ioden liten groſse pin?

und Maria tröstet:

Swige libes kindelin ieſu criſt.
Beweyn dine martel nicht zu diſſer friſt.

Die bildliche Darstellung, die das Kind auf einem Kreuze schlafen läßt, rückt Geburt und Tod in derselben Weise zusammen. Galt einmal die Geburt nur als erster Schritt zum Tode, dann war es auch kein Gedankensprung mehr, die erste Ursache des Todes, den Sündenfall der ersten Menschen, neben sie zu stellen und dieser Ursache an dem Tage der Geburt zu gedenken. In der griechischen Kirche ist dies ja auch sehr früh geschehen.

Wie sich aus der Liturgie über die Geburtssage das Jesusgeburtspiel entwickelte, so aus dem Vortrag der Schöpfungssage das sogenannte Paradeisspiel, eine Vorführung, welche die Formung der ersten Menschen, den Sündenfall und die Verweisung aus dem Garten Eden naiv nach der jüdischen Volksüberlieferung darstellte. Schon im Mittelalter bildete es sich aus, und bereits aus dem zwölften Jahrhundert liegt uns ein solches vor, wenn auch nicht auf deutschem Boden. Es ist das von Luzarche herausgegebene anglonormannische Spiel Adam. Hier heißt es in der Einleitung, welche die Scene schildert: „Duftige Blumen und Blätter mögen hingestreut werden, verschiedene Bäume mit herabhängenden Früchten da sein, damit der Platz angenehm erscheine." Auch in Deutschland ist diese einfache Ausstattung der Paradiesesscene mindestens in wenig späterer Zeit vorhanden gewesen und hat sich von da an durch sieben Jahrhunderte erhalten. In dem Oberuferer Paradeisspiel wird das Paradies einzig durch einen schönen grünen Baum vergegenwärtigt, behängt mit Aepfeln und geschmückt mit seidenen Bändern. Derselbe steht nicht fest, sondern wird getragen. In den Weihnachtsspielen, die Schröer aus Ungarn herausgab, fand sich in einem Lied folgende Stelle, die mit geringer Variation in dem Paradeisspiel wiederkehrte:

(Ein) baume in der mitten stund,
der trug köstliche (frücht),
den verbot ihn der liebe Gott,
sie sollten davon (nicht),
essen vons Baumes Stam,
sollten sein müfsig gan,
der baum der trug das leben,
darumb wolts Gott nicht haben,
dafs sie afsen davon.

Dieser Baum gehörte später, offenbar infolge einer Vermischung mit dem Baume der deutschen Winteranfangsumzüge, wie wir sahen, auch zur ständigen Ausrüstung der Spieler bei ihren Umzügen, die sie am ersten Sonntag der Adventszeit veranstalteten.

In Oberufer bei Preßburg in Ungarn trug man 1858 vor dem Beginn des Weihnachtsspieles beim feierlichen Auszug der „Singer" den Baum des Paradieses voran, einen sechs Fuß hohen schönen „Kranewit", d. i. Wachholderbaum, der mit großen flatternden Bändern geschmückt und ganz mit Aepfeln behängt war. Neben dem Baum wurde der Stern einhergetragen, der von Holz und zum großen Teil vergoldet war. In Masuren erschien bei der gleichen Gelegenheit noch 1846 Adam mit einem Lebensbaum, Eva mit dem Apfel, Abraham mit einem Schlachtmesser. Es waren dies ihre typischen Sinnbilder als Personen im Paradeisspiel.

Es ist ein ganzer Strom von Ueberlieferungen, in dessen Mittelpunkt zu Weihnachten als ständiges Requisit der aus kirchlichen Schaustellungen hervorgegangenen weihnachtlichen Aufführungen der Baum mit Aepfeln steht. Aber noch in andrer Beziehung bringt die christliche Sage einen Baum mit dem neugeborenen Jesus in Verbindung.

Schon Nicephorus und Sozomenus berichten in ihren Kirchengeschichten, bei Hermopolis in Aegypten habe ein großer Persisbaum gestanden. Als Jesus als Kind mit seinen Eltern an das Thor dieser Stadt gekommen sei, habe er sich vor dem jungen Gotte geneigt. Das ganze Mittelalter kannte diese Sage. Englische und niederländische Weihnachtslieder des sechzehnten Jahrhunderts behandeln sie. In England ist es ein Kirschbaum, in den Niederlanden ein Dattelbaum. Die gelehrte Reiselitteratur Deutschlands kennt die Sage im sechzehnten Jahrhundert gleichfalls, und der

Magister Prätorius faßt sie 1663 in die lakonischen Worte: „Für dem newen Christ-Kindlein hat sich ein Baum geneiget.“ Unter den Tritten Marias auf der Reise nach Aegypten soll die Rose von Jericho erwachsen sein und in einer elsässischen Sage rührt das Blühen eines Rosenknopfes davon her, daß die Jungfrau Maria die Windeln ihres Kindes auf der gleichen Reise an seinem Urahnen aufhing. Die Verehrung des neugeborenen Gottes durch Ochs und Eselein spielt in der mittelalterlichen Weihnachtsfeier eine ziemliche Rolle. An eine Verehrung durch einen sich neigenden Baum zu denken, liegt ebenfalls nahe. Aus älterer Zeit ist sie allerdings im Jesusgeburtspiel nicht nachweisbar. Eine Vermischung beider Sagen aber ist es offenbar, wenn sich im Oberuferer Paradeisspiel der Baum neigt.

Bei alledem handelt es sich um Vorstellungen, welche nicht ausschließlich Priestereigentum sind, sondern ihren deutlichen Ausdruck in kirchlichen Bräuchen und leicht begreiflichen Sinnbildern finden und darum seit dem vierzehnten Jahrhundert ins Volk dringen konnten. Unter ihrem Einfluß geschah es, daß die Winteranfangssage von den blühenden Bäumen nach Weihnachten gezogen wurde und eine ganz bestimmte Spezialisierung auf einen blühenden und Früchte tragenden Apfelbaum erhielt, nachdem priesterliche Phantasie eine solche Spezialsage handgreiflich ausgestaltet und mit genügender urkundlicher Bürgschaft umgeben hatte. In der priesterlichen Anschauungs- und Rituswelt gehörte der Baum nach Weihnachten. Die Menge sah ihn ebenfalls da, hörte da von ihm und seiner wunderbaren Bedeutung, von seinen verhängnisvollen Früchten und seiner demütigen Gesinnung gegen den neugeborenen Gott und begann in ihrer Anschauungswelt ihre blühenden Bäume, die ihre Grundlage, die alte Winteranfangsfestzeit, immer mehr einbüßten, ebenfalls nach Weihnachten zu verschieben. Vielleicht halfen auch noch andre ähnliche Stücklein mit wie das von dem blühenden Kirschbaum der heiligen Hedwig.

Ob diese letztere tendenziöse Verschiebung, die dazu dienen sollte, die Weihnacht im Volksansehen zu heben, Erfolg gehabt hat, wissen wir nicht. Von Priestern ist die Nachricht sicher mehrfach gelesen und wohl auch verstanden worden. Als daher im vierzehnten Jahrhundert das Christentum endlich begonnen hatte, in das deutsche Volkstum einzudringen, und man im Beginn des fünfzehnten neue Anstrengungen machte, das Weihnachtsfest ebenfalls volkstümlich zu machen (die Schrift des Presbyter Alsso ist

auch ein Beleg dafür), benutzte man auch jenen Winteranfangsglauben von neuem. Man erzählte, ein guter Freund habe draußen in der Christnacht einen Apfelbaum selbst blühen sehen, habe seine Aepfel gepflückt und genau betrachtet. Man beschreibt sie ganz genau und schwört Stein und Bein auf die Wahrheit der Geschichte, die der imaginäre Freund verbürgt.

Auf der Hofbibliothek zu Wien befindet sich ein Schreiben des Bischofs von Bamberg an Nikolaus von Dinkelsbühl vom 16. Januar 1426, in dem von zwei Apfelbäumen gesprochen wird, die in der Christnacht blühten und Früchte brachten. Ein gewisser Andreas von Weitra bestätigt die Sache, indem er nicht nur die Farbe dieser Aepfel beschreibt, sondern auch angibt, daß er sie selbst in Händen gehabt habe.

Um 1430 erzählt Johannes Nider dieselbe Sage aus der Nähe von Nürnberg. Klugerweise setzt er die Thatsache in die Vergangenheit: „Nicht weit von Nürnberg stand ein wunderbarer Baum. . . . . Jährlich in der rauhesten und unangenehmsten Jahreszeit, immer und nur in der Nacht der Geburt Christi, wann die Jungfrau der Jungfrauen . . . . . den Sohn Gottes gebar, trug er blühende Aepfel von Daumesdicke. Dann aber ist das Vaterland zwei Monate vorher und später gewöhnlich mit tiefem Schnee bedeckt, von Eis überzogen, von rauhen Winden durchweht, und dieselben Stürme ertragen Garten und Bäume zu dieser Zeit. Darum erregte es Staunen, daß nicht vorher noch später, sondern nur in der allerheiligsten Zeit Aepfel hervorgekommen sind. . . . . Es pflegen daher jährlich aus Nürnberg und den umliegenden Gegenden mehrere glaubwürdige Leute herbeizukommen und die Nacht zu wachen, um die Wahrheit davon zu prüfen. Ein in allem ähnlicher Baum findet sich an einem Orte der Diöcese Bamberg."

Diese Geschichten haben ihren Zweck erfüllt; durch sie und die geradezu ungeheure litterarische Verbreitung, die sie in den beiden folgenden Jahrhunderten gewonnen haben, ist es gelungen, den Glauben von den blühenden Bäumen völlig nach Weihnachten zu ziehen. Das ganze Volk teilt ihn, auch die Gelehrten und Fürsten, und erst nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, als sich die Weltanschauung der Gebildeten von der des Volkes zu scheiden beginnt, wird der volkstümliche Glaube von den Naturkundigen widerlegt und bleibt nur noch in den unteren Schichten lebendig. In der volkstümlichen Litteratur des fünfzehnten Jahr-

hunderts findet sich die Sage gewiß noch zu wiederholten Malen. In dem geringen Teil davon, der uns bisher zugänglich geworden ist, allerdings nicht. Sie gehört dem Süden Deutschlands an und dringt dann auch nach Mitteldeutschland ein. Der Norden scheint von ihr weniger berührt worden zu sein oder wenigstens erst im sechzehnten Jahrhundert durch litterarische Quellen.

Zweiundneunzig Jahre nach Niders Bericht, mitten in den Tagen der Reformation erscheint sie wieder; zu Bamberg und Nürnberg gesellt sich auch noch das Bistum Würzburg mit einem solchen wundersamen Baume. Auch diese Geschichte ist ganz ausgezeichnet verbürgt. Der neue Gewährsmann, kein geringerer als Johannes Pauli in seinem vielgelesenen Buche „Von schimpff und ernst", beruft sich auf eine zwischen liegende Quelle, die noch nicht wieder aufgefunden worden ist. Nachdem die Feier des Weihnachtstages selbstverständlich geworden ist und für uralt gilt, dient dieser Glaube zur Bekräftigung der Wahrheit des Christentums, und diesbezügliche Anklänge in der alten christlichen Litteratur werden sorgsam hervorgesucht und müssen dazu dienen, der Sache einen allegorischen Hintergrund zu geben. Pauli erzählt: „Doctor Hasselßbach schreibt das in dem bistumb von Wirtzburg seyen zwen öpffelbeum, die bringen in dem jar kein frucht dann in der Weihennacht, vnd an dem Weihenacht abent ist kein zeichen da der frucht. Aber zu mitternacht so fahen die beum an brossen vßstossen vnd blüen vnd an dem morgen so sein die öpfel zeitig und sein als groß als gemeine baumnuß dz ist ein groß wunder. Diser Doctor hatt brieff und sygel des bischoffs, die darum geben sein der warheit."

Die Würzburger Sage gibt der protestantische Pfarrer Georg Strigenitz am Ende des sechzehnten Jahrhunderts in einer seiner Predigten wieder. Aber er kann noch mehr berichten. Bis Sachsen hat sich der Volksglaube jetzt vom Winteranfang auf Weihnachten verschoben. „Wil man doch sagen, das in Franckenland vnter dem Stifft Würtzburg, zweene Bewme zu finden seyn sollen, die alle Jahr in der Christnacht vmb den Hanenschrey rechte Epffel tragen sollen, so gros als eine gemeine Nuß. Auffn Abend merckt man nichts an den Bäumen. Vmb Mitternacht gewinnen sie Knöpffen, schlagen aus, vnd blüen. Gegen Morgen vmb den Hanenschrey werden reiffe Epffel von den Bäumen abgebrochen, welchs ein groß wunder ist. Wie denn auch in diesen

Landen zu Weyda in Voigtlande, dergleichen Borstorffer Baum zu finden sein sol, der sonsten zu gewöhnlicher zeit seine Frucht tregt, vnnd hernach in der Christnacht widerumb außschlegt, Blühet, vnd reiffe Früchte bringet. Vnd wollens etliche dafür achten vnd halten, als solte sich solch Wunder mit den ermelten Bäumen, eben dazumahl in der Nacht, da Christus zu Bethelehem ist geboren worden, Erstlich, Angefangen haben, vnd von dannen hero, noch wehren biß auff diese zeit."

Hat die deutsche Winteranfangssage erst dazu gedient, die Weihnachtsnacht im Volksglauben mit Weihe zu umgeben, ist sie dann, als sie eingebürgert war, geradezu dem Glauben an seine Wahrheit eine Stütze geworden, so beginnt jetzt, nach noch nicht zwei Jahrhunderten, das Volksbewußtsein seine Stellung zu ihr abermals zu ändern. Der Protestantismus streift allerhand Volkstümliches ab, was die alte Kirche in ihren Ueberlieferungsschatz aufgenommen hatte. Er gibt den Glauben daran nicht sofort auf, aber es gehört nicht mehr zu dem, was Autorität für ihn besitzt. Es wird für ihn ein Mirakel, etwas Seltsames, dem er irgendwo einen Platz in seiner Anschauungswelt anweist, das er zur Unterhaltung gern hört, aber das doch mit seiner religiösen Ueberzeugung direkt nichts zu thun hat.

In seinem Theatrum Urbium berichtet Abraham Sauer aus Franckenberg von Triburium, vulgo Tribur am Rhein dieselbe Geschichte: „Eins wil ich dem guthertzigen Leser, als ein groß Mirackel noch verständigen: Es steht nicht weit von diesem Flecken ein Apffelbaum welcher alle Jahr in der Christnacht Epffel trägt, wie solches eine gemeine Bürgerschafft vnd alle vmbligende örter wissen. Es werden solcher Epffelein auch fast alle Jahr dem Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Landgraff Georgen zu Hessen etc. geschickt, welcher sie zu grossem Wunder, andern Fürsten vnd Herrn zu zeigen pflegt.

„Wenn ein gut Jahr fürhanden, so werden die Epffelein etwan so groß als eine Bonen, doch an gestalt als ein Epffelein mit Blumen, stiel vnd anderm hart vnd steiff, sonst als ein Erbeiß, in einer Stund bekompt der Baum seine Blüht vnd Obs, welches alle Jahr mit sonderm fleiß von den Einwohnern obseruirt wirdt. Sonst im Jahr trägt er wilde Holtzäpffel, die nach jhrer Art andern gleich sind, Dabey man Gottes Wunderwerck klärlich mercken kan."

Sauers Werk gab der Treburer Sage eine Verbreitung —

man kann sagen, über das gesamte deutsche Sprachgebiet. Namentlich geographische Werke und die Kuriositätenlitteratur, die nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts aufkam, entlehnen sie von ihm und tragen sie vollends in die Winkel, die sie noch nicht kannten. Schon bald nach 1610 entnahm die Sage von hier Johannes Olorinus (1616), ferner, wie seine eigene Randbemerkung sowie die Vergleichung lehrt, Martinus Zeiller, der um 1650 sein „Itinerarium Germaniae, das ist Reisbuch durch Hoch und Nider Teutschland" herausgab. Noch an einer andren Stelle in seinen Werken redet Herr Zeiller hiervon ein mehreres, nämlich im Handbuche Tit. von Bäumen. Dort erzählt er dieselbe Geschichte nach Sauer, fügt aber aus eigener Machtvollkommenheit noch eine ganze Fülle Zeugen hinzu: „Wie nicht alleine Abraham Sauer in parvo Theatro urbium solches bezeuget; Sondern auch der Hoch-Wohlgebohrne Herr, Herr Balthasar Gäller, Freyherr zu Schwanberg etc. Herr der Herrschaft Waasen; und weiland der Röm. Keys. Majest. hochansehnlicher Rath, Cämmerer und Stadthalter, bey der Immer Oesterreichischen Regierung, zu Grätz etc. mein gewester gnädiger Herr, hochlöblichen Angedenckens, dieses, gegen meiner wenigen Person, hochbetheuret hat; als dessen Gnaden, in einer Christ-Nacht, mit etlichen Chur-Meynzischen, und Fürstlich-Hessisch-Darmstädtischen Räthen, und vom Adel, sich daselbst befunden, und dieses Wunder in eigener Person gesehen hat."

Aus Abraham Saurius und Martin Zeiller ging die Geschichte dann in die gesamte populäre Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts über. Meist werden Saurius und Zeiller wörtlich angeführt. Nur die Zeugenschaft verschiebt sich bisweilen. Ein treffendes Beispiel dafür ist die Form, in der das Ganze in den Saturnalia des Johann Prätorius in Leipzig von 1663 erscheint. Er faßt den Bericht schon kritisch auf, macht sich über ihn lustig, läßt sich jedoch die Gelegenheit nicht entgehen, die vorhandenen Berichte mitsamt ihren Zeugen seinen Lesern als interessanten Stoff vorzuführen, unbekümmert darum, ob er sich mehrfach wiederholt. Der sagenhaften Ueberlieferung tritt die Kritik gegenüber, zunächst jedoch nur in einer einleitenden Bemerkung. Nachdem so dem religiösen Eifer, der gegen den Aberglauben wettert, Genüge geschehen ist, mag der Aberglaube getrost zur Unterhaltung der Leser dienen. Der weitbelesene Magister hebt an:

„Man sagt, daß in der Christ-Nacht etliche Arten der Bäume

blühen, Aepffel tragen und wieder abwerfen sollen: Welches Cornelius Agrippa einem sonderlichen künstlichen Impffen, und nicht der Christ-Nacht, zulegt. Biß hieher Rollenhagen. Doch mercke; daß es von Pferdeäpffeln richtig möge verstanden werden: oder es sind poma fugientia Tantali: Sintemahl man sie nirgends findet, wo man sie suchet: Vielleichte wachsen sie in Heutelia, Utopia, Schlauraffenland, Neuschnablerland oder Terra incognita Australi."

Der umfangreiche Bericht bei Prätorius, der die Sage in verschiedenen Fassungen gibt, blieb natürlich in einer Zeit, in der man, selbst ohne eigene Gedanken, immer und immer wieder andre ausschrieb und für jede Kleinigkeit die weitläufigsten Quellennachweise gab, dabei aber ohne jeden kritischen Sinn Originalberichte und aus ihnen abgeleitete Erzählungen neben einander stellte, nicht unbemerkt und nicht unbenutzt. Ein sächsischer Pfarrer, der auch sonst Prätorius und andre fleißig kopierte und so an hundert dicke Bände schrieb und Biblische, Evangelische und Historische Ergetzlichkeiten zeugte, Johann Samuel Adami, oder, wie er sich nannte Misander, hat uns 1694 ein Duplikat auch von diesem Bericht des Prätorius gegeben, jedoch ohne dessen Spott und kritische Bemerkungen.

Neben dieser Ueberlieferungskette stehen noch andre Berichte, welche wiederum aus Südwestdeutschland stammen und bezeugen, wie die Sage von den blühenden Bäumen der Weihnacht bereits volkstümlich geworden war. Sie wird jetzt sogar gegen die Kirche ausgespielt, wenigstens gegen die päpstliche. Im Jahre 1582 hatte Gregor XIII. sein Kalenderreformdekret erlassen, das plötzlich zehn Tage übersprang. Das Volk war gegen diese Neuerung und nahm sie selbst in katholischen Ländern noch für ein Menschenalter nicht völlig an. Auch der Glaube von den blühenden Bäumen erhielt dadurch einen Stoß. Nach dem Dekret war die Nacht, welche man bisher als Christnacht gefeiert hatte, gar nicht die richtige. Dieser Zumutung setzte das Volk seinen Trotz entgegen und hielt sich an seinen Weihnachtsglauben als Schutz gegen den neuen Kalender. Der protestantische Theologe Johann Michael Dilherr, der seit 1631 Professor in Jena und seit 1642 in Nürnberg war und 1669 starb, erzählt 1663 in seinen „Betrachtungen des Lebens des HErrn JEsu, wie auch seiner Apostel": „Nicht weit von dem Nürnbergischen Stättlein Grävenberg, und auch in der Vor-Statt desselben stehen etliche

Bäume, welche den Herbst vorher, Aepffel, wie andre Aepffel, tragen, und hernach wiederum, mitten in der Christ-Nacht, nach dem Alten Kalender gerechnet, nicht allein blühen, sondern auch alsobald darauf kleine Aepffelein tragen, die ungefehr einer Kirschen groß sind, und des folgenden Morgens, die Blühe noch an den obern Theil stehend haben. Dergleichen Christ-Aepffelein, wie sie allda genennet werden, vor zweyen Jahren, von dem Herrn Pfleger zu Grävenberg, mir alsobald an den andern Christ-Tag in Baumwollen eingewickelt, herein geschickt worden: Welche, wiewol verwelckt, jedoch gar wol kenntlich, ich noch zeigen kan, auch bißhero vielen Fremden, nicht ohn ihre Verwunderung gezeigt habe. Etliche solche Aepffelein, samt Zweigen von den Bäumen, sind mir heuer (Anno 1663) in der aller größten Kält, nicht allein von jetzt wolgedachten Herrn Pfleger, sondern auch von dem Herrn Pfarrer zu Hilpoltstein, welches Nürnbergisches Stättlein, eine Meil-wegs von besagten Grävenberg ligt, übersendet worden." Aus Dilherr entlehnte das Citat Wagenseil für sein Buch De Civitate Noribergensi 1697. In demselben Jahre findet sich die Sage in Johann-Just Winkelmanns „Gründlicher und Warhaften Beschreibung Der Fürstenthümer Hessen und Herffeld". Zugleich wird hier das Ende des Treburer Baumes berichtet. Die Zeit der sichtbaren Wunder ging zu Ende, und selbst der Volksglaube begann sich der Verantwortlichkeit für seine Berichte zu entziehen. „Unfern von dem Flecken Tribur in dem Mersheimer Feld ist ein Apfelbaum gestanden, dessen Abraham Saur, als ein Wunderwerk gedenket, welcher alle Jahr in der Christnacht Aepfel getragen; wan ein gutes Jahr vorhanden, so sind die Aepfel so gros, als eine Bohne worden, doch an Gestalt als ein Aepflein, mit Blüte, Stiel und andern hart und steif, sonsten als eine Erbse: in einer Stund hat der Baum Bläter, Blüte und Früchte bekommen, welches alle Jahr von den Einwohnern mit besonderm Fleiß in achtgenommen, etlichemal H. Landgraf Georgen II. praesentiret, und von demselbigen andern Fürsten und Herrn, als eine Rarität, gezeiget worden. Sonsten hat er zu gebührender Jahr-Zeit wilde Holz-Aepfel getragen, die nach ihrer Art andern gleichgewesen, dardurch man also GOttes Wunderwerck klärlich gesehen.

Mira modis seclo hoc contingunt plurima miris,
Sed nemo potuit rerum cognoscere causas.

Und dürfte wol Phil. Camerarius auch zu seiner Zeit von diesem Baum gehöret haben, wie er etlicher massen von dergleichen Meldung thut. Es ist aber dieser Baum vor wenigen Jahren von losen Buben (als sie einsmal die Früchte abzubrechen versäumet) abgehauen worden. Dergleichen Aepfel hat man auch zu Darmstatt auf dem Kirchhof vor der Statt, und anderswo in Hessen gefunden, nach Aussage beglaubter Leuten." In Lohr am Main machte um 1680 ein Geistlicher einige handschriftliche lateinische Aufzeichnungen über solche Christnachtsfrüchte, welche uns erhalten sind. „Antwort auf die Frage nach den Aepfeln, den so genannten Dräutleinsäpfeln, die ich auf meine Nachforschungen hin von zwei verständigen und glaubwürdigen Greisen, Rathsherren von Lohr, erhalten habe. Sie berichten, daß einstens viel Redens von diesen Aepfeln gewesen sei, das sich aber jetzt etwas gelegt habe. Johann Goebell berichtet, er habe derartige Aepfel in seinen eigenen Händen gehabt, und dieselben würden in der Geburtsnacht des Herrn allenthalben auf dem Schnee gefunden, seien schon wiederholt nach Würzburg gebracht worden, Blüten habe er niemals gesehen. Auch erinnere er sich, daß Lohrer Beamte die Geburtsnacht des Herrn außerhalb der Stadt unter den erwähnten Bäumen zugebracht hätten, um solche Aepfel zu finden. Er sagt auch, einst sei ein solcher Baum auf einer Weide namens ‚Kälberwiese' gewesen, und am Wege aus der Stadt nach der St. Valentinskapelle, rechts nach dem Weinberge des erlauchtesten Kurfürsten von Mainz zu in einem Obstgarten sei noch ein solcher zu sehen. Er selbst besitze einen solchen Baum auf der Wiese bei der Papiermühle und derselbe trage daher den Namen Dräutsapffelbaum."

Sind die meisten unter diesen Quellen voneinander abhängig, so münden im Jahre 1671 noch drei andre Lokalsagen desselben Inhalts in den Strom der litterarischen Ueberlieferung ein. Zu der Bamberger (zuerst 1426), Nürnberger (1430), Würzburger (1522) Weydaer (noch vor 1600), Treburer (1610), Grävenberger (bei Nürnberg, 1663), Lohrer (um 1680) und Darmstädter (1697) Sage treten noch eine Geraer, eine Schlesische und eine Carpathische Sage, die letzteren zwei jedoch ohne fest an Weihnachten gebunden zu sein. Der Gewährsmann ist nicht ein Kuriositätenjäger oder Geograph, sondern ein gelehrter schlesischer Arzt, der auf dem Gebiete der Naturwissenschaften nicht unbedeutende Kenntnisse besaß, Philipp Jacob Sachs von Lewen-

heimb, ein Mitarbeiter der naturwissenschaftlich-medizinischen Zeitschrift Miscellanea Curiosa Medico-Physica, die von 1670 an erschien. Versucht Prätorius sich durch Spott mit der Ueberlieferung abzufinden, so schlägt der Naturforscher einen andern Weg ein. Er führt einmal die Entstehung der Sage auf natürliche Ursachen zurück und sieht sodann zu, ob das Ueberlieferte auch wirklich zu dem noch heute zu beobachtenden Thatbestande stimmt. In dem letzteren Punkte macht er denn da schlechte Erfahrungen. Er kennt die Berichte von Sauer und Zeiller, von Olorinus und durch ihn den von Dilherr. Außerdem führt er als Gewährsleute noch seinen Freund Heinrich Vollgnad und Matthias Untzer an. Vollgnad, ein „vornehmer Practicus und Medicinae Doctor zu Breßlau" hat ihm berichtet: „Im Voigtland, eine Meile von der Stadt Gera liegt ein Dorf, das durch einen Baum, der in der Christnacht Aepfel trägt, berühmt ist. Ich entsinne mich, daß ein Jägermeister, der dort wohnte, weil ihm die umliegenden Waldungen zur Hut anvertraut waren, mir dies heilig beteuerte. Um das Jahr 1657 hatte er zahlreiche solche Aepfel am Weihnachtstage auf dem Schnee zusammengelesen und dem durchlauchtigsten Fürsten Friedrich Wilhelm von Sachsen Altenburg seligen Angedenkens in einer Schachtel nach Altenburg gesandt, weil die Sache so sehr wunderbar war. Von da aus waren sie dann zu vieler Verwunderung an andere Höfe versandt worden. Die eine Seite war gelb, die andere rot. Obgleich mir diese Aepfel, als ich mich später einmal in Altenburg aufhielt, von dem Arzte Sr. Durchlaucht des Fürsten gezeigt wurden, so habe ich es doch nicht über mich gewinnen können, der über sie ausgestreuten Sage Glauben beizumessen, außer aus Höflichkeit gegen den Erzähler. 1660 kam es dann, daß ich am Christfeste auf der Reise in jenem Dorfe einkehrte und so Gelegenheit bekam, der Wahrheit der Geschichte näher nachzugehen. So wandte ich mich an den damaligen Jäger, welcher anstelle des oben erwähnten gesetzt worden war, und fragte ihn, wie es sich mit jenen Aepfeln verhalte. Da lachte er und erklärte, das sei eine Sage, die sein Vorgänger ausgestreut habe. Er führte mich in die Ruine einer alten im Krieg zerstörten und vor Alter zerfallenen Kirche, zeigte mir einen schon viele Jahre alten Waldapfel und sagte mir, das da sei der wunderbare Baum, der so ganz außergewöhnliche Früchte trage. Es kommt vor, fuhr er fort, daß wenn der Morgen des ersten Weihnachtsfeiertags an-

bricht, sich solche Aepfel auf dem Schnee finden. Aber sie sind nur nicht in jener Nacht hervorgesproßt und gereift, sondern haben sich schon vorher dort befunden. Die Waldapfelbäume tragen nämlich, wie die Bauern recht gut wissen, manchmal ganze Zeilen Aepfel an einem Aestchen, die sich deswegen nicht bis zu der üblichen Größe auswachsen können und aus Mangel an Nahrung nicht die richtige Reife erlangen, sondern wie Leder werden. Sie fallen aber nicht mit den übrigen reifen zur richtigen Zeit herunter, sondern bleiben an den Aesten hangen, bis Kälte und Wind (die gerade um das Weihnachtsfest zunehmen) sie herunter werfen. Wenn dann die abergläubischen Leute am Weihnachtsfeste solche Aepfel im Schnee finden, dann glauben sie, sie seien in der Nacht erst gewachsen."

Vollgnad führt den ihm vorliegenden Bericht, der nach Mitteldeutschland gehört, auf die böswillige Erfindung eines einzelnen zurück. Er weiß noch nichts von der Lokalisierung der frei umschwebenden Sage.

Von Südwestdeutschland aus war der Versuch gemacht worden, den Glauben, beziehentlich die Sage, von den blühenden Bäumen für die Weihnachtsnacht zu monopolisieren. Vermöge der populären Litteratur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, welche von dieser Tendenz nichts wußte, war das beinahe vollständig gelungen. Beinahe vollständig, aber doch nicht ganz. Daneben lebte die alte Sage, der alte Glaube fort, welcher sich an die Winteranfangsfestzeit vor Weihnachten knüpfte. Mit der Zerstörung dieser Festzeit durch das Christentum übertrug er sich auf einzelne wichtige Tage des Winters, vornehmlich aber auf den ganzen Monat Dezember, auf dessen Vorspiel am Andreastag Barbaratag, Nikolaustag, Lucientag, Thomastag als Lostage folgen. In dem äußersten Südosten des deutschen Kolonisationsgebiets, in Oberschlesien und den Karpathen, fast in derselben Gegend, in die jener Uebertragungsversuch im Leben der heiligen Hedwig gehört, findet sich dieser noch von Weihnachten unabhängige Glaube noch in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wieder, und zwar in Teschen in den Karpathen und dem Dorfe Baranowitz bei Sorau im Jahre 1671. Der Gewährsmann für das Vorkommen des Glaubens ist ebenfalls Philipp Jacob Sachs, und zwar an derselben Stelle.

Der gelehrte Arzt sieht sich noch weiter nach Erklärungen um. „Um endlich zu den wirklichen Ursachen, welche das Er-

scheinen dieser Aepfel hervorgerufen, zu kommen, so möchte ich (ohne der gewichtigeren und klügeren Entscheidung anderer Weiser vorzugreifen) zu behaupten wagen, daß die Natur damit nichts Uebernatürliches thue. Entweder haben im Frühling vorher die Raupen in großer Zahl die Bäume kahl gefressen, verwüstet und so das Hervorbrechen der Früchte verhindert. Als dann ein warmer und feuchter Herbst folgte, bekamen sie, von neuem Frühlingshauch noch einmal befruchtet, neues Laub und trugen diese unzeitigen und wunderbaren Früchte, die aber nicht zu sehen waren, ehe nicht alles Laub herabgeschüttelt war und die Bäume aller Blätter beraubt standen. Oder, was wahrscheinlicher ist, jene kleineren Aepfel sind mit den anderen zur richtigen Zeit hervorgekommen, haben aber, weil sie büschelweise in Menge gewachsen waren, aus Mangel an der nötigen Nahrung die richtige Größe nicht erreichen können, sondern sind verkümmert geblieben."

Nicht lange blieb diese umfangreiche interessante Zusammenstellung nur in lateinischer Sprache vorhanden. Noch ehe die Miscellanea Curiosa Medico-Physica eine zweite Auflage erlebten, erbarmte sich E. G. Happelius des Abschnittes und gab ihn in seinem dickleibigen Werke „Gröste Denkwürdigkeiten der Welt Oder sogenannte Relationes Curiosae" mit ganz geringen Kürzungen deutsch wieder. Dadurch erhielten die verschiedensten Berichte eine neue Verbreitung. Auch diese Uebersetzung entging nicht dem Schicksal des Ausgeschriebenwerdens. Sie ging abgekürzt, zerpflückt, aber wortgetreu in ein geographisches Handbuch über, das im Anfang des neuen Jahrhunderts erschien und rasch eine Reihe Auflagen erlebte, in P. L. Berckenmeyers Curieusen Antiquarius. Ein paar neue Sagen aus dem Stift Würzburg, aus dem Flecken Schönberg in der Markgrafschaft Ansbach kommen dazu.

Ein Jahrhundert später, in der Zeit, als Goethe und Schiller dichteten und die Aufklärungslitteratur längst ihren Strom über Deutschland ergossen hatte, ist die Sage immer noch lebendig. In Würzburg wie bei Nürnberg lebt sie fort. Im Garten der Eltern des 1787 im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Franz Gavard zu Würzburg soll ein solcher Baum gestanden haben, und ein Leipziger Privatlehrer weiß aus dem vorletzten Jahre des Jahrhunderts ebenfalls noch von ihr zu berichten:

„Bald sollen die sogenannten Rosen von Jericho, wenn sie in dieser Nacht in das Wasser gesteckt werden, aufgehen und aus-

schlagen; bald sollen gewisse Apfelbäume nicht nur zeitig aufblühen, sondern auch zugleich Früchte tragen, wie man ganz vorzüglich in dem Nürnbergischen Gebiete, um Gräfenberg herum, einem kleinen Dorfe Guttenburg, sonst hat wissen wollen. Dies kann alles ganz natürlich geschehen, je nachdem früher als gewöhnlich eine vorzüglich warme Jahreszeit eintritt. Und so ist's mit jenen Rosen, wenn man sie den Winter über in eine warme Stube bringt. Und ist dieß nicht bis auf diese Stunde noch immer der gewöhnliche Fall, daß bey einer früh eintretenden Wärme Bäume und Hecken ausschlagen? Dieß alles hängt von den unabänderlichen Gesetzen der Natur ab, und geht damit ganz natürlich zu. So rühret denn dieß, wie man offenbar sieht, von der Witterung und nicht von der Christnacht her."

Von dem Blühglauben der Winteranfangsnacht ist offenbar der Glaube von dem blühenden Apfelbaum, unter dem Einfluß einer ganz bestimmten Tendenzsage, am frühesten nach Weihnachten gewandert. Um auch andere blühende Pflanzen im Volksglauben dahin zu ziehen, bedurfte es ebenfalls besonderer Einflüsse, und diese sind zu suchen in dem deutschen Kirchenlied und der sinnbildlichen Predigtsprache, die, offenbar von kirchlichen Allegorien ausgehend, doch selbst auch wieder aus dem deutschen Glauben von der Winteranfangsblüte Nahrung gesogen zu haben scheinen. Treten sie doch erst seit dem sechzehnten Jahrhundert ein.

Zu den wunderbaren Erscheinungen, mit denen die christliche Phantasie die Geburt ihres neuen Gottes umgab, gehört nicht nur die Andacht der Tierwelt, sondern auch die Freude des Pflanzenreichs. Das lateinische Kirchenlied schon des fünften Jahrhunderts läßt die Natur in der Geburtsnacht erblühen: „Alles Land war mit Blütenfülle überdeckt, und in den sandigen Syrten selbst rannen Narden und Nektar," singt ein alter lateinischer, etwas überschwenglicher Kirchenschriftsteller am Ende des fünften Jahrhunderts in einem lateinischen Hymnus von der Geburtsnacht. Der alte Hymnus, wie die sinnbildliche Kirchen- und Predigtsprache feiern Maria als einen Zweig aus der Wurzel Jesse, ihren Sohn aber als dessen Blüte. Im Mittelalter findet sich dieser Gedanke in der aus dem Kommentar des Hieronymus zu Jesaias entnommenen Lektion der zweiten Nocturn am zweiten Sonntag im Advent, und er erhielt im ausgehenden Mittelalter Versform: Virgo dei genetrix virga est, flos filius eius. Der

heilige Bernhard hat in seiner zweiten Homilie denselben Gedanken.

Eine Strophe des Liedes „Laßt uns das Kindlein wiegen" von 1613 lautet:

D'Erd grünet vnd bringt rößle,
Der Heyland kompt von Himmel,
Deß frewen sich die Engelein,
Vnd singen in den lüfften fein,
O Jesulein süß.

Noch das neuere katholische Weihnachtslied singt:

Es blühen die Maien
Bei kalter Winterszeit
Ist Alles im Freien
Auf unsrer Schäfersweid;
Ja Alles ist in schönster Blüe,
Die Erd bringt süessen G'ruch herfür; . . .

Der Wiener Prediger Ulrich Megerle, am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, bekannt unter dem Namen Abraham a Santa Clara, führte in einer Predigt diese Sage weiter aus und gab ihr dadurch neue Nahrung. „Wie Gottes Sohn geboren", . . . berichtet er, . . . „da haben sich sehr viele Wunderdinge zugetragen . . . Nachmals ist der ziemlich tiefe Schnee in selbiger Gegend augenblicklich verschwunden und erschienen die Bäume mit Blüthe und Blättern, die Erde aber mit den schönsten Blumen bekleidet und gleichsam geschmückt."

Ebenso bringt die Allegorie von der Wurzel aus Jesse, die schon oben berührt wurde, erst im sechzehnten Jahrhundert ins deutsche Kirchenlied. Vielleicht auch erst im siebzehnten. Aus dessen Anfang stammt das Lied:

Es ist ein ros ensprungen
aus einer wurzel zart,
als uns die alten sungen,
aus Jesse kam die art,
und hat ein blümlein bracht
mitten im kalten winter
wol zu der halben Nacht.

Das röslein das ich meine,
davon Jesaias sagt,

ist Maria die reine
die uns dis blümlein bracht;
aus gottes ewigem rat
hat sie ein kindlein geboren
und ist bliben ein reine magd.

Wir bitten dich von herzen,
Maria, rose zart,
durch dises blümleins schmerzen,
die es empfunden hat,
wöllst uns verhilflich sein,
daß wir jm mögen machen
ein wonung hübsch und fein.

Auch das oberösterreichische Weihnachtslied kennt diesen Gedankenkreis:

Was sieht doch die Welt für Wunder,
Daß zur Winterszeit jetzunder
Sie mit Blumen pranget!
Jesse Blum' von hohen Stammen,
Der vom Himmel führt sein Namen,
Haben wir erlanget . . . . . .

Durch kirchliche Sage und deutsches Kirchenlied wird dieser Volksglaube, der ehedem an keinen Tag mehr gebunden war, an Weihnachten gebunden. Wenn die Stunde kommt, in der nach der kirchlichen Ueberlieferung der neue Gott das Licht der Welt erblickte, geht eine kurze Spanne der Blüte durch die ganze Natur. Seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erscheinen solche Berichte in großer Zahl. In ihrem Mittelpunkte stehen wieder die Saturnalia des Leipziger Magisters und gekrönten Kaiserlichen Poeten Praetorius († 1680), welche 1663 erschienen. Er nennt sie selbst „eine Compagnie Weihnachts-Fratzen". Sie sind ja halb ernster Bericht, halb unterhaltend, halb satirisch und halb gelehrt. An zahlreichen Stellen berührt er diesen Volksglauben.

„Es ist auch der Wahn, daß die Christ Wurtz (ist eine Art der schwarzen Niese-Wurtz) in der Christ-Nacht ihre erste Blume trage. Es wächset hin und wieder ein Kraut, dessen Wurtzel in sich den Nahmen, Christus Jesus hat; so sie in der Christnacht ausgegraben wird. Auch die Alrauns-Wurtz blühet mitten in der Weynachts Nacht und am Christtage steiget der Safft wieder von unten hinauff in die Bäume." Weiter heißt es da:

„Ob aber gleich bey uns üm Weynachten endlich nicht sonderbahres wächst, oder blühet, so ist dennoch dahin gehörig die schwarze Niesewurtz, davon Jsr Hübner in Myster. Sigill. Herbar. p. m. 66. Diese pfleget gemeiniglich üm das Fest der Geburt Christi, zu blühen, wird dem Saturno zugeeignet, und ist diese vor die beste gehalten, welche auff hohen Gebürgen, als Saturninischen Oerthern in der Jnfluentz gegraben wird. Hat sonsten eine sonderliche fürtreffliche Krafft in jhr, den Menschen; insonderheit verlobte Leut bewahret sie vor Kranckheiten, dann diejenigen sehr alt werden, so sie anhängen." Auch noch andre Pflanzen blühen in der Weihnacht. Prätorius hat eine Liste zu einem Akrostichon auf Weihnacht zusammengestellt, in dem der Setzer aber leider zwei Buchstaben vergessen hat.

Jn der Weihnacht blühen:

Welcke Poley
Epfel
Jndianische Nelcken
Andriana seu Petroselinum Macedon
Crocus
Hexen oder Alraunwurtz
Telge oder Zweige von Kirschen.

Schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts sah sich der Volksglaube nach einer Stütze für seine wunderbaren Aussagen um und fand sie in der sogenannten Rose von Jericho, der seltsamen grauvertrockneten Verästelung, die, ins Wasser gesetzt, für kurze Zeit aufblüht, um dann aufs neue in vieljährigen Schlaf zu versinken, bis erfrischendes Wasser sie abermals zum Leben erweckt. Der Volksglaube schränkte ihre Blühfähigkeit auf die Weihnacht ein. Der Lensinger Pfarrer Balthasar Schnurr († nach 1624) erzählt in seinem Calendarium Oeconomicum, daß sie in der Christnacht blühe. Schovenierus meint, sie blühe sonst wenigstens nicht so schön wie in der Christnacht, und ein Kalenderschreiber aufs Jahr 1643 weiß weiter zu berichten, daß kein Tier sich in der Christnacht auf die Blüte niederlasse; Carl Stengel kennt noch weiteren Glauben darüber; in Gegenwart eines Kranken, Sterbenden oder einer Gebärenden, deren Frucht tot sei, bleibe sie auch in der Christnacht fest geschlossen, und Johannes Sturmius will sogar die echte katholische Tendenzfassung erlebt haben, daß sie in Gegenwart eines Calvinisten zublieb, sich aber nach seinem

Weggehen sofort öffnete. Er sah darin ein unanfechtbares Zeugnis für die unbefleckte Empfängnis.

Auch Prätorius berichtet selbst, die Rose von Jericho, die das ganze Jahr dürr und wie tot erscheint, entfalte sich und gebe einen köstlichen Geruch. Sie heiße darum auch Auferstehungsblume (Anastatica hierochuntica). Sie war vor der Geburt von Jesus noch nicht vorhanden und sproßte zuerst unter den Tritten seiner Mutter hervor, als sie mit ihrem Sohne nach Aegypten floh: darum war sie vorzugsweise diesem geweiht.

Ein Leipziger Privatgelehrter weiß darüber noch 1799 zu berichten, und bis in die Gegenwart blieb der Glaube lebendig. Viele der zahlreichen Sammlungen modernen Volksbrauchs und Volksglaubens enthalten Belege für solche Wunder. Am Rhein ging noch in unserem Jahrhundert der Spruch, daß in der Mitte der Christnacht, was ebenfalls dahin gehört,

Alle Wasser Wein
Und alle Bäume Rosmarein

werden.

Reinsberg-Düringsfeld erzählt, daß in der Geisterstunde der Christnacht alles im Keller bewahrte Gemüse zu knospen beginne, daß die Christwurz ihre erste Blume trage, welche Gesundheit und langes Leben verleihe; und ähnlicher Glaube ist fast über ganz Deutschland verbreitet. Besonders ist es der Hopfen, der dann neue Triebe ansetzt. In Klumpbeuern auf dem Solling, wie überhaupt in der ganzen Gegend zwischen Adelepsen und Minden, glaubt man, er grüne in der Weihnacht und komme selbst unter dem tiefsten Schnee hervor; nachher sei jedoch nichts mehr davon zu sehen.

Derselbe Glaube herrscht in der Gegend von Otternhagen und Thören im Hannöverschen und in Westfalen, wo der Hopfen nach dem Volksglauben fingerlang aus der Erde sprießt.

Vor dem Oberthore des im Westrich gelegenen Dorfes Diemaringen im Elsaß liegt ein Feldgarten, in dem vorzüglicher Hopfen, dort Hopp genannt, gepflanzt wird. Wer sich still und unbeschrieen in der Christnacht zwischen elf und zwölf Uhr an den Ort begibt, der sieht fingerlange frische und saftige Hopfensprossen aus dem Boden herausbrechen; die Leute sagen dann: „Der Hopp kommt." Sowie es im Dorfe zwölf

geschlagen hat, gehen die Sprossen wieder in die Erde zurück; je schöner und zahlreicher sie waren, um so reicher wird die künftige Ernte.

In Tirol geht der Glaube, daß in der Christnacht die Farren blühen. Um ihren Samen zu sammeln, muß man ein rotes Kelchtuch, welches der Priester beim Amte in der Christnacht gebraucht hat, ausbreiten. Wer solchen Samen besitzt, wird reich. — Auch in Oberfranken, in Plankstetten, ist es üblich, in der Christnacht „in den Farrnsamen" zu gehen, wie man „in die Heidelbeeren" und „in die Haselnüsse" geht.

In einem elsässischen Dorfe unweit Mariastein steht ein Rosenknopf, welcher nie verblüht. Das Jahr über ist er geschlossen, aber in der Christnacht entfaltet er sich und wirft weithin duftend einen lichten Schein um sich. Er stammt, so erzählt die Sage, von dem „Rosenhurste" her, an welchem die Jungfrau Maria auf der Flucht nach Aegypten die Windeln ihres Kindes aufhing. Je länger er blüht, um so fruchtbarer wird das Jahr. Auch die in der Christnacht sich öffnende Rose von Jericho ist im Elsaß bekannt und gibt Orakel nicht nur für das Wachstum der Früchte, sondern auch für das Schicksal der Bewohner des Hauses, in welchem sie aufbewahrt wird.

Die wunderbare Blühkraft, welche der Natur in der heiligen Stunde eignet, überträgt sich auch auf Dinge, denen man sonst eine Keimfähigkeit nicht zuschreibt, namentlich auf Brotkrümel. Macht sich schon Prätorius über den Volksglauben lustig, so eifert man im achtzehnten Jahrhundert ganz eifrig gegen die (durch die Kirche selbst ja auf ihr neues Hauptfest gezogene) Anschauung. Die Gestriegelte Rocken-Philosophie meint, es werde dem Satan dadurch hofieret, daß man meine, es hätten die von den heiligen Christfesten gesammelten Brotbrösamlein bessere und besondere Kraft gegen ander Brot, sie könnten denen helfen, denen es angethan sei, denen ein Gespenst erschienen sei und denen böse Gedanken kämen. „Wo man an Weyhnacht-Feyertage das Tischtuch nach der Mahlzeit ausschüttet (verstehe auff blosse Erde, unter freyem Himmel) daselbst wächst Brosamkraut." Im Zillerthal, in Zirl in Tirol grünte dieser Glaube, daß in der heiligen Nacht gesät, das Brosamenkraut aufgehe, noch 1871 fröhlich weiter. Die Krapfenbröslen wurden an diesem Abende in den Garten gesät. Das Kraut, das davon aufging, band man in den Weihbüschel. Im Innthal glaubte man gleichzeitig noch, daß Holz,

welches in der Christnacht gehauen werde, nicht eindorre, und den in der Weihnacht knospenden Zweigen wohne besondere Zauberkraft inne.

In Beizkofen in Schwaben pflegen die Leute während der heiligen Nacht zu Weihnachten bei einer Jerichorose drei Rosenkränze zu beten.

Aus dem achtzehnten Jahrhundert ist derselbe Glaube auch bei dem nördlichen Zweige der Westgermanen, den Engländern, und dem nördlichen Zweige der Ostgermanen, den Skandinaviern, bezeugt. Bis zum Jahre 1753 war in Großbritannien und Irland das sogenannte Marienjahr üblich gewesen, das mit dem 25. März begann und nach dem Julianischen Kalender rechnete. Da alle andren Kulturstaaten in der Annahme des Gregorianischen Kalenders vorausgegangen waren, so vollzog sich die Verlegung des Jahresanfangs und der Uebergang von dem alten zu dem neuen Kalender auch hier ohne Widerstand. Nur in Buckinghamshire kam es hierüber fast zu einem Volksaufstand, und die Erregung der Massen entsprang eben diesem alten Weihnachtsglauben, den man durch die neue Ordnung beeinträchtigt wähnte.

In der britischen Sage spielt Joseph von Arimathias eine Rolle. An ihn knüpft auch die Gralsage an, die sich dann über das ganze Mittelalter verbreitete, und auch andere legendenartige Geschichten kennen seinen Namen. Von ihm erzählte man sich, ähnlich wie man den Rosenknopf von Marienstein im Elsaß und die Rose von Jericho bei Prätorius an die christliche Legende anknüpfte, er habe einst am Christabend seinen Stab, den er sich vor Jahren von einem Weißdornstrauche abgeschnitten, in die Erde gesteckt. Auf der Stelle habe er Wurzel geschlagen, Blätter getrieben und sei schon am nächsten Tage über und über mit Blüten bedeckt gewesen. Eine Reihe von Jahren stand er in jeder Christnacht in voller Blüte, und alle seine Ableger blühten ebenso. Viele Senker waren im Laufe der Jahrhunderte zu Grunde gegangen. Aber einer hatte sich erhalten, und dieser stand auf einer Anhöhe der Abtei von Glastonbury in der Grafschaft Somerset. Noch unter Karl I. Stuart, der von 1625—1649 regierte, ward an jedem Weihnachtsfeiertag dem König und der Königin in feierlicher Prozession ein Zweig von Glastonburythorn überreicht, der stets in voller Blüte stand und erst in der voraufgehenden Nacht gebrochen war. Während des folgen-

den Bürgerkrieges zwischen dem Könige und dem Parlament wurde bei einem Ueberfall der Abtei auch dieser Strauch verbrannt. Damit war jedoch nicht der letzte Sproß des alten Josephsstabes vernichtet; denn schon vorher war ein solcher in Quainton in Buckinghamshire gepflanzt worden. Auch er blühte jede Christnacht, und gleich den übrigen trotzdem auch noch jeden Sommer.

In der Nacht vom 24. zum 25. Dezember neuen Stils im Jahre 1753 hatte sich nun eine große Menschenmenge mit Fackeln, Lichtern und Laternen um den wunderbaren Dornstrauch versammelt, begierig, das Entstehen und Aufbrechen der weißen Blüten zu erblicken. Es schlug die Mitternachtsstunde, und nichts regte sich an dem Strauche. Enttäuscht verlief sich in der Morgenfrühe die Menge; aber mit ihr verschwand nicht die Aufregung. Es war kein Zweifel: die New Christmasday war nicht der echte Christtag! Schon wollte die Polizei den verhängnisvollen Dornstrauch beseitigen lassen, da, am 5. Januar neuen Stils, am Old Christmasday, stand er in vollem Blütenschmucke. Dadurch kam das Volk in neue Erregung. Jetzt trat die Gewalt zurück; man sah, daß die Menge durch die neue Verordnung sich in ihrem Heiligsten verletzt glaubte. Die Geistlichen der benachbarten Städte boten die Hand zum Frieden, und es wurde bestimmt, daß fortan der Old Christmasday gleich dem neuen gefeiert werden sollte. —

Es ist ein im Mittelalter weitverbreiteter Glaube, daß aus dem Grabe zweier Liebenden zwei Bäume emporwachsen, die sich eng umschlingen. Das Volkslied aller germanischen Stämme kennt ihn, und noch heute klingt er hier und da in der Volkssage wie im Märchen wieder. Solche Bäume haben oft wundersame Eigenschaften. Auf ihren Zweigen singt ein Vogel das Geheimnis der toten Liebe, oder der Grabesbaum der Mutter streut auf Aschenbrödel goldene Kleider nieder. Im Jahre 1786 erfahren wir von einem solchen Wunderbaum auf Island. Er stand zu Möðhrufell im Eyjafjörðr und war aus dem Grabe zweier unschuldig Gemordeter aufgewachsen. In der Weihnacht strahlte er im Glanze heller Lichter auf seinen Zweigen, und selbst der stärkste Sturm vermochte die Flammen nicht zu verlöschen. Offenbar sind hier zwei Sagen verschmolzen, die von den Liebesbäumen mit der vom Lichterbaum, die schon im Durmars le galois erscheint. Daß Blüten zu Kerzen geworden sind, ist

jedenfalls ganz unabhängig von der französisch-deutschen Sage geschehen. Ebenso die Uebertragung auf Weihnachten, da auf Island in dieser Hinsicht ganz den französisch-deutschen analoge Verhältnisse vorliegen.

In einer der heiligen Nächte der deutschen Winteranfangsfestzeit kam neues Leben in die Natur. In dieser Nacht schnitt man draußen vom Busche oder Zaune zauberkräftige Zweige und setzte sie in die Stube. So reihte sich dem Glauben von den blühenden Bäumen der Brauch an, der sich in einem Jahrtausend Christentum dem Glauben ganz parallel entwickelte. Die Nacht des Rutenschneidens war vermutlich die Martinsnacht. An diesem Tage brachte ja auch der Gemeindehirte sein Rutengeschenk, und St. Mirten wird ja oft mit der Girten zusammen genannt. Die ins Haus gebrachten Ruten wurden feierlich aufgestellt, zum Teil im Freien, im Stalle, zum Teil aber auch in der Stube. Der ehrfürchtige Volksglaube ließ sie nicht ohne weiteres vertrocknen, sondern setzte sie in Wasser oder einen Topf mit feuchter Erde. Etwa einen Mondmonat später standen sie, im kalten Zimmer gehalten, in voller Blüte. Ihr Blühtag war der zweite große Winteranfangsfesttag, an dessen Stelle nachmals der Nikolaustag trat. An ihm ging man mit den Blütenzweigen herum und schlug leise alle, die man segnen wollte, denen man durch Zauberkraft Stärke, Gesundheit, Fruchtbarkeit zu verleihen wünschte. Indem durch etwas größere Betonung des Getreidebaues das Winteranfangsfest mehr in den Winter hinein rückte, rückte der Brauch mit und kam so immer näher an die Zeit der Wintersonnenwende. Da kein Fest da war, an das er sich dort hätte anklammern können, hängte er sich an die Januarkalenden. Ein Papst Martianus soll das Verbot erlassen haben, am 1. Januar die Häuser mit Lorbeer und grünen Bäumen zu schmücken, weil dies heidnischer Brauch sei. Der moderne Volksbrauch und Glaube hat diesen Zug noch aufbewahrt. Wenn man in Thüringen am Andreastage zwischen elf und zwölf Uhr Kirschen und Fliederzweige pflückt und sie ins Wasser stellt, so blühen sie am Neujahrstage; doch werden sie auch nur einen Tag früher oder später gepflückt, so blühen sie nicht.

Unter denselben christlichen Einflüssen wie der Glaube von den blühenden Bäumen rückte der Brauch, blühende Zweige zu haben, nach Weihnachten. Namentlich die Darstellung des Paradiesbaumes zu Weihnachten seit dem dreizehnten Jahrhundert

muß darauf Einfluß gehabt haben. Wenn man seine Erscheinung im Oberuferer Spiel verallgemeinern darf, so war es ein Wachholderbaum oder sonst ein Nadelbaum, an dem man die Aepfel oder auch noch bunte Bänder befestigte. Aus der Kirche und dem Kloster wanderte er mit der Verlegung des Paradiesspieles an ungeweihte Stellen hinaus in die Städte und Ortschaften, und wenn er seinem Zwecke gedient hatte, so mögen ihn wohl manches Mal Kinder seines letzten Schmuckes beraubt haben. Ueber diese seine unheiligen Schicksale ist jedoch keinerlei Kunde auf uns gekommen. Nahezu allweihnachtlich — denn auch in früherer Zeit wurden Paradiesspiele nicht jede Weihnacht aufgeführt — erschien der äpfelgeschmückte Baum in vielen Gegenden den Zuschauern bei den Christaufführungen. War es da ein Wunder, wenn er in ihrem Bewußtsein zu Weihnachten gehörte, sich selbst mit der Geburtssage verband, und, wie wir sahen, sogar in die Lieder der Jesusgeburtspiele eindrang? War es da ein Wunder, wenn auch der Brauch der blühenden Zweige und Bäume von Nikolai oder dem entsprechenden Tage nach Weihnachten rückte, zumal die Priesterschaft die Entstehung einer solchen volkstümlichen Weihnachtsfeier seit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts offenbar begünstigte?

Der äpfelgeschmückte Baum erscheint in der Weihnachtszeit, allerdings erst in neuerer Zeit, nun noch an einer weiteren Stelle, nämlich in dem volkstümlichen Winter- und Sommerspiele, das keinerlei Beziehung zu der Religion aufweist. Aepfel oder buntgefärbte Eier und Bänder sind hier sein Schmuck.

In die zweite Hälfte des Winters fällt ein altes volkstümliches Spiel, den Streit zwischen Winter und Sommer darstellend. Der deutsche Volksbrauch knüpft es nicht an einen ganz bestimmten Tag. Meist aber fällt es in die Zeit von Mitte Januar bis Fastnacht. Vereinzelt kommt es auch schon „um Weihnachten" vor. Wahrscheinlich gehört es ursprünglich an den Anfang des Frühsommers im Beginn des März, und ist im Volksbrauch meist nach dem Frühlingsanfangsfest Fastnachten gerückt. Wir kennen es in zwei verschiedenen Formen, einmal als Kampf zwischen zwei Personen, Sommer und Winter, bei dem der Winter getötet wird, und sodann als Streitgespräch, in dem jeder von beiden seine Vorzüge preist und der Winter sich zuletzt dem Sommer ergibt. Beide sind durch beigegebene Sinnbilder deutlich gekennzeichnet. In dem Streitspiel aus dem böh-

mischen Erzgebirge trägt der Sommer ein Fichtenbäumchen, der Winter einen Dreschflegel. Im Kanton Appenzell hielt bei dem gleichen Spiel 1837 der Sommer ein Bäumchen, das in seiner Form dem Weihnachtsbaum außerordentlich nahe steht. Es trug Birnen und Aepfel, in Flittergold gehüllte Nüsse und flatternde Bänder. Auch hier vertritt der geschmückte Baum die Sommerblütezeit.

In einem andern Bericht über das Sommer- und Winterspiel aus den Schweizer Kantonen Glarus, Schwyz und St. Gallen trägt der Sommer „Reiser und Aepfel", der Winter „eine Ofengabel und andere Insignien". Auch das Bäumchen selbst heißt in diesem Spiel der „Sommer". Schon aus dem siebzehnten Jahrhundert ist uns das bezeugt. „Und sie bringen mit herein den Sommer, d. i. ein Gipfel vom oberen Teil eines Baumes. Daran hängen silberne Gürtel, güldene Hauben, Perlhauben. Winterkränze, Kartenblätter, gelb und rot gefärbte Eierschalen, item gefärbt Papier." Dem gegenüber steht dann „das stroherne Bild, das heißt der Tod."

Dieses Bäumchen als Sommersymbol im Streitspiel ist weder sehr früh bezeugt, noch ist es sehr allgemein. Es hat eine so große Aehnlichkeit mit dem Bäumchen des Paradiesspieles, daß eine Entlehnung dessen, das ja ebenfalls in Aufzügen herumgeführt wurde, fast wahrscheinlich wird. Im Norden, Süden und Westen der deutschen Zunge sind vielmehr Sense und Sichel die Sinnbilder des Sommers in dem gleichen Spiele.

Wie man noch im neunzehnten Jahrhundert in Westfalen, im Elsaß, in der Schweiz und in Kärnthen den Weihnachtsbaum in den Hof setzt, so war das schon im vierzehnten Jahrhundert in Böhmen üblich. Der Presbyter Alsso aus dem Kloster Brěvnov bei Prag hat uns aus der Zeit um 1400 den Anfang eines czechischen Weihnachtsliedes aufbehalten:

Dubecz stogy prostrzed dwora,

in modernem Czechisch Dubec stojí prostřed dvora, d. i. Ein Eichlein steht in der Mitte des Hofes. Das war demnach offenbar Weihnachtsbrauch.

Das Aufstellen von grünem Laubwerk wanderte namentlich in dem früher als Deutschland romanisierten und christianisierten England früh nach Neujahr und dann nach Weihnachten, und

aus den Häusern in die Tempel der neuen Religion. Als Weihnachtsschmuck ist solches Grün in den Kirchen Englands früh bezeugt. Kirchenrechnungen aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert verzeichnen die Ausgabe für Hulst und Epheu. Eine Stange mit solchem Laube geschmückt, ein künstlich hergestellter grüner Baum, scheint in der Festhalle gestanden zu haben. Daneben stehen als Kirchenschmuck zu Weihnachten Lorbeerzweige und grüner Rosmarin. In einer Kirchenrechnung von 1647 ist 1 s 6 d als aufgewendet für Rosmarin und Lorbeer verzeichnet, die zu Weihnachten rings in der Kirche aufgesteckt worden waren. Noch in neuer Zeit kommt das vor. Auch anderes Grün erscheint. In seinen „Briefen über Großbritannien" erzählt Alberti (3, 661) daß in England um Weihnachten grüne Zweige von Orangenbäumen an den Kirchen herumgesteckt werden, welche bis zu Ostern daran blieben. Noch heute wenden manche Gesellschaftskreise in den Großstädten Schottlands große Summen auf, um die ganze Halle der Kirche mit frischem Grün, Guirlanden und Bäumen zu schmücken.

Daneben steht die gleiche häusliche Sitte. In früheren Jahrhunderten war jedes Zimmer mit Epheuranken geschmückt und jede Pfoste mit Hulst. In späterer Zeit scheint dieser Brauch sich dann in die Dienstbotenstuben zurückgezogen zu haben, um von da aus dann wieder in den Drawing room zurückzukehren. In Boz' Erzählung „Der Weihnachtsabend, eine Geistergeschichte", trägt der Weihnachtsgenius einen Stechpalmenkranz. Ob der Name Christdorn für diese Pflanze einen Bezug auf Weihnachten enthält, kann fraglich sein. Als Friedrich Nork 1847 seinen Festkalender herausgab, schrieb er: „Ein neuerer Tourist will noch in England in der Christnacht die Dienstbotenstuben nicht nur mit den Zweigen der phallusgestaltigen Stechpalme verziert gesehen haben, sondern auch in der Küche wird ein ungeheurer Büschel Eichenmispel aufgehangen, und jede Magd, die unter demselben sich von einem Manne ertappen läßt, muß sich von ihm küssen lassen." Sandys in seinem sehr flüchtigen Buche über Weihnachten gibt keinen neuen Aufschluß über eine etwaige örtliche Verbreitung.

Heute scheint die Sitte über ganz Großbritannien verbreitet zu sein. Sie gestattet dem Manne sogar, einen Mistelzweig in der Tasche mit sich herumzutragen und über sein Opfer zu halten, an jedem Orte und zu jeder Stunde, wo es ihm beliebt. Ge-

wöhnlich ist der Zweig jedoch an dem Gasbrenner der Hausflur befestigt, oder sonst an einem Gasbrenner, unter dem kein Tisch steht, und praktisch wird das Kußrecht verhältnismäßig selten ausgeübt. Auf dem Festland ist der Brauch in weiteren Kreisen heute wohl nur in Wien üblich, aber auch hier nur in feinen Häusern. Vielfach hält man irrtümlich den Holly mit seinen roten Beeren in Deutschland für den misteltoe, obgleich dieser weiße Beeren und ganz anders geformte Blätter hat. Die englischen „Weihnachtskarten" (Christmas cards), die größtenteils in Deutschland gedruckt werden, zeigen demgemäß auch meist den Holly. Auf keltischem Boden scheint sich die Mistel noch einer höheren und weiteren Bedeutung zu erfreuen. In Wales heißt sie Pren Awyr, luftiger Baum, weil sie auf einem Baume wächst, und wurde im Anfang unsers Jahrhunderts über den Thüren aufgesteckt.

Auch in Frankreich spielt die Mistel um die Wintersonnwendzeit eine Rolle. Nach Eckermann hörte man am 1. Januar dort den Ruf A qui l'an neuf, der zum Pflücken der Mistel aufforderte, und sammelte Geschenke ein, welche in der Volkssprache bei Chartres équilables oder aiquilables hießen, also nach der Mistel (qui) benannt waren. Einst soll die Mistel, welche der Priester verteilte, selbst das Neujahrsgeschenk gebildet haben. In Chauny in der Picardie riefen vor der Mitte unsres Jahrhunderts die Kinder ihr Guignoleux chanterons nous am Weihnachtsabend. In Marseille scheint die immergrüne Myrte für die Mistel eingetreten zu sein. Dort erschienen nämlich noch 1847 dreizehn mit Myrtenzweigen geschmückte Brote bei der Weihnachtsmahlzeit.

In Deutschland ist aus dem fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert merkwürdigerweise kein einziges Zeugnis auf uns gekommen, daß man zu Weihnachten die Häuser mit grünem, rote und weiße Beeren tragenden Laub oder mit blühenden Büschen ausgeschmückt hätte, aus dem achtzehnten Jahrhundert aber ist das mehrfach belegt. Eine Salzburger Waldordnung vom Jahre 1755 verbietet Bächl- oder Weihnachtsboschen aus dem Walde zu holen, das Aufstellen von grünen Sträußen und Aesten war damals also im deutschen Süden allgemein üblich.

Wir besitzen ferner eine Radierung von Joseph Kellner „Das Christbescherens oder der fröhliche Morgen". Sie stellt die Be-

scherungsszene dar, und in der Ecke steht ein frischer, grüner Laubholzbaum, der drei brennende Lichter trägt und außerdem allerlei Christbaumputz anhängen hat. In der Mitte des Baumes befindet sich ein Christengel, wie er noch heute in Nürnberg üblich ist, zwei brennende Lichter in den Händen. Das Bild gehört nach den Trachten um das Jahr 1790. Damals gehörte ein solcher Laubbaum also offenbar zur typischen Weihnachtsfeier in Münchener Bürgerkreisen.

Ungefähr in dieselbe Zeit führt eine Nachricht aus dem Westen von Bayern, aus Nördlingen. In der Selbstbiographie des Schlachtenmalers Albrecht Adam, der 1786 in Nördlingen geboren war, heißt es mit Beziehung auf seine Jugendzeit: „In Nördlingen hat man nicht den düsteren Tannenbaum für die Christbescherung, sondern man setzt schon monatelang vorher den jungen Stamm von einem Kirsch- oder Weichselbaum in einer Zimmerecke in einen großen Topf. Gewöhnlich stehen diese Bäume bis Weihnachten in voller Blüte und dehnen sich weit an der Zimmerdecke hin aus, was man als eine große Zierde betrachtet und was auch in der That zur Feier des Christfestes sehr viel beiträgt. Eine Familie wetteifert mit der andern, und die, welche den schönsten blühenden Baum hat, ist sehr stolz darauf." Im Koburgischen setzte man noch 1858 einige Wochen vor Weihnachten mehrere Flieder-, Kirschbaum- und Lindenäste ins Wasser und ließ sie in der Zimmerwärme treiben und blühen. Sie nahmen ganz die Stelle des Weihnachtsbaumes ein und außerdem schlugen mit ihnen die Knaben die Mädchen am ersten Weihnachtsfeiertage, diese jene dafür dann am Neujahrstag. Auch Buchsbaum- oder andre grüne Sträußchen fanden dazu Verwendung, so zwei Rosmarinstengel und bebänderte Ruten. Die Knaben thaten es, um Pfefferkuchen, Aepfel und Nüsse zu erlangen.

Als im fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert der blühende Busch im deutschen Süden zur Weihnachtssitte wurde, wurde die Einholung der Zweige am Andreasabend üblich. Ein Mondmonat im Wasser brachte sie dann gerade zu Weihnachten zur Blüte. Das wurde jedoch anders, als im sechzehnten Jahrhundert auch beim Landvolk geheizte Stuben üblich wurden. Als Aeneas Sylvius 1453 in Wien war, betrachtete er es noch als einen besonderen Luxus, daß fast alle Bürger ihre Stuben heizten. Das folgende Jahrhundert aber kannte geheizte Zimmer auch dort, wo

man sich keine eigene kemenate leisten konnte. Damit war eine weitere Annäherung des Schneidetages an Weihnachten gegeben, und nun folgte die Verschiebung auf Barbaratag, mit zunehmender Zimmerwärme auf Lucientag, und endlich gar auf Thomastag. Der ganze deutsche Süden kannte noch in unserm Jahrhundert an außerordentlich zahlreichen Stellen diesen Brauch. In Freudenthal in Oesterreichisch Schlesien pflückten die Frauen um zwölf Uhr nachts am Andreastage einen Weichselzweig und stellten ihn ins Wasser. Dann blühte er zu Weihnachten. Mit diesem Zweige gingen sie in die Christmette. Bei dem Segen erkannten sie dann alle Hexen, da jede einen Sechter (ein hölzernes Gefäß) auf dem Kopf hat. Außer dem vierten, dreizehnten und einundzwanzigsten Dezember kommt auch die „erste Klöpfelnacht" als Schneidenacht vor. Manchmal wird als Zeit des Schneidens auch ganz allgemein „vor Weihnachten" angegeben. In Niederösterreich dienen diese Zweige zum Erforschen der Zukunft. Hier verschafft sich am Barbaratage jedes Mitglied der Familie einen Kirsch-, Weichsel- oder Birnbaumzweig. Arme Leute bieten dieselben auch unter dem Namen Barbarazweige zum Kauf aus. Um eine Verwechselung zu verhüten, bekommt der Zweig jedes einzelnen ein besonderes Zeichen. Alle kommen dann in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, das auf dem Ofen seinen Platz hat. Jeden zweiten Tag wird das Wasser durch frisches ersetzt. Die so gepflegten Zweige treiben nach ungefähr drei Wochen eine weiße Blüte, und derjenige, dessen Zweig am ersten oder am schönsten blüht, hat Glück zu erwarten. In Tirol versucht man sogar, einen Kirschbaum im Freien zum Blühen zu bringen. In der ersten Klöpfelnacht, dem ersten Donnerstagabend in der Adventszeit, gräbt man nämlich in Ranggen unter einem Kirschbaum Kalk ein; dann blüht der Baum in der Christnacht. Bei Meran setzt man an demselben Tage Kirschzweige ins Wasser, um sie darin hinter dem Ofen blühen zu lassen. In Kärnthen stecken die Mädchen am Lucientage einen Kirschbaumzweig in den Sand. Wenn er zu Weihnachten blüht, gehen ihre Wünsche in Erfüllung. Noch 1871 benutzte man in Tirol in der Weihnacht knospende Zweige, um seine künftige Ehehälfte kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke brach man dann einen solchen Zweig ab und ging mit demselben um den Baum herum. Beim dritten Umgang kommt das künftige Gemahl dann heran und bietet die Hand zum stummen Gruße. Wie in allen ähnlichen Fällen ist eine Anrede nicht er-

laubt. Wenn man um Schlag zwölf Uhr in der heiligen Nacht drei Ruten von verschiedenen Stauden abschneidet, kann man damit zaubern und einen schlagen, wenn er auch stundenweit entfernt ist.

Wie man in Meran in der Weihnachtsnacht einen Kirschbaum im Freien zur Blüte zu bringen sucht, und anderorts ganze Bäume oder Zweige im Zimmer aufstellt, so anderwärts auch Nadelbäume im Freien. Bei den Nordgermanen ist dieser Brauch früh bezeugt. Schon Rudbeck erzählt von den alten Schweden: „Wenn die Sonne wiederkam, empfingen sie selbige mit Opfern, Spielen und andern Festivitäten, welche so tief eingewurzelt, daß sie bei Annehmung des Christentums nicht gänzlich abgeschafft werden können; sondern soviel ihrer nicht eine öffentliche Abgötterei in sich halten, auf das Weihnachtsfest transferiert worden, und noch heut zu Tage durch ganz Schweden gebräuchlich sind. Die alten Heiden satzten vor ihre Häuser zweene Tannenbäume kreutzweise über einander, und fraßen und soffen 19 Tage lang. Die heutigen haben noch den Gebrauch mit den Bäumen und dem neunzehntägigen Schmausen." Dieser Brauch erhielt sich noch länger. Noch gegen 1830 richtete man in Schweden zu Weihnachten grüne Bäume (Fichten oder Tannen) im Freien bei den Orten oder Häusern auf. Diese Sitte beschränkt sich jedoch nicht auf Skandinavien, sondern findet sich auch im Westen und Osten der süddeutschen Stämme.

Wie die Schweden nach Einführung der christlichen Weihnachtsfeier das Baumaufrichten vor den Häusern an dem neuen Feste vornahmen, so setzte man in neuerer Zeit auch in Westfalen am Christabend Tannenzweige vor die Hausthüre, und in Kärnthen wurde noch 1879 im Gailthale in einigen Orten, namentlich bei den „Bergern", in der heiligen Weihnacht ein „Barzn" (ein astreiches Fichtenbäumchen) ohne allen farbigen Schmuck, ein Zeichen stiller Freude in der heiligen Zeit, im Schnee an der Ecke des Gehöftes aufgestellt.

Anderorts gruppiert sich der grüne Schmuck, den man in der Weihnachtszeit im Freien aufstellt, um den Brunnen. In einigen Dörfern des Elsaß, zumal in den französischen Ortschaften der Vogesen, hat sich die sehr verbreitete Sitte erhalten, zu Neujahr den Brunnen mit einem Mai zu schmücken. Die jungen Mädchen, welche den Brunnen besuchen, verschaffen sich nämlich einen kleinen Tannen- oder Stechpalmenbaum, zieren ihn mit

Bändern, Eierschalen, kleinen Figuren, die einen Hirten oder Mann vorstellen, der seine Frau schlägt, und stellen den so geschmückten Baum in der Neujahrsnacht auf den Brunnen. Während des Neujahrstages besucht man die Brunnen, in deren Schmuck sich die Mädchen zu überbieten suchen, und sobald der Abend anbricht, wird der Schnee um den Brunnen sorgfältig weggekehrt, und die jungen Mädchen tanzen singend einen Reigen, an dem sich die jungen Burschе nur mit ihrer Erlaubnis beteiligen dürfen. Der Baum bleibt das Jahr hindurch als schützendes Symbol für diejenigen stehen, die ihn errichtet haben. Weiter südlich findet sich der Brauch noch in andrer Abart. Die Bruderschaft der Kusträger in Hagenau am Bodensee, welche aus vierundzwanzig ledigen Burschen bestand, setzte dem Pfarrer regelmäßig bis 1798 in der Neujahrsnacht gegen Morgen den „Maien" (Tannenbaum). — —

Die Zweige, welche man am Winteranfangstage im alten Deutschland brach und feierlich aufstellte, sei es nun in Wasser oder einen Topf mit Erde, oder auch nur an die Wand steckte wie den Martinsbusch in Oesterreich, dienten außer zu Loszwecken noch einem andern volkstümlichen Brauche. Durch einen Schlag mit solch einem Segenszweige glaubte man, wie einst im alten Indien so auch noch in Deutschland Fruchtbarkeit und Gedeihen auf den Berührten übertragen zu können. In dem österreichischen Miltigau sammelt man am Barbaratage die sogenannten Barbarakätzchen, legt sie in Wasser an einen warmen Ort, damit die Kätzchen bald austreiben, und zu Weihnachten sind gewöhnlich die Knospen offen. Nun werden die Zweige in Büschel gebunden und mit den so erhaltenen Ruten gehen die Burschen des Dorfes am Unschuldigen Kindertage, dem 28. Dezember, zu den Mädchen und peitschen diese damit, wofür sie dann Bier, Branntwein und Kuchen von den Mädchen zum Geschenke bekommen. — Im Egerlande nimmt man dazu Birkenruten, die man ebenfalls am St. Barbaratage schneidet, in ein Glas Wasser an einen warmen Ort stellt, damit sie ausschlagen, und dann mit einem roten Seidenband zu einem Strauß zusammenbindet.

Mit den Martins- und Nikolausgeschenken erhielt jedes Kind einen grünen Zweig oder ein Bäumchen, mochte nun Tanne oder Wachholder, Rosmarin oder Eiche es liefern, mochte es ein künstliches Bäumchen, ein zusammengebundener Busch oder ein einfaches Aestchen sein. Am Martinstag wars wohl meist ein ein-

faches Reis, am Nikolaustag dagegen ein blühender Zweig. Der Martin oder Nikolaus verschenkt dieses Grün gleich den Geschenken, die er mitbringt. Er ist selbst ein Geschenk und zwar das wesentlichste. Erst seit das sechzehnte Jahrhundert pädagogischen Sinnes den Brauch umgewandelt hat, schlagen die umziehenden Gestalten. Ursprünglich sind Martinsgerte, Nikolausbäumchen und blühender Zweig, den man am Andreasabend für Weihnachten schneidet, eins und dasselbe. Der letzte Tag dieser ganzen Festzeit ist im Mittelalter nicht Weihnachten, sondern der Unschuldigen Kindertag, der 28. Dezember. Bis zu diesem dauert die Kinderherrschaft, der Brauch des Kinderbischofs, der nachmals auf eine weit kürzere Zeit eingeschränkt wurde, bis er endlich ganz verschwand. Er erscheint auch schon am Ausgange des Mittelalters als der Tag, an dem mit den blühenden Ruten geschlagen wurde. Später, als das Schlagen mit ihnen nur noch von Kindern geübt wurde, hielt er sich um so besser als Schlagtag, weil er als Gedächtnistag der Tötung der Bethlehemer Kinder durch Herodes der einzige Tag war, dessen Sage mit Kindern in Berührung stand.

In ihrem Bestreben, volkstümlich zu werden, hatte sich die neue Religion auch dieses volkstümlichen Brauches des Rutenschlagens bemächtigt, und vielleicht hatte er dadurch nicht sonderlich gewonnen. Bis zum Jahre 1431 verrichteten in Nantes die Priester das Fitzelamt. Sie schleiften die aus dem Bette geholten nackten Personen durch die Straße in die Kirche, wo sie sie auf den Altar hoben. Das war am Unschuldigen Kindertage. Schon am Ende des sechzehnten Jahrhunderts war die Sitte stellenweise ganz nach Weihnachten gewandert: Eine ehemals im Plassenburger Archiv befindliche Polizeiverordnung der Herrschaft Lauenstein vom Jahre 1599 verbietet „das Kindlen oder Dingeln das zu Weyhnachten getrieben wird, da die großen, starken knecht den Leuten in die Heusser laufen, die Mägde und Weiber entblösen und mit Gerten oder Ruten hauen". Seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts oder wohl auch schon im sechzehnten treten Kinder an Stelle der „starken knecht". Damals trieben in der Schweiz die Kinder am Kindertage ihre Eltern mit Ruten aus den Betten. Am Unschuldigen Kindertage haftete das Buschschlagen noch im neunzehnten Jahrhundert in Hohenfelden und Weida bei Weimar. Birkenreiser und Tannenzweige waren dort die Schlagmittel. Schwaben, Bayern, Franken, Oesterreich kennen

ebenfalls an diesem Tage oder am Tage vorher, dem Stephanstage, das Pfeffern mit Wachholderstauden. Der Tag, an welchem solche Bräuche stattfanden, schwankte schon darum etwas, weil auch die alte Kirche nicht immer die gleichen Festtage feierte. Auch die Dauer des protestantischen Festes schwankte. Am zweiten Weihnachtsfeiertage besuchten um 1800 an einigen Orten die Kinder ihre Freunde, Bekannten und Paten, hauten sie gelinde mit Ruten, die sie Pfeffern hießen, worauf sie sodann von ihnen einige Geschenke empfingen. Ja, sie trieben mitunter wohl auch mit diesen Ruten auf den Gassen ihren Unfug. In der Gegend von Tübingen und Eßlingen hieß der Weihnachtsdienstag Pfeffertag. Da sammelten die Knaben, mit Ruten von „Weckholder" oder Tannen umziehend, Nüsse, Aepfel, Brot.

Im Voigtlande und am ganzen sächsischen Erzgebirge peitschten die Burschen die Frauen und Jungfrauen am zweiten Weihnachtstag mit ausgeschlagenen Birkenruten, die ein rotes Band zusammenhielt, oder mit irgend etwas Grünem, Rosmarinstämmchen oder Wachholderruten. Ebenso im Orlagau.

Wie das Schlagen der Menschen zu Weihnachten vorkommt, so auch das Schlagen der Bäume, zum wenigsten örtlich. In der Rhön schlägt man am Unschuldigen Kindertage neben den Menschen auch die Bäume. In Mähren streichelt die Bäuerin die Obstbäume mit den vom Kneten des Weihnachtsteiges noch klebrigen Händen und sagt: „Bäumchen, bringe viele Früchte." In der Sylvesternacht springt und tanzt man in Hildesheim um die Obstbäume und ruft:

Freue ju Böme
Nüjoar is kömen!
Dit Jär ne Kâre vull,
Up et Joar enn Wagen vull.

In Kurland schlug man im neunzehnten Jahrhundert bereits am ersten Weihnachtsfeiertag mit einem Stock an die Apfelbäume, damit sie gutes Obst brächten, im Thurgau mit Stangen an die Nußbäume, in Mecklenburg, Oldenburg, Tirol wurden alle Obstbäume geschlagen.

Unter den verschiedensten Einflüssen hat sich die heilige Rute, der blühende Zweig und Baum der deutschen Winteranfangsfeier, vielfach gespalten. Die Martinsgerte, das Nikolausbäumchen, der Kranewitbusch des Oberuferer Jesusgeburtspielumzugs,

der blühende Kirschbaum der heiligen Hedwig, die blühenden Aepfelbäume von Bamberg und den andern Orten, der blühende Baum auf Joseph Kellners Radierung und der Bächlboschen Salzburgs, der blühende Loszweig Tirols, der Tannenzweig der Kinder am 28. Dezember, mit dem sie Eltern und Verwandte schlagen, und die Rute des Knecht Ruprecht wie die Christruten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, sie alle gehen auf ihn zurück, und ein Ableger von demselben Stamme ist auch der deutsche Weihnachtsbaum, der mit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts auf den Schauplatz der Geschichte tritt.

IX.

Der Weihnachtsbaum.

Wohl schon durch die Einführung der christlichen Religion nach Deutschland, aber noch mehr durch das Eindringen des Heiligenkalenders in das natürliche System der deutschheimischen Festzeiten hatte sich der Brauch des blühenden Winteranfangsbusches gespalten. Zum Teil war er in die Hand der Kirchenheiligen geraten, zum Teil aber lebte er auch noch als Busch fort, der, einfach in den Topf gestellt, am Festtage in Blüte stand. Auch in ihrer weiteren Entwickelung haben beide Büsche noch gemeinsame Züge. Beide sind Schlaginstrumente, und beide werden zu Zuchtruten; der eine für die unartigen Kinder, der andre für alle, Groß wie Klein, Mann wie Weib. Bei dem ersten bleibt trotzdem der Segenscharakter länger erhalten, ihm folgen Geschenke. Bei dem zweiten war er ursprünglich besonders deutlich: man gab ein Geschenk als Lohn für den Segensschlag; dann aber wich er der Auffassung der Züchtigung: man faßte die Geschenke als Loskauf von weiteren Schlägen. Beide Blütenbüsche wurden im Hause aufgestellt, zum Teil an der Wand befestigt, zum Teil hängend, zum Teil auf dem Tisch, im Fenster, auf dem Boden stehend. Beide Blütenbüsche rückten unter dem dauernden Einfluß des christlichen Festkalenders nach Weihnachten, erhielten durch den ebenfalls dahin wandernden Glauben von den blühenden Bäumen im Walde ihren heimischen Hintergrund wieder und gewannen durch die christlichen Allegorien von dem Zweig aus der Wurzel Jesse, aus dem eine Rose entspringt, noch einen neuen dazu. Indem sie tiefer in den Winter hineinwandern, nehmen sie zum

Teil andre Formen an. Aus dem Blütenbäumchen des Nikolaus wurde ein Tannenwipfel, an den man bunte Papierblumen hängte, und ebenso traten für die blühenden Ruten zum Schlagen Surrogate ein, künstliche Blütenzweige, Buchsbaumsträuße, Tannenzweige mit bunten Bändern. Mit der typischen Ausbildung des Surrogates als eines mit bunten Papierrosen und andrem Schmuck behängten Tannenbäumchens, das in der Stube aufgestellt wird, teils auch hängt, tritt der Brauch vom Aufstellen der blühenden Bäume in ein neues Stadium, er wird zum förmlichen Weihnachtsbaum. Aus indogermanischer Wurzel entsprungen, aber vom Christentum nicht unwesentlich beeinflußt, hat der Brauch im Anfang keine Beziehung zu den öffentlichen Religionen. Allerdings sucht ihn wenigstens der Protestantismus aufzusaugen. Es gelingt ihm jedoch nicht; der Weihnachtsbaum wird mit der sich immer enger an ihn anschließenden Bescherung vielmehr der Mittelpunkt der volkstümlichen Weihnachtsfeier ohne mythologische und religiöse Färbung, des Kinderfestes, das keine Deutung und Entschuldigung braucht, sondern dessen Dasein durch das bloße Dasein der Kleinen gerechtfertigt ist. Seine Bedeutung wächst innerhalb dreier Jahrhunderte in demselben Maße, in welchem die Religion die Fühlung mit dem Volkstum verliert.

Der große Schritt der blühenden Zweige zur typischen Gestalt des geschmückten Tannenbäumchens fällt jedenfalls in das Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Soweit zurück ins deutsche Altertum der Brauch des Aufstellens blühender Büsche auch reichen mag — vor dem Jahre 1605 kennen wir keinen geschichtlichen Weihnachtsbaum, d. h. einen geschmückten Baum, der ohne Beziehung auf ein Paradies- oder Winter- und Sommerspiel am Christtage aufgerichtet wurde. Auch dann tritt er nicht gleich fertig vor unsre Augen. Vor allem hat er noch keine Lichter. Ganz langsam beginnt er hie und da, im äußersten Westen, im äußersten Osten des deutschen Sprachgebiets litterarisch vorzukommen. Von einer eigentlichen Verbreitungsgeschichte kann man in den ersten beiden Jahrhunderten nicht reden. Denn offenbar ist unter gleichen Verhältnissen der blühende Busch in gleicher Weise an verschiedenen Orten durch den Tannenbaum ersetzt worden, und dessen Schmuck ist infolgedessen auch allenthalben verschieden. Erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts treten die verschiedenen Weihnachtsbäume miteinander in ideelle Be-

ziehung. Ihre weite Verbreitung tritt aus dem Dunkel und wird seit Anfang des neuen Jahrhunderts mit reißender Schnelligkeit eine immer größere. Nachdem der Baum Ende des achtzehnten Jahrhunderts seinen Siegeszug einmal angetreten, hat er sich in fünfzig Jahren fast ganz Deutschland und in weiteren fünfzig die Welt erobert — eine Verbreitungsgeschichte, die auf dem Gebiete des Volksbrauches einzig dasteht. Zum Teil ist seine Geschichte in ihrer entscheidenden Periode mit dem Leben unsrer Klassiker eng verwachsen, zum Teil ist sie abhängig von dem Napoleonischen Weltkrieg und den damit verbundenen Verschiebungen der Landesgrenzen; ihre Krönung erhält sie durch deutsche Reisende, Auswanderer und Kriegsschiffe, die die heimatliche Sitte nach fernen Ländern und Erdteilen trugen. — —

Um die Grenzscheide des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts lebte zu Straßburg im Elsaß ein Mann, der, in seiner Jugend dort eingewandert, mit den Verhältnissen der Stadt wohl vertraut war und für allerlei kleine und große Vorkommnisse lebendige Teilnahme hatte. Sein Name ist uns unbekannt, aber wir haben von ihm noch einige Aufzeichnungen aus dem Jahre 1605, die er in seinen Mußestunden zu keinem bestimmten Zwecke gemacht zu haben scheint. Sie tragen den Titel: Memorabilia quaedam Argentorati observata, sind aber deutsch geschrieben. Er erzählt auch von Weihnachten:

> Auff Weihenachten richtett man Dannenbäum zu Strasburg in den Stuben auff daran hencket man roßen auß vielfarbigem papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgolt, Zucker etc. Man pflegt darum ein viereckent ramen zu machen. vndt vorrn
> — — — — — — — — — — — — — — — — —
> — — — — — — — — — — — — — — — — —

Weiter ist der Text nicht leserlich, da das Papier an dieser Bruchstelle völlig zerrissen ist. Jedenfalls schloß sich hier eine zweizeilige Bemerkung darüber an, was sich in dem Rahmen fand, oder wo Lichter angebracht waren. Der Plural „Dannenbäum" läßt es zweifelhaft, ob man in derselben Stube vielleicht für jedes Kind ein Bäumchen aufrichtete. Fast will es so scheinen, dem Ursprung des Brauches würde das durchaus entsprechen, und dieselbe Form ist uns auch 1737 belegt. Jedenfalls kannte man im Jahre 1605 in Straßburg bereits Weihnachtsbäume in ihrer typischen Gestalt. Unser Gewährsmann spricht von ihnen durchaus wie von etwas dort Altgewohntem, das nur ihm, dem

Neueingewanderten, auffällig erscheint. Man wird also mit der Annahme, daß der Brauch hier noch ins sechzehnte Jahrhundert hinaufreicht, schwerlich fehlgehen.

Die zweitälteste Nachricht über den Weihnachtsbaum stammt ebenfalls aus Straßburg, und ihr Uebermittler ist ein berühmter Theologe seiner Zeit, Johann Konrad Dannhauer, der heiligen Schrift Doktor, Professor und Prediger am Münster. In den Jahren 1642—1646 hatte er ein mehrbändiges Werk geschrieben, das 1657 neu aufgelegt wurde. Stellt schon der Straßburger Bürger in seinen Aufzeichnungen von 1605 die häusliche Weihnachtsfeier selbständig neben die kirchliche und hält beide sorgsam getrennt, so eifert der Professor Dannhauer heftig gegen die häusliche Sitte.

„Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnacht- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt, und ihn hiernach schüttelt und abblümen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht; ist ein Kinderspiel . . . Viel besser wäre es, man weihte die Kinder auf den geistlichen Cedernbaum Christum Jesum."

Die Form dieser beiden ältesten Nachrichten über den deutschen Weihnachtsbaum beweist deutlich den Zusammenhang des Brauches mit den blühenden Bäumen der Weihnacht. Auf dem ältesten Weihnachtsbaum von 1605 finden sich Aepfel und selbst Blüten in Gestalt bunter Papierrosen, und Dannhauer nennt das Ableeren des Christbaumes „abblümen". Wenn späterhin dieser ideelle Zusammenhang auch verloren gegangen zu sein scheint, so ist er für die beiden ältesten Ueberlieferungen darum nicht weniger gewiß. —

Aus der Stelle bei Dannhauer gab es nicht nur mehrere Thatsachen, sondern auch einigen Zorn auf diesen schändlichen Brauch abzuschreiben, und darum konnte sie nicht unbemerkt bleiben. Dannhauers Werk war weit verbreitet, und so hat seine Bemerkung, trotz ihrer entgegengesetzten Tendenz, wohl sogar dazu beigetragen, den Brauch auszubreiten. Aus seinem Buche entnahm sie Georg Grabow, Conrektor des Gymnasiums zu Cölln an der Spree für seine „Entdeckung der schädlichen und schändlichen Finsterniß". 1679.

„So schreibet D Dannhawerus, ein berühmter Professor und Prediger zu Straßburg, im IV. Theil der Catechismus-Milch:

Wir sind des anklebenden Unflats auch nicht allerdings befreyet. Von dem alten Päbstischen Sauerteig ist noch bey uns der Puppen-Marckt übergeblieben, der offt viel an der devotion hindert, und viele Tohrheiten nach sich schleifft. Und p. 649 schreibet er: Unter andern Lappalien, damit man die alte Weynacht-Zeit offt mehr, als mit Gottes Wort und heiligen Ubungen, zubringet, ist auch der Weynacht-Baum, oder Tannenbaum, den man zu hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behenget, und ihn hernach schütteln und abblümen läßt. Wo diese Gewohnheiten herkommen, weiß ich nicht. Es ist ein Kinderspiel, doch besser, als andere Phantesey; Nb. ja Abgötterey, so man mit dem Christkindlein pfleget zu treiben, und also des Satans Capell neben die Kirche bauet, den Kindern eine solche Opinion beybringet, daß sie ihre innigliche Gebätlein für dem vermummten und vermeynten Christ-Kindlein fast abgöttischer Weise ablegen. Viel besser wäre es, man wiese sie auff den geistlichen Cedernbaum CHristum JEsum."

Der neue Brauch tritt geradezu an Stelle der volkstümlichen Religionsübung der Weihnachtsumzüge, von der sich die Kirche und die Gebildeten in gleicher Weise abwenden, die aber trotzdem auch weiterhin einen durchaus religiösen Charakter tragen. Wie sie ehedem der Mittelpunkt der Weihnachtsfeier der Kinder waren, so wird jetzt er es. Er ist nur deshalb imstande, sie zu verdrängen, weil er, ganz dem Sinne der Zeit entsprechend, keinerlei konfessionell religiösen Charakter trägt, andrerseits aber auch keiner christlichen Anschauung direkt zuwiderläuft.

Der Wittenberger Dozent der Rechte Carolus Gottfried Kisslingius aus Zittau, dem wir die gelehrte Arbeit „Von Heil Christ-Geschencken" verdanken, kannte die Notiz Dannhauers über den Weihnachtsbaum in Straßburg ebenfalls; denn er kannte und zitierte 1737 die Schrift Grabows, welche jene Stelle enthielt. — Gäbe er uns also einen Bericht sehr ähnlichen Inhalts, so würde man diesen kaum als ein selbständiges Zeugnis für das Vorkommen des Weihnachtsbaumes betrachten können. Er erzählt uns allerdings von Weihnachtsbäumen, aber unter so andren Umständen, daß eine Entlehnung schlechterdings ausgeschlossen erscheint. Zunächst ist seine Stellung zu dem Brauche eine andre. Dannhauer verwirft ihn, Kißling empfiehlt ihn. Weiter erscheinen bei ihm mehrere Weihnachtsbäume in demselben Hause. Jede Person bekommt einen. Fernerhin haben seine

Weihnachtsbäume Lichter und erscheinen als ein Bestandteil einer förmlichen Bescherungsfeier. Er sagt: „Wenn die Ueberreichung der Geschenke denn doch unter gewissen Feierlichkeiten vor sich gehen soll, so gefällt mir immer noch am besten die Art und Weise, wie eine Frau, welche auf einem Hofe lebte, die Bescherung veranstaltete. Wie sie mit ihrem Gatten sehr ehrbar gelebt hatte, so hatte sie auch lauter sehr angesehene Söhne und Töchter und überhaupt eine sehr zahlreiche Familie, und sie teilte ihren Kindern und Dienstboten aufs freigebigste Geschenke aus. Und zwar folgendermaßen: Am heiligen Abend stellte sie in ihren Gemächern soviel Bäumchen auf, wie sie Personen beschenken wollte. Aus deren Höhe, Schmuck und Reihenfolge in der Aufstellung konnte jedes sofort erkennen, welcher Baum für es bestimmt war. Sobald die Geschenke verteilt und darunter ausgelegt und die Lichter auf den Bäumen und neben ihnen angezündet waren, traten die Ihren der Reihe nach in das Zimmer, betrachteten die Bescherung und ergriffen jedes von dem für es bestimmten Baume und den darunter bescherten Sachen Besitz. Zuletzt kamen auch die Knechte und Mägde in bester Ordnung herein, bekamen jedes seine Geschenke und nahmen dieselben an sich. — Schließlich können jedoch auch diese Feierlichkeiten und Veranstaltungen wegbleiben.

„Am besten thun jedenfalls die Hausväter und Hausmütter, welche die einem jeden zugedachten Geschenke diesem zu einer Zeit überreichen, wo er deshalb nicht den Gottesdienst zu versäumen braucht, fromme Wünsche dazufügen, den Empfängern ins Gedächtnis zurückrufen, welche Wohlthaten Gott durch die Geburt des Heilandes auf uns gehäuft hat, sie zur Frömmigkeit und Tugend ermahnen und ihnen auch fernerhin väterliche Fürsorge, Schutz und Hilfsbereitschaft versprechen."

Da die meisten Züge, welche Kißling in seiner Schrift aus eigener Beobachtung mitteilt, seiner Heimatsstadt Zittau oder deren nächster Umgebung entnommen sind, so wird man kaum fehlgehen, wenn man von diesem Zuge das Gleiche annimmt. Etwaige Reisen erwähnt er obendrein nirgends.

Seit der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beginnen die Nachrichten über die Ausübung unsres Brauches häufiger zu werden. Eine Nachricht von Jung Stilling scheint den Baum in die Jugend des Schriftstellers setzen zu wollen. In seinem zuerst 1793 veröffentlichten „Heimweh" sagt er: „Mir

wars bei diesen Worten zu Mut als wie einem Kinde bei den apogryphischen Sprüchen seiner Mutter am Tage vor dem Christfeste: es ahnet etwas Herrliches, versteht aber nichts, bis es früh aufwacht, und nun zum hell erleuchteten Lebensbaum mit vergoldeten Nüssen und zu den Schäfchen, Christkindchen, Puppen, Schüsseln mit Obst und Confekt geführt wird." Das klingt wie eine Kindheitserinnerung. Jung Stilling war 1740 zu Grund im Nassauischen geboren. Gab's also damals dort wohl schon den weihnachtlichen Lichterbaum oder „Lebensbaum", wie er ihn nennt?

Sein weiteres Auftreten ist mit Goethes Namen eng verknüpft, und es ist bezeichnend für dessen Gegenwarts- und Wirklichkeitssinn, daß gerade er es war, der ihn zuerst in die deutsche Litteratur einführte. Goethes Vaterhaus kannte keinen Weihnachtsbaum, wie er in Frankfurt am Main überhaupt nicht üblich war. Wenn Goethe ihn doch früh kennen lernte, so verdankte er dies seinem Aufenthalt in Leipzig oder Straßburg.

In „Kunst und Leben, aus Friedrich Försters Nachlaß" erzählt Frau Appellationsgerichtsrat Körner von einer Weihnachtsfeier, die Goethe im Hause des Kupferstechers Stock in Leipzig mitmachte. „Goethe und der Vater trieben ihren Mutwillen soweit, daß sie an dem Weihnachtabend ein Christbäumchen für Joli (das Windspiel des Hausherrn, das Göethe sehr liebte) mit allerhand Süßigkeiten behangen, aufstellten, ihm ein rotwollenes Kamisol anzogen und ihn auf zwei Beinen zu dem Tischchen, das für ihn reichlich besetzt war, führten, während wir mit einem Päckchen brauner Pfefferkuchen, welche mein Herr Pate aus Nürnberg geschickt hatte, uns begnügen mußten. Joli war ein so unverständiges, ja ich darf sagen, so unchristliches Geschöpf, daß er für die, von uns unter unserem Bäumchen aufgeputzte Krippe nicht den geringsten Respekt hatte, alles beschnoperte und mit einem Haps das zuckerne Christkindchen aus der Krippe riß und aufknabberte, worüber Herr Goethe und der Vater laut auflachten, während wir in Thränen zerflossen. Ein Glück nur daß Mutter Maria, der heil. Joseph und Ochs und Eselein von Holz waren, so blieben sie verschont." Hier erscheint der Christbaum gleichzeitig mit der Krippe, ja es kommen sogar mehrere Christbäume vor, einer für die Kinder und der andere für den — Hund. Es ist nicht undenkbar, daß hierin ein Nachklang des Brauches zu sehen ist, den Kißling kannte und nach dem jeder Person ein Christbaum zukam.

1770—1771 weilte Goethe in Straßburg. Kannte er den Christbaum damals noch nicht, so lernte er ihn wohl dort, in seiner alten Heimat, sicher kennen. Aus dem Jahre 1785 haben wir einen Beleg, daß derselbe auch damals noch in Straßburg üblich war, und zwar jetzt mit Lichtern. In ihren „Memoiren" erzählt die Baronin von Oberkirch aus diesem Jahre: Nous passâmes l'hiver à Strasbourg, et à l'époque de Noël nous allâmes, comme de coutume, au Christkindelsmarkt. Cette foire qui est destinée aux enfants, se tient pendant la semaine qui précède Noël et dure jusqu'à minuit . . . Le grand jour arrive, on prépare dans chaque maison le Tannenbaum, (le sapin) couvert de bougies et de bonbons, avec une grande illumination; on attend la visite du Christkindel (le petit Jésus) qui doit récompenser les bons petits enfants; mais on craint aussi le Hanstrapp, qui doit chercher et punir les enfants désobéissants et méchants.

In Wetzlar scheint der Christbaum nicht heimisch gewesen zu sein. Lotte und Kestner haben ihn schwerlich gekannt und geübt. Das geht aus Goethes Weihnachtsbriefen an Kestner 1772 wohl unzweideutig hervor.

Goethe hatte demnach Lotte niemals unter dem Weihnachtbaume gesehen, und es war wohl eine freie Schöpfung seiner Einbildungskraft, wenn er sie 1774 in den „Leiden des jungen Werther" damit in Verbindung brachte und damit den Christbaum eigentlich in die deutsche Litteratur einführte: Das Verhängnis naht bereits heran, am 20. Dezember abends, am Sonntag vor Weihnachten kommt Werther zu Lotte. Er findet sie allein. Sie beschäftigte sich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oeffnung der Thür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln in paradiesische Entzückung setzte. „Sie sollen," sagte Lotte, indem sie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, „Sie sollen auch beschert kriegen, wenn Sie recht geschickt sind; ein Wachsstöckchen und noch was."

Schiller hat niemals in seinen Werken eine Weihnachtsscene geschildert; aber er liebte das Fest und den Lichterbaum. Weihnachten 1789, bereits im Stillen verlobt mit Lotte von

Lengefeld, die sich damals mit ihrer Schwester Karoline in Weimar befand, während die Mutter in Rudolstadt weilte, war er eingeladen in die Griesbachsche Familie in Jena, um dort Weihnachten unter dem Christbaum zu verbringen. Schon hatte er die Einladung angenommen, da sagte er wieder ab; denn seine Lotte rief ihn nach Weimar. Und er schrieb an sie: „Auf den Donnerstag komme ich nach Weimar — Daß Ihr Euch ja nicht von irgend einem heiligen Christ engagiren laßt! Ihr werdet mir hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer aufrichten, weil ich Euretwegen um den Griesbach'schen komme."

Eben hatte er bei Frau von Lengefeld um die Hand ihrer Tochter angehalten. In Weimar erhielt er die Antwort: „Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, mein gutes Lottchen geben." Aus der Briefnotiz Schillers geht wieder deutlich hervor, daß das Aufrichten „eines grünen Baumes" keineswegs etwas Selbstverständliches und allgemein Gebräuchliches war. Selbst, ob ein Nadelbaum gemeint ist, ist fraglich.

Im Jahre 1767 schien der Weihnachtsbaum auch in Leipzig schon etwas Gewöhnliches zu sein. Im Jahre 1785, aus dem wir eine ausführliche Schilderung des Leipziger Weihnachtsmarktes besitzen, fand sich auf demselben der Christbaum noch nicht.

In die Stadt Oldenburg kam er gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Halberstadt kannte ihn am Anfang des neunzehnten.

Um die Grenzscheide des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts beginnt eine neue Epoche in der Geschichte des Weihnachtsbaumes. Er verliert ziemlich rasch seine Eigenart als rein örtlicher Brauch und greift nach allen Seiten hin um sich. Während bisher sein Auftreten fast immer als etwas Besonderes, als Ausnahme erwähnt wird, wird er jetzt zur selbstverständlichen Thatsache, über deren Daseinsrecht man nicht mehr spricht.

Jetzt erst bekommt er auch seinen Namen. Goethe spricht noch 1774 ganz allgemein von einem „aufgeputzten Baum" und Schiller bestellt sich noch 1789 bei seiner Braut einen „grünen Baum". Jung Stilling braucht 1793 den Ausdruck „Lebensbaum". Allgemach stellen sich die Bezeichnungen „Weihnachtsbaum", „Christbaum", „Lichterbaum" ein, an die sich dann Uebersetzungen wie Christmastree anschließen.

Das erste Mal, daß er in dieser Gestalt auftritt, fällt in das Jahr 1796, und der Ort ist die unmittelbare Nähe von Hamburg, das Wandsbecker Schloß. Dort war am Weihnachtsabend jenes Jahres eine kleine litterarische Gesellschaft versammelt, darunter Friedrich Perthes und Karoline Claudius. Im Festzimmer stand auch ein Weihnachtsbaum, und Friedrich Perthes, der Karoline liebte, benutzte seinen Schmuck, um ihr eine Aufmerksamkeit zu erweisen. „Hoch oben am Weihnachtsbaum hing ein Apfel, so schön, so kunstreich vergoldet, wie kein andrer. Den holte er plötzlich mit halsbrecherischer Kunst herab, und dunkel erröthend gab er ihn zur nicht geringen Verwunderung der Anwesenden dem ahnenden Mädchen."

Im Elsaß blieb der Weihnachtsbaum fortdauernd im Gebrauch. 1805 wurde wieder ein großer Leserkreis mit ihm bekannt, dadurch, daß ihn Johann Peter Hebel in seinen „Allemannischen Gedichten" in dem Liedchen „Die Mutter am Christabend" erwähnte, ohne daß er jedoch den Ausdruck „Weihnachtsbaum", „Christbaum" oder ähnliches brauchte. Er spricht ganz allgemein von „einem Baum".

„Er schloft, er schloft! Do lit er, wie ne Grof:
Du lieber Engel, was i bitt
By Lib und Lebe: verwach mer nit,
Gott gunnts me'm Chind im Schlof!

Verwach mer nit, verwach mer nit!
Die Muetter goht mit stillem Tritt,
Sie goht mit zartem Muttersinn,
Und holt e Baum im Chämmerli d'inn

Was henk i der denn dra?
Ne schöne Lebchueche-Ma,
Ne Gitzeli, ne Mummeli
Und Blüemli weiß und roth und gel,
Vom allerfinste Zuckermehl."

Hier auf dem Lande trägt der Baum noch keine Kerzen, obwohl in dem vornehmen Straßburg bereits 1785 solche üblich waren. Die Lichter fehlen auch auf dem zu Straßburg gestochenen Kupfer, der der fünften Auflage der „Allemannischen Gedichte" vom Jahre 1820 beigegeben ist. Er zeigt ein Nadelbäumchen, überdies an der Decke hängend und mit den in dem

Gedicht erwähnten Gegenständen behängt. Hängt doch auch der britische Holly, der Misteltoe und der Blechkranz mit seinen Lichtern in Halberstadt, und stellenweise die Pyramide.

Jetzt endlich fand der Weihnachtsbaum auch den Weg auf den Weihnachtsmarkt. 1807 befand er sich auf dem Christmarkte zu Dresden, fertig geschmückt mit glänzendem Rauschgold, bunten Papierschnitzeln, goldenen Früchten und Kerzen. Gleichzeitig tritt ein Surrogat für ihn auf, ein künstlicher Christbaum, die Pyramide, die wohl so alt ist wie er selbst, wenn sie auch nicht so früh bezeugt ist.

Nach Aussage der Großeltern des Berliner Gymnasialdirektors Wilhelm Schwartz reicht der Weihnachtsbaum in Berlin-Potsdam etwa bis 1780 zurück. Jahrzehntelang trat er nur in Gestalt der märkischen Kiene auf. Erst nach Entstehung der Eisenbahnen wurden vom Harz aus Tannen eingeführt. Heute hat die Tanne ihre ehemalige Nebenbuhlerin aus dem ganzen Westen verdrängt, und die Kiene fristet nur noch auf den Christmärkten des Ostens ein kümmerliches Dasein. Im Anfange unsres Jahrhunderts übte die feine Welt Berlins nach dem Vorgange des französischen Emigranten allerdings den Brauch noch nicht. Derselbe galt vielmehr für ordinär. Dafür schmückte man ja, wie uns Schleiermacher in seiner 1803 in Halle geschriebenen „Weihnachtsfeier" erzählt, den Bescherungstisch mit Myrten, Amaranthen und Epheu. Nach Arndts Erzählung waren Tannenzweige der notwendige Schmuck des Weihnachtstisches und Hauses. Mit ihnen wie mit den Aepfeln verband sich allerhand Aberglauben. Sie sollten Krankheit und Tod abwehren von Menschen und Tieren.

Wie neben dem Martinszweig der künstlich zusammengebundene Martinsbusch steht, neben dem blühenden Zweig der künstlich geschmückte Tannenbaum, so steht neben diesem selbst wieder das Surrogat, die Pyramide. Da ein blühender Zweig nicht steht, so wurden wohl vier in Abständen zusammengebunden, um frei auf dem Tische stehen zu können, und dieser Bau erhielt sich neben dem Bäumchen, weil er billiger war, und nahm mit dem Wachsen der Städte noch an Verbreitung zu.

Noch im siebzehnten Jahrhundert durfte sich vielerorts jedermann jederzeit ein Bäumchen aus dem Walde holen. In den Städten mochte das ja zum Teil bereits mit Unbequemlichkeiten verbunden sein, aber das alte Straßburg beweist, daß es doch

nicht schwierig genug war, um die Bewohner ohne weiteres auf einen ihnen lieb gewordenen Brauch verzichten zu lassen. Als man anfing, auch die Waldungen in strengerem Sinne als Privateigentum zu betrachten, scheint man zur zahlreicheren Verfertigung künstlicher Christbäume geschritten zu sein. Die Pyramide besteht später aus einem senkrechten Stabe, der auf einem Brettchen oder Kreuze befestigt ist. Er trägt in bestimmten Abständen dünnere, wagrechte Stäbe, deren Enden in ihn eingebohrt sind. Das ist die allgemeine Form; es gibt jedoch auch „Pyramiden", deren Gestell eine wirkliche vierseitige, gerade, abgestumpfte Pyramide ist. Der Hauptstab, beziehentlich die vier Hauptstäbe sowie die Nebenstäbe sind mit Reisig oder auch mit grünem Papier umwunden, auf ihnen stehen Lichter, an ihnen hängen vergoldete Aepfel, Nüsse und bunte Pfefferkuchen. Während der Tannenbaum selbst bei größter Lichterzahl den Eindruck einer dunklen Masse macht, auf der einzelne Punkte hell erleuchtet sind, so erscheint die Pyramide, der die dichten Zweige fehlen, dem Auge völlig vom Lichterglanz durchstrahlt. Bisweilen tritt auch eine Art grün angestrichener, primitiver hölzerner „Kronleuchter", an den ein paar Tannäste gebunden werden, und den man mit einigen roten und blauen Dreierlichtchen erhellt, an ihre Stelle. Derselbe hängt dann an einem Bindfaden von der Stubendecke nieder, wie ja auch auf dem Kupfer zu Hebels Weihnachtsgedicht der Christbaum hängt.

Schon 1755 wurde in Salzburg das Holen der Bächl- oder Weihnachtsboschen verboten und um 1800 in Schwaben das Holen der Maien und Weihnachtsbäume.

Die Pyramide tritt geschichtlich zuerst in Berlin auf. Es ist das bezeichnend, da der größte Menschenkomplex Deutschlands naturgemäß zuerst zu einer großen Verteuerung der Weihnachtsbäume, beziehungsweise zu einer sehr schwierigen Beschaffung führen mußte. Der Tischlerssohn Ludwig Tieck hat dieses Surrogat für den Weihnachtsbaum in die deutsche Litteratur eingeführt in seiner Novelle „Weihnacht-Abend" von 1805. Hier sieht das Kind Minchen in die gegenüberliegenden Fenster und erblickt dort die „großen Pyramiden mit den vielen, vielen Lichtern." Dann sagt sie von ihrem eigenen Weihnachtsschmuck: „Drinn steht nun schon der Kuchen und die kleine Pyramide für die paar Wachslichterchen, und nachher machen wir alles recht schön". In der Breiten Straße wird ausgerufen: „Pyramiden, Waldteufel,

kauft!" Tieck setzt die Novelle ins Jahr 1791 und man wird auch die Einzelheiten für diese Zeit in Anspruch nehmen dürfen, um so mehr als der Dichter der äußeren Ausstattung des Weihnachtsfestes große Aufmerksamkeit schenkt.

Noch heute ist die Pyramide in großen Teilen des Königreichs Sachsen üblich, und zwar gerade in dem waldreichen Erzgebirge. In Leipzig beginnt sie gegenwärtig auf dem Christmarkt sehr stark gegen den Weihnachtsbaum zurückzutreten, wird aber von den ärmeren Schichten der Bevölkerung noch immer allein benutzt. Wo im Elternhause des Mannes der Christbaum, in dem der Frau die Pyramide heimisch war, stehen in der jungen Familie sogar beide nebeneinander, aber auch hier siegt der Baum meist über seine Nebenbuhlerin.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns Märchen „Nußknacker und Mausekönig" von 1816 ist das erste Berliner Litteraturdenkmal, in dem der Tannenbaum mit seinen vielen goldnen und silbernen Aepfeln, seinen knospen- und blütengleichen Zuckermanteln und bunten Bonbons und was es sonst noch für schönes Naschwerk gibt, in der Mitte der Weihnachtsbescherung steht. Hundert kleine Lichtlein funkeln wie Sternlein in seinen Zweigen, daß die Phantasie des Kindes sich daraus einen ganzen Weihnachtswald von Christbäumen zusammenträumt. In demselben Jahre erscheint der Christbaum in einer populären Zeitschrift Mitteldeutschlands bereits als Lösung eines Rätsels. Seit dem Jahre 1813 gab es in Bern den mit Lichtern besteckten, mit vergoldeten Aepfeln, Nüssen u. s. w. behängten Tannenbaum, unter dem die Gaben ausgebreitet lagen; doch fand diese Feier am Neujahrstage statt. Noch weiter südlich, in den katholischen Teilen der Schweiz, findet sich der Lichterbaum am Nikolaustag, dem 6. Dezember. Am ganzen Mittelrhein wurden noch in den zwanziger Jahren in bürgerlichen Familien keine Weihnachtsbäume geputzt, sondern die Kinder früh morgens am ersten Christtag beschenkt. In Wesel wurde bis dahin nur der Nikolaustag (6. Dezember) festlich begangen, und es machte in der ersten Zeit großes Aufsehen, wenn es hieß, da und da brenne ein Weihnachtsbaum. Viele Leute eilten zu den bezeichneten Häusern, um das große Ereignis anzuschauen. Noch 1880 feierten die niedern Volksschichten dort noch immer den Nikolaustag, während die höheren Stände schon längst den Weihnachtsbaum hatten.

Noch im ersten Drittel unsres Jahrhunderts kannte der niederdeutsche Bauer in der Provinz Preußen, in Pommern, Mecklenburg, Holstein, den Weihnachtsbaum so gut wie nicht, und noch 1855 konnte ein Sammler aus dem Lechrain berichten: „Der Christbaum und dessen freundliche Bescherung ist in Altbayern bis zur Stunde nicht allein auf dem Lande, sondern auch noch in allen Landstädten gänzlich unbekannt. Nach München kam er erst am Beginn dieses Jahrhunderts mit der Königin Karoline (der Gattin Ludwig I., 1830) und hat sich daselbst nun bei dem Adel, den Beamten und in wohlhabenden Bürgerhäusern ganz einheimisch gemacht." In Kärnten war das Anzünden des Weihnachtsbaumes beim Landvolke noch 1879 nicht in Brauch.

Noch um 1860 übte der Tübinger Bürger den Brauch des Weihnachtsbaumes nur spärlich, gegen 1870 aber war er in Württemberg ziemlich allgemein geworden. Im Elsaß war er mit Lichtern schon 1851 allgemein. 1863 führte ein Engel dort vielfach die Kinder unter den von Kerzen funkelnden Christbaum, nachdem dieselben den Schrecken des Hans Trapp über sich hatten ergehen lassen müssen und nur durch die Fürbitten des Christkindes vor Strafe gerettet worden waren. In dem lothringischen Märchen „Der Weihnachtsbub" kommt der Weihnachtsbaum ebenfalls vor. Da kommt der Weihnachtsbub am heiligen Abend in eine Hütte im Walde, wo man gerade das Fest feiert mit Christbäumchen und kleinen Geschenken.

Seit ungefähr 1810 drängt der Weihnachtsbaum den Weihnachtsumzug mitsamt der Bescherung in die letzten Winkel. Wo sich noch Reste der Nikolausfeier, wie am Rheine, oder der Neujahrsfeier, wie in der Schweiz, erhalten haben, schlägt er auch sie aus dem Felde. Unter dem Zeichen des Weihnachtsbaumes wird Weihnachten Nationalfest.

In Norddeutschland beginnt er schon im ersten und zweiten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts sich lebhaft auszubreiten. In Hanau ist er mindestens seit 1810 üblich, und ungefähr von dieser Zeit an wurden Preußen seine Verbreiter in denjenigen Teilen Deutschlands, die ihn bis dahin noch nicht kannten, und zwar vermittelst der zahlreichen Grenzverschiebungen der deutschen Staaten, die durch den Wiener Kongreß zu stande kamen.

Nach Danzig brachten ihn nach dem Jahre 1815 die preußischen Beamten und Offiziere. Gleichzeitig gewann er im Münsterland durch die größere Anzahl Protestanten, welche mit der preußi-

schen Herrschaft ins Land kamen, an Ausbreitung. In Trier wurde er erst 1825—1830 durch die preußischen Offiziere allgemeiner. Nach Wesel kam er ebenfalls Ende der zwanziger Jahre durch die aus Berlin dahin versetzten Offiziere.

Mit dem Ende des dritten Jahrzehntes des neunzehnten Jahrhunderts hatte sich der Christbaum die Hauptpunkte von ganz Deutschland erobert. Ungefähr gleichzeitig überschritt er die deutsche Sprachgrenze nach Südosten zu und drang in Ungarn ein. Aber auch heute flammt er noch keineswegs am heiligen Abend überall, soweit die deutsche Sprachgrenze reicht. Allerdings ist er bekannt von Ostpreußen bis zum Elsaß, von Nord- und Ostsee bis südlich der Donau — aber zwischen diesen Grenzen gibt es noch immer Striche, die ihn nicht üben, obgleich dieselben alljährlich enger werden. Im ganzen ist er im protestantischen Norden üblicher als im katholischen Süden. Aber selbst die Schranken des Bekenntnisses hat er längst gebrochen. In den meisten gebildeten jüdischen Familien ist er heute in Gebrauch. Wo unsre neueste deutsche Litteratur ein Weihnachtsfest schildert, da steht er mitten darin.

Karl Bleibtreu hat in einer kleinen Ballade das Weihnachten geschildert, das eine Abteilung Deutsche in der französischen Fremdenlegion im Krimkriege in den Gräben vor Sebastopol feiert. Der Weihnachtsbaum flammt auf und bietet den russischen Kugeln ein erwünschtes Ziel. In Hermann Bahrs Drama „Neue Menschen" dient das Aufrichten des Lichterbaumes geradezu als Sinnbild für die Anhänglichkeit an all die alten lieben Bräuche der Kinderzeit, und in Gerhardt Hauptmanns „Friedensfest" ist er das äußere Zeichen des Friedens, den ein gesundes, lebensfrohes Frauenpaar, Mutter und Tochter, in eine zerrüttete, mit sich und der Welt zerfallene, an sich selbst verzweifelte Familie bringt. In Kastans Panoptikum in der Friedrichsstraße zu Berlin fand sich 1892 eine schöne Weihnachtsscene. Eine wohlhabende Familie feiert Weihnachten unter dem reichgeschmückten, hell erleuchteten Baume, und draußen vor dem Fenster steht ein Bettelkind und schaut sehnsüchtig hinein auf die Pracht.

1855 war der Weihnachtsbaum in Nordhausen üblich und wurde am Morgen des ersten Feiertags mitsamt der Bescherung aufgebaut. Anderwärts in Mitteldeutschland sammelten sich um 1860 am Weihnachtsabend alle Hausgenossen, auch die Dienstboten, um die aufgestellten Bäume und erhielten ihr großes Weiß-

brot (Kuchen, in Thüringen Schüttchen) und andre eßbare und nützliche Dinge.

Zunächst kommt der Baum immer in die Städte, erst dann aufs Land. 1863 gingen auf dem Lande in Hessen noch Nikolaus und ein Engel den Kindern am heiligen Abend bescheren. In den Städten fand die Bescherung unter dem grünen Tannenbaume statt, dessen Zweige mit vielen brennenden Lichtern, vergoldeten Nüssen und Aepfeln und allerhand aus Mehl gebackenen Tieren geschmückt waren. Im Fränkisch-Hennebergschen gab es 1869 selbst beim Landvolk hie und da ein Christbäumchen, aber ohne Lichter. Ein paar Stückchen Suhler Zucker (Marzipan), Aepfel und Nüsse waren der ganze Schmuck.

In Schleswig-Holstein war noch 1865 nur in den Städten und überhaupt bei den wohlhabenderen Ständen der Weihnachtsbaum eingebürgert. Dänemark und Norwegen kannten den Weihnachtsbaum im Zimmer schon 1830. In Stockholm brannte 1863 ebenfalls bereits der Weihnachtsbaum, aufgerichtet in der Mitte des Zimmers und behängt mit Blumen, Früchten und Näschereien. Den modernen dänischen Weihnachtsbaum beschreibt Andersen in seinen Märchen. „Den großen Tannenbaum stellte man in das mit Sand gefüllte Faß. Ringsherum wurde dies mit grünem Zeug behängt. An die Zweige hingen sie kleine Netze aus farbigem Papier; jedes Netz war mit Zuckerwerk gefüllt. Vergoldete Aepfel und Walnüsse hingen herab; über hundert rote, weiße und blaue Lichter wurden in den Zweigen festgesteckt. Puppen standen im Grünen umher; hoch oben an der Spitze schwebte ein Stern von Flittergold."

Bei den Inselschweden an der russischen Küste auf Dagö und Worms war der Weihnachtsbaum nach 1800 üblicher als heutzutage. An den mit Nüssen und Aepfeln geschmückten Tannen standen immer je fünf kleine Wachslichter auf einem Zweige. Einer mündlichen Nachricht zufolge kannte zu gleicher Zeit das schwedische Festland nur folgenden Weihnachtsbrauch: in der Weihnacht zogen die Bauern in Scharen aus und suchten sich einen einsam im Freien stehenden Baum. Diesen zündeten sie an, und dabei gab es großen Festjubel.

Im sächsischen Erzgebirge war der Brauch des Weihnachtsbaumes noch 1862 keineswegs allgemein. Ebenso im benachbarten Voigtlande.

Karl Weinhold schildert dagegen in seinen „Weihnachtsspielen

und Liedern aus Süddeutschland und Schlesien" den Weihnachtsbaum seiner Jugend (er ist 1823 zu Reichenbach geboren): „Aus dem Dunkel stürzten wir in das blendend helle Zimmer, in dessen Mitte der grüne Christbaum stolz sich erhob mit den unzähligen Lichtern, der goldenen Fahne und seinem Schmuck an allerlei niedlichen und süßen Dingen. Schenkten wir ihm auch zuerst weniger Augen als den Gaben, die jedes für sich abgesondert fand, so kehrten wir doch zuletzt aufmerksam zu ihm zurück, dem gemeinsamen Gute, und er verbreitete noch so lange weihnachtlichen Nachglanz, bis er dürr vor Alter dem Feuer übergeben wurde."

Aus Böhmen schildert ihn Reinsberg Düringsfeld 1862 folgendermaßen: „In vielen czechischen Familien beleuchtet man noch ein Fichten- oder Tannenbäumchen, welches mit Papierguirlanden geschmückt und mit Obst, Backwerk, Süßigkeiten und mit Kleidungsstücken behangen ist. In und um Prag stellt man diesen Weihnachtsbaum auf den mit einem glänzend weißen Tischtuch bedeckten Ehrentisch im Winkel der Stube, an welchem man das Abendessen einnimmt und der Hausherr mit dem ganzen Gesinde kniend oder stehend vor und nach dem Essen betet und Koledalieder singt."

Wie den Weihnachtsumzug und die Nikolausfeier, so wirft der Weihnachtsbaum auch die seit dem vierzehnten Jahrhundert volkstümliche Krippe immer weiter zurück. Von Ort zu Ort muß sie ihm weichen. Seine Lichter überstrahlen den Glanz des neugeborenen Gottes in der Wiege, der auch im Volksglauben zu erbleichen beginnt. Die Freude der Kinder über die Gaben des Weihnachtstisches und den Kerzenglanz hat den Sieg über die Freude davongetragen, welche die mittelalterliche Kirche am Jesusgeburtstag verkündigte. Als Verdränger der Krippe und der Anschauungswelt, die sich an sie knüpft, wird der Weihnachtsbaum ein Merkzeichen des geistigen Fortschritts, das von einem einmal gewonnenen Boden schwer wieder zu vertreiben ist. In dem gebildeten deutschen Hause verdrängt er geradezu das Christkind und die Geburtssagen von ihrer Stelle. Nur frömmelnde Kreise erhalten die Erinnerung daran noch aufrecht, aber das Hersagen der betreffenden Bibelstellen, das Singen alter Weihnachtslieder wird immer seltener, stirbt in weiten Volksschichten ganz aus. Und doch knüpft sich keinerlei bestimmter Gedanke an ihn, er hat keinerlei bestimmte Bedeutung. Gerade in der Frei-

heit von allem Dogmatischen liegt sein Wert als Mittelpunkt des größten deutschen Familienfestes im neunzehnten Jahrhundert, gerade dadurch wird er typisch für die Zeit.

Wilhelm Raabe sagt — noch als Jakob Corvinus — in seiner Chronik der Sperlingsgasse von den Kindern: „An das Gewühl vor den Buden, an den grünen funkelnden Tannenbaum knüpft das junge Gemüt seine ersten wahren, und was mehr sagen will, wahrhaft kindlichen Begriffe an." Sein Lichterglanz ist der Schmuck des Weihnachtsfestes, der Duft seiner Nadeln die Würze der Luft. Seine Pfefferkuchen und Zuckersachen sind die Freude der Kinder. Er wird der Mittelpunkt des Kinderfestes Weihnachten, dem der dogmatische Hintergrund längst verloren gegangen ist. Immer selbstverständlicher wird sein Vorhandensein bei der Weihnachtsbescherung. Ohne ihn ist's kein rechtes Weihnachten.

In Reichenberg in Böhmen, wo die Bescherung des Christkindes 1862 am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertags stattfand, waren damals die Christbäume noch selten und waren erst in neuerer Zeit da eingeführt worden, wo man keine Krippen mehr aufbaute.

Bei Teplitz in Nordböhmen heißt der Christbaum „Tullebaum". Auch nach Oberösterreich ist er erst in den letzten Jahrzehnten aus Norddeutschland eingeführt worden. In Graz wurde er nach Karl Weinhold 1853 als eine protestantische Sitte betrachtet. Er wurde dorthin um 1813 durch ein paar protestantische Familien eingeführt, war aber 1853 bereits allgemein. Den kleineren Orten in Steyer und Kärnten war er damals noch fremd. In Görz war er gleichzeitig deutsches Kennzeichen, und in Krakau hatten ihn schon viele Polen angenommen. In Ungarn pflegen deutsche Bürgerfamilien und hohe magyarische Häuser den Christbaum etwa seit 1830.

Nach Tirol kam der Weihnachtsbaum kurz vor 1863. Jetzt macht er dort bedeutende Fortschrite. Telfs an der Bahnlinie Bregenz-Innsbruck hat ihn bereits seit 1882, aber noch heute ist er nicht allgemein. In dem Städtchen Mals im Vintschgau ist er seit 1889 mit Lichtern und buntem Behang eingezogen; das drei Kilometer entfernte Dorf Burgeis kennt ihn jedoch noch nicht.

Wo der Weihnachtsbaum hinkommt, da erhält er sich auch. Allenthalben wird er mit jedem Jahrzehnt volkstümlicher und der Handel mit ihm ausgedehnter. In alle Kreise, in alle Litte-

raturgattungen bringt er. Der religiöse Eifer, der ihn einst als unchristlich bekämpfte, tritt jetzt für ihn ein, da er ihn als Macht erkennt. Namentlich der Protestantismus, der die Fühlung mit dem Volksleben fast ganz verloren, sucht sie auf diesem Wege zurückzugewinnen. Weihnachtspredigten erkennen den Baum offen als Mittelpunkt der volkstümlichen Weihnachtsfeier an.

Nicht nur in ihre Predigten nimmt die protestantische Kirche die Erwähnung des Weihnachtsbaumes auf, sondern auch ihre Frühmetten schmückt sie damit. Durch machtvollen Lichterglanz sucht sie die Widerstrebenden anzuziehen. Der Verfasser von „Aus deutscher Kulturgeschichte" berichtet aus seiner Jugendzeit von einem Dorfe, das er leider nicht nennt: Die ganze Gemeinde hätte nur Einen, großen, mit vielen Lichtern besteckten Tannenbaum errichtet, und zwar in der Kirche. Außerdem habe man den in eine sechsseitige, von großen Fenstern durchbrochene Pyramide auslaufenden Kirchturm am Christfeste so erleuchtet, daß er selbst wie ein großer Christbaum in das Dorf herabgesehen habe.

1864 war der Christbaum in der Weihnachtsmette in Groß-Aschersleben und Klein-Germersleben und andern Orten der Provinz Sachsen üblich. Dabei war die Kirche mit außerordentlichem Lichterglanze geschmückt. Ein großer Kronleuchter mit vielen brennenden Kerzen hing von der Decke herab. Auf dem festlich erleuchteten Altar war das Kreuz mit angezündeten Wachslichtern geziert und acht große Christbäume standen zur Seite und verbreiteten um sich ein Lichtmeer. In Lauenstein im sächsischen Erzgebirge, wie anderwärts, steht seit den fünfziger Jahren bei der sogenannten Christmetten oder Frühmetten, die am ersten Feiertag, morgens sechs Uhr, stattfindet und zu der jeder Besucher ein Licht oder eine Laterne mitbringt, auf dem Altarplatz ein lichtdurchstrahlter Tannenbaum. Auch der Katholizismus kann sich dem Brauch nicht entziehen. In der katholischen Stiftskirche in der Plauenschen Gasse in Dresden war Ende der dreißiger Jahre der Weihnachtsbaum auch in die katholische Krippenfeier eingedrungen. Um die Krippe, die an der Seite eines Altars aufgebaut war, standen mehrere Tannenbäumchen ohne Lichter oder sonstigen Schmuck, hinter denen die Krippe verborgen stand.

Aus dem Volkstum saugt sich die absterbende Religion neue Nahrung. Was Tausenden lieb geworden, das nimmt sie in ihr Reich herüber und sucht es durch tendenziöse Sage als eigentlich

ursprünglich ihr gehörend hinzustellen. In dem ersten Drittel unsres Jahrhunderts taucht in Lindenau bei Leipzig eine solche Sage auf. Sie berichtet:

Im Herbst 1632 war die Schlacht bei Lützen geschlagen. Noch lange lagen in den umliegenden Dörfern die Verwundeten der siegreichen Schweden. In Lindenau lag ein durch die Hand geschossener schwedischer Offizier, der in der dortigen protestantischen Gemeinde freundliche Aufnahme und gute Pflege fand. Seine Wunde heilte schnell, und gegen Weihnachten war er wieder so weit hergestellt, daß er die Reise in die Heimat antreten konnte. Vorher drängte es ihn aber, der Gemeinde seinen Dank zu beweisen, und darum ersuchte er den Pfarrer, in der Dorfkirche eine Weihnachtsfeier „nach der Sitte seiner Heimat" veranstalten zu dürfen. Er erhielt die Erlaubnis, und bei der Feier wurde auf seine Anordnung (zu der üblichen Christbescherung) ein Tannenbaum aufgestellt, auf dessen Zweigen viele Lichter brannten.

Ein Jahrzehnt später malte C. A. Schwerdgeburth sein Bild: „Weihnachten in Luthers Hause" und setzte einen Tannenbaum mitten in Luthers Kreis. Mit zahlreichen Lichtern geschmückt, steht er in voller Pracht auf dem massiven Tische, an dem Luther und sein Weib sitzen. Fünf Kinder freuen sich an seinem Glanze, und um seinen Fuß liegen aufgehäuft eine Armbrust und ein Reiter zu Pferd, Bücher und Aepfel, eine Weihnachtsstolle und Pfefferkuchen. In weite Kreise drang das Bild durch ein Buch von Karl Reinthaler.

Aber nicht genug, daß die Sage Luther den Brauch üben läßt, sie läßt ihn denselben auch erfinden. Einst, an einem Weihnachtsabende — so erzählt sie seit 1850 — zog Martin Luther allein über Land. Ueber ihm schien der Himmel rein und klar mit tausend und abertausend Sternen. Das Bild prägte sich ihm fest in die Seele, und als er heimkam, war sein erstes Werk, einen Tannenbaum aus dem nächsten Holz zu holen, ihn im Gemache aufzustellen und über und über mit Kerzen zu bestecken. Damit wollte er seinen Kindern ein Bild von dem Nachthimmel mit seinen ungezählten Lichtern geben, von dem der Herr Jesus in dieser Nacht auf die Erde gekommen sei. Es ist das eine Seminarlegende, und wahrscheinlich stammt sie aus einem der altmodischen Religionsbücher, welche ihre Lehren noch durch wunderbare Geschichten eindringlicher zu machen suchten. In der Religionsstunde und im Konfirmandenunterricht ist sie häufig

erzählt und häufig geglaubt worden, obwohl ihr jede geschichtliche Grundlage fehlt. Noch weiter hinauf ins Mittelalter als die moderne Malerei hat die moderne Dichtung den Weihnachtsbaum gerückt. Im zehnten Kapitel seines „Ekkehart" zeigt Scheffel Frau Hadwig auf dem Hohen Twiel, wie sie Ekkehart und Praxedis wie ihrem Gesinde unter einem äpfelgeschmückten Lichterbaum bescheren läßt.

Um 1830 überschritt der Weihnachtsbaum die deutsche Sprachgrenze nach Südosten zu. Aber auch nach andern Himmelsrichtungen ist er vorgedrungen. Paris kannte ihn vor sechzig Jahren noch nicht. Um 1840 führte ihn die Herzogin Helene von Orleans in die Tuilerien ein, aber noch dauerte es geraume Zeit, bis er hier einigen Boden fand. Späterhin hat sich auch die Kaiserin Eugenie um seine Verbreitung verdient gemacht. „Als vor dreißig Jahren zum erstenmal eine Bescherung der armen Kinder der deutschen St. Josephschulen in der Villette stattfand, liefen zwei der Veranstalter alle Blumenmärkte der Stadt ab, durchstöberten die großen Markthallen, wo stets die seltensten Erzeugnisse und ungewohntesten Waren zu finden sind, suchten die bedeutendsten Blumenhandlungen auf, um schließlich ein kaum drei Fuß hohes Tannenbäumchen zu erobern. Der Verkäufer erzählte, daß er es auf Geratewohl mit auf den Markt genommen, da er das Bäumchen habe ausroden müssen. Er hätte einmal eine dunkle Mär vernommen von dem Christbaum der Deutschen in der Weihnacht. Im Jahre 1869 fanden sich Tannenbäumchen auf den meisten Märkten und je einige auch in den ansehnlichen Blumenhandlungen. Um sich einen schönen, großen Tannenbaum zu sichern, mußten die obgemeldeten Bescherer denselben bestellen. 1890 wurden vom 10. bis 15. Dezember ab täglich mehrere Hundert, zuletzt Tausende von Bäumchen auf die Centralhallen gebracht, während die andern Märkte und Händler ebenfalls noch manche erhielten. Außer den Märkten hatten etwa dreihundert Händler und Läden in allen Teilen der Stadt Weihnachtsbäume feilgehalten. Der Handel damit erstreckt sich bis zum 10. bis 12. Januar. Nach einer sorgfältig angestellten Schätzung dürften zwischen 30—35 000 Weihnachtsbäume abgesetzt werden. Davon kommen etwa ein Drittel auf deutsche, elsässische, österreichische und Schweizer Familien, die übrigen also auf Franzosen .... Die größte öffentliche Bescherung ist immer diejenige der Elsaß-Lothringer, bei der 3—4000 Kinder beschenkt werden, während

eine größere Zahl Erwachsener das Hippodrom füllen .... Einige Franzosen beklagen die immer stärkere Verbreitung des Christbaumes, sehen darin eine Annäherung an Deutschland, eine nachteilige Annahme deutschen Wesens .... Von den 35 000 Christbäumen in Paris kommt kein einziger aus dem Wald. Es sind ohne Ausnahme in Gärten oder eigenen Pflanzungen gezogene Bäumchen. Sie werden mit allen Wurzeln und anhaftendem Erdkloß, um welchen säuberlich Stroh gewunden ist, auf den Markt gebracht. Ueberwurzelte Weihnachtsbäume gibt es nicht. Der Erdklumpen an den Wurzeln dient trefflich dazu, den Baum, gleich einer Pflanze, in einem starken Holzkasten einzusetzen und durch Begießen längere Zeit grün zu halten. Unverkaufte Bäume werden einfach wiederum in den Garten zurückversetzt, um bis zum nächsten Jahre zu wachsen.

In den Provinzen haben besonders die wohlthätigen Vereine für die Verbreitung des Christbaums beigetragen, indem sie Bescherungen für die von ihnen unterstützten Armen veranstalten."

Den Weg nach der City von London fand der Weihnachtsbaum ebenfalls durch den Königspalast. Im Jahre 1840 vermählte sich die Königin Viktoria mit dem „prince consort" Albert von Sachsen-Coburg. Durch ihn kam der Christbaum nach St. James, und von da aus fand er erst langsam Eingang in die Weihnachtsfeier der Aristokratie und der vornehmen Bürgerkreise. In London wird der Brauch heute stark geübt. Auch andre Großstädte Englands kennen ihn. In den Weltstädten Schottlands und Irlands ist er nur bei den deutschen Familien gewöhnlich, und die eingeborenen Kinder sehen staunend den Lichterglanz zwischen den dunklen Tannenzweigen durch die Fenster schimmern. Zum Teil ist die Form des Christbaumbrauches in England allerdings eine andre als bei uns. Am Weihnachtsabend wird nämlich bisweilen unmittelbar nach dem Diner, noch ehe die Damen die Tafel verlassen, ein kleines Tannenbäumchen von Hand zu Hand gereicht, so klein, daß jeder es bequem halten kann. An seinen Zweigen hängt für jeden ein Geschenk, und jeder streift sich das seine selbst herab.

Nach den Niederlanden, nach Rußland, besonders nach Petersburg und Moskau, wo der Weihnachtsbaum jedoch nur in den höchsten Kreisen üblich ist, und nach Italien, wo er namentlich in dem halbdeutschen Mailand heimisch ist, ist er ebenfalls aus Deutschland gekommen.

Auch über Europa hinaus ist der Weihnachtsbaum gedrungen. In allen Weltteilen flammt er am heiligen Abend. Deutsche Auswanderer, deutsche Matrosen und zum Teil auch deutsche Kriegsschiffe haben ihn in alle Welt getragen. In Nordamerika gilt er schon nicht mehr ausschließlich für ein Merkzeichen des Deutschtums und wird neuerdings sogar aus Eisen hergestellt. Durch seinen hohlen Stamm und seine Aeste flutet das Gas, und wo sonst Düllen die Kerzen trugen, da dreht sich heute ein wohlgestaltetes Gashähnchen, und aus schmaler Ritze zuckt die Flamme empor. Selbst der elektrische Draht schlingt sich schon um den Baum, und die kleinen Glühlichtlampen mit ihren birnenförmigen Glashüllen strahlen Licht durch die starren Zweige. Eine durch Aufziehen gespannte Feder dreht den Eisenbaum um seine Achse und eine dadurch mit aufgezogene Spieldose begleitet das Umdrehen der leuchtenden Masse mit Musik. Von dem schlichten blühenden Zweig der deutschen Winteranfangsnacht ist wenig mehr geblieben als der Name. Aus der indogermanischen Heimat der Deutschen mitgebracht und dann vom Christentum in Dienst genommen, hat er, selbst ein Stück Volkstum, die christliche Episode des deutschen Stammes überdauert und ist auf dem Siegeszug deutscher Arbeitskraft über den Erdball in alle Lande getragen worden. Trotz aller äußeren Versuche, ihn einer fremden Tendenz dienstbar zu machen, hat sich das Volk den blühenden Segenszweig den veränderten Verhältnissen entsprechend zum Mittelpunkt des Hauptjahresfestes umgebildet und ihn auch so vor dem Untergange bewahrt. Ist es doch keine seltene Erscheinung der Geschichte, daß die Form den Gedanken überdauert, der ihr das Leben gab.

Anhang.

I.

Christliches Jesusgeburtsfest, römische Januarkalenden und deutsche Winteranfangsfeiern.

1, 14 wurden: H. Usener, Das Weihnachtsfest. Bonn 1889. S. 52. C. Weizäcker, Das apostolische Zeitalter der christlichen Kirche. Freiburg 1886. S. 109 ff.

2, 3 sei es: Usener, Das Weihnachtsfest. S. 5. u. 7.

2, 34 Tagen: ante XIV Kalendas Januarias. Der 19. Dezember scheint der Haupttag gewesen zu sein.

3, 6 bröckelte: Die älteste sichere Nachricht von einer christlichen Jesusgeburtsfeier am 25. Dezember stammt aus dem Jahre 354 und zwar aus Rom. Sie findet sich in der chronologischen Sammlung des Filocalus, an der Spitze einer nach dem Kirchenjahr geordneten Liste der kirchlichen Gedenktage. Diese beginnt mit dem 25. Dezember, dem achten Tage vor den Kalenden des Januar, und setzt auf diesen die Geburt von Christus in Betleem in Judäa (VIII. kl. ianu. natus Christus in Betleem Judeae), nach Usener, Das Weihnachtsfest, S. 267. Noch 353 wurde das Geburtsfest von Jesus am 6. Januar gefeiert (Usener a. a. O. S. 274).

3, 17 gefeiert: Usener, Weihnachtsfest, S. 262.

3, 17 382: a. a. O. 247.

3, 18 388: a. a. O. 238.

3, 22 durften: Mannhardt, Weihnachtsblüten, S. 84.

3, 29 aufgenommen: Usener, Weihnachtsfest, S. 16 u. 17.

3, 31 verboten: a. a. O. S. 17.

3, 37 anerkannte: Lippert, Christentum, Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1882. S. 264. Die Entstehung des Ausdrucks „die Zwölften", in dem auffällig ist, daß die Ordinalzahl statt der Kardinalzahl steht, läßt sich geschichtlich verfolgen. Das Epiphaniasfest wird bereits im dreizehnten Jahrhundert als am zwölften Tage nach Weihnachten bezeichnet (in dem zwelften tage der in der schrift epiphania ist genant, 1286, Codex. dipl. Warm.; mornendes nach dem zwelften tage nach wiennacht, 1300, Argovia X 169.; an dem zwölften abende ze wihenachten 1340, Hilgard, Speyrer Urkundenbuch I, S. 41; am tage der hilgen drier koninghe de ghenomed is de hochtid to twolfften 1368, Walsroder Urkundenbuch. Nach H. Grotefend,

Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. Hannover 1891. S. 211—216). Auch sonst wird Epiphanias kurzweg der zwelfte abent genannt Das Schaffhausener Statutenbuch (vgl. S. 112 und die Anm. dazu) verbietet das Herumsingen und Betteln an des ingenden jares abent (Silvester), ald an den zwelften abent (Dreikönigstag) ald an andern tagen. Das Mittelalter kennt die Bezeichnung des Dodekahemeron als der Zwölften überhaupt noch nicht. Wo es die ganzen zwölf Tage bezeichnen will, sagt es ze weihnachten, in den weihnachten. Diese „weihnachten" reichen oft bis eine Woche nach Epiphanias. Auch dieser Ausdruck beschränkt sich also nicht auf die späteren Zwölfnächte (H. Grotefend, Zeitrechnung 1891. S. 204). So heißt der 7. Januar Valenteinstag in den weihenachten feirtagen 1449 (Steyer. m. Arch. nach Grotefend, Zeitrechnung. S. 197). Ganz in der gleichen Weise findet sich im fünfzehnten Jahrhundert mehrfach der Hilarientag, der 13. Januar, als der zwanzigste Tag zu Weihnachten bezeichnet. (Zwanzigste tag, zwenczigste tag, Octava epiphanie domini: An sand Hilarientag den man noempt den zwenczigosten zen wienchten, 1435. Herrgott, Austr. dipl. III; 1431 uff sant Hylarientag den man sprichet der zwentzigost tag der heiligen wihenachten. Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 36. S. 304, nach Grotefend, Zeitrechnung, 1891. S. 211.) Lateinisch wird die Zeit der späteren Zwölfnächte folgendermaßen bezeichnet: antequam epiphanie solemnitas domini letitiam consummasset. 1246. (Math. Paris. Monum. Germ. Scriptores XXVIII, 273, nach Grotefend a. a. O. S. 204). Erst ganz spät übertrug sich von dem Erscheinungsfeste, „dem Zwölften" der Ausdruck auf die ganze Zeit zwischen dem 25. Dezember und 6. Januar. Prätorius, 1663, kannte den Ausdruck offenbar noch nicht. Der Philosoph Wolff dagegen spricht von der Wetterregel „von den zwölf Tagen und zwölf Nächten von dem Christtag an gerechnet". Ebenso hat die Gestriegelte Rocken-Philosophie „Zwölff Nächte" (vgl. zu 138, 2 und 170, 17); „zwölff Christ-Nächte" (vgl. zu 182, 38). Der Ausdruck tritt an die Stelle des Wortes Weihnachten, nachdem die Bedeutung dieses sich immer mehr auf den 25. Dezember einschränkt. Lokal bildeten sich auch andere Ausdrücke dafür. Noch um 1850 hieß in Schleswig-Holstein die fragliche Zeit einfach „Twischen de Dagen", d. h. zwischen Weihnachten und Dreikönigstag (vgl. zu 146, 23). Der Pfarrer Hilscher spricht 1722 von der Observation der 12. Nächte, und H. Fischer nennt gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die „zwölf Nächte (von Weihnachten bis Dreikönigs-Tag)" schon mehrfach. Ihm scheint der Ausdruck ganz geläufig zu sein, aber er hält es doch noch für nötig, ihn andern zu erklären. Der Voigtländische Name „Unternächte", den Mogk, Mythologie 1126 (Pauls Grundriß der germanischen Philologie 1891, I), als Nächte der Toten deutet, bedeutet nur „Nächte vor dem Feste" (vor Epiphanias), wie „unter Mittag" eigentlich die Zeit unmittelbar vor Mittag, „über Mittag" die Zeit unmittelbar nach Mittag bedeuten, bis dann beide „um Mittag" heißen. So heißt Weihnachten lateinisch sub calendas januarias (Beatus Rhenanus, Rer. Germ. lib. III., vgl. Anm. zu 22, 16). Das Auftreten des Namens Zwölf Nächte für die Tage vom 1. bis 12. Januar in Norddeutschland (Mogk, Mythologie 1007) kann verschiedenen Ursprungs sein. Einmal liegt

nahe, an die Rechnung nach dem Julianischen Kalender zu denken, bei dem noch nicht elf Tage ausgelassen sind. Der Ursprung ist jedoch wohl ein andrer: Im Mittelalter begann das Jahr zu Weihnachten; die ersten zwölf Nächte des Jahres nannte der Kirchenglaube heilig. Mit der Rückverschiebung des Jahresanfangs auf Neujahr rückten lokal die zwölf Nächte mit. Die Bezeichnung Nächte für die Zeit um Mittewinter erklärt sich einfach daraus, daß zu dieser Zeit die Nacht thatsächlich den größten Teil des mittleren Sonnentages einnimmt.

4, 15 Heiden: Mannhardt, Weihnachtsblüten. Berlin 1864. S. 82.

4, 17 Neujahrspredigt: bei Galland. Bibl. IX, 353, nach Fr. Nork, Festkalender, S. 775.

4, 26 bekämpfen: Sermo 190.

5, 17 Dezember: Der genaue Sachverhalt ist dieser: Die päpstliche Kanzlei gebrauchte bis zur Mitte des zehnten Jahrhunderts ausschließlich den Weihnachtsanfang, später tritt der 25. März dafür ein. Seit Bonifaz VIII. (1294—1303) kam der Weihnachtsanfang wieder zur Geltung und blieb es das ganze vierzehnte Jahrhundert hindurch, weshalb dieser Anfang als „kirchliche Gewohnheit" bezeichnet wurde. Im fünfzehnten Jahrhundert wechseln die Anfänge; trotz einer Bulle Eugens IV. von 1440, in welcher er verkündet, fortan das Jahr mit dem Weihnachtstage zu beginnen, befolgt weder er noch seine Nachfolger diese Regel. Es streitet der 25. März mit dem 1. Januar. Letzterer siegt 1621 für Breven, 1695 auch für Bullen (Grotefend, Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. 1891. S. 205).

5, 22 nativitate: Nativitas und Incarnatio (25. März) scheidet das Mittelalter nicht ganz streng. Auch für den 25. Dezember kommt Incarnatio vor.

5, 40 erhielt: Lippert, Christentum, Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1882. S. 365.

6, 4 Winter: Grotefend, dem wir eigentlich die wirkliche Kenntnis der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters erst verdanken, nimmt als älteste deutsche Jahreseinteilung die Zweiteilung an. (Die Zeitrechnung des deutschen Mittelalters. 1891. S. 89/90.) Es folgt darin Weinhold (Ueber die deutsche Jahrteilung), der zuerst die Zwei- und Vierteilung gegen Grimm verfochten hat. Ihm folgt darin jetzt auch Mogk, Mythologie 1125 (in Pauls Grundriß der germanischen Philologie 1891, I), obwohl gerade das Nordische die Dreiteilung noch deutlich zeigt. Snorri in der Heimskringla spricht noch von drei Opferzeiten, die sich damals aber schon unter christlichem Einfluß namentlich des Jesusgeburtsfestes von den Anfängen der alten drei Jahreszeiten verschoben hatten. Sie fielen ehedem mit den ungebotenen Volksversammlungen zusammen, von denen die Winteranfangs- und Frühsommeranfangsversammlungen naturgemäß die wirtschaftlich wichtigsten waren. Im Norden fiel die dritte große Versammlung am 9. Juni. at vetrnóttum ist Wintersanfang (am 10. Oktober), Jul ist eigentlich Frühsommersbeginn (am 10. Februar, erst später am 25. Dezember), at sumri ist Spätsommersanfang am 9. Juni. In Deutschland ist der Martinstag ein weit älterer Termintag als der Michaelistag. Er ist ganz unvergleichlich tiefer gewurzelt. Erst mit der Einführung der Vierteilung des Jahres nach römischem Muster wird der Michaelistag

(29. September) Termintag und auch dann nur ganz langsam und nur örtlich. Es ist also die umgekehrte Verschiebung erfolgt, als Grotefend annimmt. Der Tag, welcher den alten Frühsommersanfang ersetzte, war im Volksbrauch Mittfasten, erst weit später Ostern. Noch 1371 war Mittfasten in Partschins in Tirol die eine der drei Gerichtszeiten (des suntags zu mitter vasten, do ich Motheis Mantelboner von Partschins, dorfmaister daselben, zu dorfrecht sas an der gassen zu Partschins nach alter gewonhait.) (Zingerle, Tiroler Weistümer IV, S. 33.) Dem Verfasser mitgeteilt von Armin Tille.

6, 6 Gaben: Tacitus, Germania cap. 26.

6, 14 Stils: Von dem sogenannten Sommersonnenwendtag, dem 24. Juni, wußte der alte Deutsche nichts. Er ist im frühen Mittelalter nirgends volkstümlicher Termintag. Als solcher erscheint z. B. der 25. Juli, der Jakobstag. Wer nach diesem Termin in Laatsch in Tirol (1546) Ochsen zukauft, muß der Gemeinde für jedes Paar 4 lb. Berner zahlen (Zingerle, Weistümer III, S. 104). In der Nachbargemeinde Schleiß fällt dieser Termin auf den 15. Juni (1647), (Zingerle III, S. 89). Nach Nachweisen von Armin Tille.

7, 33 Gemeindebeamten: Zingerle, Tiroler Weistümer III, S. 92 aus dem Jahr 1647. Er heißt perfack (III, S. 286 in Tarsch), perschwein (III, S. 183 Eirs), per (III, S 21 Naturns im fünfzehnten Jahrhundert oder früher) und schweinpeer (III, S. 159 Matsch nach einem Manuskript von 1805). Auch in den Rheinlanden führt der Eber diesen Namen. 1591 erhielt das Stift St. Ursula zu Köln item einen stier und ber zu dem zehenden zu Lonrich (jetzt Longerich bei Köln). Kölner Stadtarchiv, St. Ursula, Lehensregister vol. I, Blatt 131a. Nach Nachweisen von Armin Tille. Dazu tritt englisch boar, älter bore.

8, 6 Zuchtviehes: In dem Bruchstück des gotischen Kalenders, das uns erhalten ist, ist der November, der fast das ganze Stück ausfüllt, als Naubaimbair fruma Jiuleis bezeichnet. Daß hier mit dieser Bezeichnung schon genau unser November gemeint ist, geht daraus hervor, daß der Todestag des Konstantius und der Andreastag richtig angegeben sind. (Fr. L. Stamms Ulfilas. Neu herausgegeben von Moritz Heyne. Paderborn und Münster 1885. 226.) Mogk, Mythologie 1125, stellt jul nach Bugge jetzt zu lateinisch joculus, Scherz, Spaß, wogegen sprachlich nichts einzuwenden ist. Wenn sich zu jugulare, schlachten (von jugulum, Schlüsselbein) eine Brücke finden ließe, so wäre das wohl sachlich das Ansprechendste.

8, 13 Procopius: Bellum Gothicum II, 15.

8, 34 haben: Sollte dies doch der Fall sein, so wäre es gewiß nicht wunderbar, wenn sich unter so besonderen Verhältnissen auch ein besonderer Brauch herausgebildet hätte. Trat doch dadurch die Sonne ganz anders in den Mittelpunkt der allgemeinen Teilnahme.

8, 39 Geiersnacht: Heimskringla II, 15. Von Sigurd Thorson wird das Gleiche berichtet. (Geijer, Geschichte von Schweden I, S. 140.) Wenn dann spätere Berichte jene ursprüngliche Festzeit Anfang Februar ebenfalls Midwintersnatten nennen, so übertragen sie den zu ihrer Zeit üblichen und bezeichnenden Ausdruck auf eine ältere Zeit und auf ältere Zustände, auf die er gar nicht paßt. Mannhardt, Weihnachtsblüten. Berlin 1864. S. 56; nach Keyser, Nordmaendenes aeldste

Gude- og Heltesagn, S. 100 ff. Vgl. jedoch Weinhold, Altnordisches Leben. S. 380. 455, und Weinhold, Ueber die deutsche Jahrteilung, S. 6 ff.

9, 25 zweiten: se forma Geola und se aeftera Geola. Bei Beda in De temporum ratione, vgl. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache I, S. 79. Beda war sich nicht ganz klar darüber, was am Weihnachtsfeste alt und was neu war. Außerdem mag seine christliche Tendenz hie und da eine, vielleicht auch bewußte Verdunkelung hervorgerufen haben. Bei Dingen, bei denen solcher Einfluß wahrscheinlich ist, kann er demnach nicht als vollwichtiger Zeuge gelten. Wenn er den Wintereintritt (winterfyllith) auf den 1. Oktober legt und das neue Jahr am 25. Dezember geboren werden läßt, so rechnet er schon mit römischen Vierteljahren und nicht mehr mit germanischen Dritteljahren. Entweder fällt seine modraniht id est mater noctuum eigentlich auf Anfang Februar, und dann haben die Angelsachsen mit den Skandinaviern gleiche Jahresteilung, oder das Jahr beginnt mit dem 1. Dezember (se forma Geola), und dann gehört die modraniht auf diesen. Bliebe seine Angabe über die modraniht, die überdies der ursprünglicheren skandinavischen zuwiderläuft, bestehen, so müßte man, mit germanischen Dritteljahren rechnend, Winteranfang auf den 25. August setzen und das Sommersonnenwendfest auf den 25. April! Wahrscheinlich haben ihm bereits jene aus dem Süden und dem Morgenlande stammenden Sonnenanalogien der Weihnachtspredigten den alten Zustand verdunkelt, oder es liegt ihm auch daran, die Feier des 25. Dezember zu empfehlen.

9, 32 aufgegeben: Die Sitte, die beiden ersten Monate des Jahrs unter gemeinsamen Namen zu begreifen, findet sich auch sonst noch. Im Ehinger Spitalbuch im Germanischen Museum 7008 heißt der Dezember der lest wintermondt. (Grotefend, Zeitrechnung des deutschen Mittelalters. 1891. S. 208.) Der November, der ganz allgemein sonst mit dem deutschen Namen Wintermond heißt, war danach offenbar der erste. Es ist genau noch die gotische Rechnung. Auf den römischen Jahresanfang übertragen, hat sich solches Zusammenfassen zweier Monate lokal noch bis heute erhalten. Im sächsischen Muldenhochland heißt der Januar der große Horn, der Februar der kleine Horn, eine Bezeichnung, die offenbar zu Karls I. Hornung, d. i. Sohn des Horn, paßt.

9, 38 nicht: Auch Lichtmeß ist nicht als Wintersonnwendtag gefeiert worden. Es galt später als Frühlingsanfangstag. Martini-Mittfasten, Andreastag-Mariä Verkündigung, bezeichnen die alte Berechnung der Winterzeit. Michaelis-Lichtmeß fällt erst in die Zeit vorwiegenden Ackerbaues. Das skandinavische Frühlingsanfangsfest vom 11. Februar, das, wie erwähnt, um 940 auf den 25. Dezember zurückverlegt wurde, setzt nur einen dem frühen Eintritt des Winters im Norden ganz entsprechenden Wintersanfang am 12. Oktober voraus. Seine mechanische Zurückverlegung, welche uns geschichtlich ausdrücklich bezeugt ist, ist die Ursache gewesen für den eine Zeitlang herrschenden Glauben, die „Weihnachtsbräuche" seien „Vorspiele der Frühlingsgebräuche", der sich in diesem Umfange nicht mehr aufrecht erhalten läßt. Vgl. Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum V, S. 478 und Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848. S. 404/5 und Anm. zu Nr. 132. Gegen die Auffassung des Julfestes als Sonnwendfestes,

für die keinerlei Grund gegeben ist, spricht auch Mogk, Mythologie 1125 und 1008; „Durch nichts läßt sich weder aus alten Quellen noch aus dem Volksglauben erweisen, daß diese festliche Zeit (die Zeit) der Umkehr der Sonne sei, dem verjüngten Himmels- und Sonnengott gelte."

10, 3 kam: Wo keine Maschinen zu Gebote stehen, wird noch heute selten vor Ende Januar ausgedroschen. In Dürrweitzschen bei Leisnig, Sachsen, krönt dieses Ende der Drescharbeit ein sogenannter „Scheunenperzel", d. h. ein festlicher Kaffee, den alle beim Dreschen beteiligt Gewesenen vom Besitzer erhalten.

10, 11 umgekehrt: Braune, Althochdeutsches Lesebuch. Halle 1881. S. 77. v. 50.

10, 26 einsetzte: Birlinger beginnt seine Sammlung von Jahresbräuchen ganz richtig mit dem Nikolaustag (Aus Schwaben II. Wiesbaden 1874. S. 1), der in dem oberdeutschen Schwaben eine große Rolle spielt. Ueber Skandinavien vgl. Mogk, Mythologie 1061. Dort muß es statt „Spätwinter" wohl „Frühsommersanfang" heißen (10. Februar). Daraus und aus dem römischen Jahresanfang erklären sich auch die Gelübde fürs neue Jahr. Der dem Gotte Freyr geweihte Eber ist natürlich der Zuchteber, nachdem er sein priapisches Geschäft erledigt hat, dem man die Hauptnahrung dankte.

11, 8 Gratulierenden: Noch als später das Weihnachtsfest populärer geworden war, hatte es unter der Konkurrenz des Neujahrstags zu leiden. Noch im sechzehnten Jahrhundert überragt der Neujahrstag vielfach Weihnachten. Die an ihm gehaltenen gedruckten Predigten scheinen weit zahlreicher als die Weihnachtspredigten gewesen zu sein.

12, 18 war: In Südfrankreich heißt der alte Kalendenklotz, der mit einer Wein- oder Oelspende nach römischem Brauche verbrannt wurde, Calignau und Calendau. (Mylius, Reise durch Südfrankreich IV, S. 261). In der Dauphiné hieß er Chalendal (Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Aufl. S. 522, nach Champollion-Figeac S. 124). Die Bezeichnung souche de noël (von natalis) im nördlichen Frankreich, das römischem Einfluß weniger ausgesetzt war, ist späteren Ursprungs. Die Weihnachtszeit selbst hieß chalendes, provençalisch calendas (Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Aufl. S. 522, nach Raynouard I, S. 292). Das Fest nennt die Provence auch calenos. Das litauische kalledos, Weihnachten, wird zwar von kalada, Block, Klotz, abgeleitet (Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Aufl. III, S. 178), dem lettischen blukku wakkars, Klotzabend, entsprechend, aber möglich bleibt die Ableitung von Calendae immer. Auch in Niederdeutschland hatte sich kaland als ein Ausdruck für Fest und Schmaus verbreitet, kalandgilden, kalandbrüder werden genannt, doch ohne Einschränkung auf die Weihnachtszeit, und keine Feuer kommen in Betracht (Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Aufl. I. S. 522).

12, 29 holen: Kindlinger, Münstersche Beiträge II, Urkunde 34; Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl. I, S. 522: et arborem in nativitate domini ad festivum ignem suum adducendam esse dicebat.

12, 33 Cristbraten: Grimm, Weistümer II, S. 302, 264.

12, 38 beschädigten: Schmitz, Sitten und Bräuche des Eifler Volks. 1856. S. 4.

13, 1 Volksfesten: S. 12.

13, 9 wurde: Kuhn, Westfälische Sagen I, S. 103, 4.

13, 15 Flammen: W. Wolf, Wodana. S. 105. Nach Coremans L'année de l'ancienne Belgique 93 (J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie. Göttingen und Leipzig 1852) brannten einst in den Niederlanden fast überall Weihnachtsfeuer.

13, 21 würden: Lerouze in den Mémoires de l'Academie celtique 1809. III, S. 441; bei Mannhardt, Baumkultus der Germanen. Berlin 1875. S. 228.

13, 34 können: K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II. Wien 1880. S. 249 Nr. 1287.

14, 3 Wahrscheinlichere: In Böhmen hießen ungefähr seit dem Ausgang des Mittelalters gewisse priesterliche Weihnachtsumzüge in der Nähe von Prag calendisationes (Johannes von Holleschau bei Usener, Christlicher Festbrauch. Bonn 1889), noch heute heißt Weihnachten czechisch Koleda, polnisch Kolenda, russisch Koljada. Auch in alten böhmischen Rechtsquellen kommt ein Zeitwort colendisare vor (Rößler, Prager Recht, S. 95 Nr. 140). In Schlesien hießen die von den zu Weihnachten Herumziehenden gesungenen Lieder noch in der Mitte unsres Jahrhunderts Kolendelieder. Ein andrer Beweis für die Verlegung alter Festbräuche von Neujahr auf Weihnachten ist uns um 1400 in der Abhandlung des Presbyter Alsso über böhmische Weihnachtsbräuche (Usener, Christlicher Festbrauch. Bonn 1889. S. 63) erhalten. Dort spricht der Verfasser von den früheren, vorchristlichen Zeiten der Böhmen. Ganz offenbar war noch zu Alssos Zeit die Feier der Januarkalenden in Böhmen das Uebliche. War sie wirklich ausgestorben, dann würde er sich wohl gehütet haben, der frommen Herde davon zu erzählen. In der ausführlichen Art, mit der er die Sache behandelt, liegt allein schon der Beweis, daß sie ihm aktuell wichtig war. Phantastisch leitet er die Herkunft der Böhmen aus dem alten Babylonien ab und mißverständlich läßt er sie den Gott Bel verehrt haben. Aber was er von der Verehrung dieses Gottes und von dem Glauben erzählt, der sich an ihn knüpfte, verdient Beachtung. Am Anfang jedes Monates trugen sie das Bild des Gottes herum und sangen ein czechisches Lied dazu. Sie schätzten sich glücklich, daß so der Gott ihre Häuser besuche, und hofften zuversichtlich, daß er ihnen nun den ganzen Monat über Glück senden und ihr Vermögen und Leben leiten werde. Daher brachten die Leute dem Belbilde auch Geschenke gleichsam als Tribut und betrachteten sich als seine wahren Verehrer, damit er ihr Glück lenke. Erst der heilige Adalbert wandelte, weil es zu umständlich war (!), dies am Beginn jedes Monates zu thun, und damit nicht auch die Christen den Monatsanfang nach heidnischem Brauche feiern möchten, diese Monatsanfangsfeier in eine Feier am Christabend und in der darauf folgenden Woche um, meinend, daß jener Brauch bequemer in der Zeit geübt werde, wo Christus geboren sei, als am Monatsanfang, wo einst dem Bel Ehre erwiesen wurde. Er soll weiter auch die Bezeichnung und den Inhalt der Feier geändert haben, indem er aus kalendisare colendisare (von colere, verehren) machte, weil durch diesen Brauch Christus an seinem Geburtstage verehrt werde, und nicht in den Kalenden. Johannes von Holleschau nennt sogar die volkstümliche Form koleda für colendisatio bezw. kalendisatio. (Usener S. 72.)

14, 6 Kalendenfeier: Es sind drei dem heiligen Augustin zugeschriebene Predigten, von denen zwei de kalendis januariis sich betiteln, während die dritte die Ueberschrift de christiano nomine cum operibus non christianis führt. Darin ist ziemlich viel über das Heidentum im Frankenreiche im sechsten und siebenten Jahrhundert die Rede. Die Verfasser sind jedenfalls der Bischof Cäsarius von Arles († 543), der heilige Eligius († 659) und Faustinus. (Augustinus, opera omnia. Paris 1841. tom. V. app. serm. 129, 130, col. 2001 und serm. 265, col. 2237. Die Verfasserfrage s. Eckart, Francia orientalis, tom. I, p. 433.)

15, 15 treiben: Ebenso sagt der heilige Eligius: Niemand begehe an den Kalenden des Januars die Abscheulichkeit und Abgeschmacktheit, daß er eine junge Kuh, einen Hirsch oder einen Riesen (jotticos) spiele. (Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. Bd. II. München 1855. S. 466—68.)

15, 18 Hirschlarven: Mone, Geschichte des Heidentums II, S. 167, Syn. Antissiod. (Auxerre) anno 578, cap. I. (Hardouin. concil. tom. III, col. 434.)

15, 25 Cambray: Halitgar. cap. 6.

15, 26 Würzburg: Eckart, Francia orientalis, tom. I, p. 837.

15, 26 Prüm: Regino de syn. caus. et disc. eccl. lib. I, c. 304, p. 145. Fecisti aliquid, quod pagani faciunt in kalendis januariis in cervulo vel vetula, tres annos poeniteas.

15, 26 Worms: Burchard, Decret. lib. XIX, cap. 5, nach Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie II, München 1885. S. 465—66.

15, 34 ist: Theodor., cant. lib. poenit., c. 27, § 19. (Ancient laws and institutes of England, p. 293. Si quis in kalendas januarii in cervulo aut vetula vadit, id est, in ferarum habitus se communicant [lege: commutant] et vestiuntur pellibus pecudum, et assumunt capita bestiarum; qui vero taliter in ferinas species se transformant, III annos poeniteant, quia hoc daemonicum est.)

17, 18 Usener: Das Weihnachtsfest. Bonn 1889. S. XI.

17, 32 besäßen: Die moderne Volkskunde thäte besser, den einseitig theologischen Ausdruck „Aberglauben" ganz zu meiden. Einen sachlichen Unterschied zwischen Volksglauben und Kirchenglauben gibt es nicht. Oft ward, was ehedem Kirchenglaube war, später Volksglaube und umgekehrt. Je nach der Stellung, welche die Kirche in einer bestimmten Zeit zu einer bestimmten Vorstellungsgruppe eingenommen hat, ist derselbe Zug Glaube oder Aberglaube. Der Ausdruck führt nur dazu, den Kirchenglauben als häufige Quelle des Volksglaubens zu verkennen. Wollte man aber in den Begriff des Aberglaubens alles einschließen, was mit den Ergebnissen der modernen naturwissenschaftlichen Forschung in Widerspruch steht, dann müßte man ihn ganz wesentlich erweitern.

17, 34 fällt: Müllenhoff-Scherer, Denkmäler Nr. 32. In einer Merseburger Handschrift und einer Abschrift einer verlorenen Speierer Fassung erhalten.

19, 21 sint: Müllenhoff-Scherer, Denkmäler Nr. 51. Aus einer Handschrift des angehenden neunten Jahrhunderts in Rom.

20, 34 Jahrhunderts: Auf der Synode zu Levida in Spanien wurde für diese Zeit alle öffentliche Festfeier verboten, was zugleich beweist,

daß in den November bezw. Anfang Dezember ein größeres germanisches und vielleicht auch keltisches Fest gefallen sein muß.

20, 36 werden: Die griechisch-katholische Kirche hat noch heute sechs Adventwochen, das sogenannte vierzigtägige Martinifasten, die römisch-katholische nur noch fünf, die protestantische vier.

21, 21 findet: Grimm, Deutsche Mythologie. 1. Aufl. Aberglauben. S. XXIX.

21, 28 werden: Das ganze Mittelalter hindurch wurde das eigentliche Fest vier Tage lang gerechnet. Diese Ausdehnung ist mehrfach urkundlich belegt: 1370 in den vier winachten heilgen tagen (Frankfurter Stadtarchiv, Insatzbuch II, S. 104); am mydweken na den veer hilgen dagen to wynachten (ca. 1450, Riedel, A. 6, S. 250) 1362 ze weihnacht in den viren (Urkundenbuch ob der Enns VIII, S. 118; Grotefend, Zeitrechnung des deutschen Mittelalters. 1891. S. 204.)

21, 31 aus: So wird die ganze kirchliche Oktave als Festzeit Weihnachten bezeichnet: 1340 an dem vritage in den achtagen der hochzit wynachten. (Riedel, c. d. Br.; Grotefend, Zeitrechnung. 1891. S. 204.) Ueber die noch weitere Ausdehnung des Begriffes s. Anm. zu 3, 37.

21, 33 ein: Eberhardt, Neueste Ansicht und Beleuchtung der Geschichte der Sonn- und Festtage. Erfurt 1799. S. 34.

22, 10 Nacht: gotisch weihs, althochdeutsch und altsächsisch wîh, mittelhochdeutsch wîch (nom. wîher). Davon ze wîhen nahten oder ze wîhen nehten, winnaht, winnahten, wynachten, winchten, wingichten, winigichten.

22, 14 sanctissima: Die bei Ducange ed. Farre, Wörterbuch des mittelalterlichen Latein, angeführten Beispiele sind für nox sancta (V, S. 617, 618): sanctas noctes hoc est nativitatis domini, sancte pasche, et pentecostes und nono kal. Sept. nocte sancta, que vocatur a dominica. Dazu kommt noch nocte sancta, que dicitur in palmis (Gesta ep. Leod. Monum. Germ. Scriptores XXV, 83) und 1330 in sacrosancta nocte pasche (Walsroder Urkundenbuch) Grotefend, Zeitrechnung. 1891. S. 136. Einen strikten Beweis geben diese Beispiele noch nicht.

22, 16 rechnete: Caesar, Bellum Gallicum 6, 18 und Tacitus, Germania 11. Diese Ableitung war lange vergessen. Wegen der später vielfach üblichen Gelage dachte man an eine Zusammensetzung aus Wein (vinum) und Nacht. In Beatus Rhenanus Rerum Germ. libri III. Basileae 1531, heißt es von den alten Germanen: Noctes interdum epulando transmittebant, non solum dies: nam diem, inquit Tacitus, noctemque continuare potando nulli probrum. Vnde quibusdam adhuc festis diebus apud nos a nocte cognomentum, ut est ille sub calendas Januarias, quo iuxta ritum christianum, servatoris nostri natalem celebramus, antiquo vocabulo et haud dubie ex ethnicorum observationibus relicto, Vuinnacht appellatur, a vino videlicet conviviisque, und Ickelsamers „Teutsche Grammatica darauß einer von jm selbs mag lesen lernen", Nürnberg 1537, S. 58 bis 59, ist derselben Meinung: als unter andern vilen das wort Weinnachten ist, welches auch Rhenanus anzaygt. Das wort lautet von

ainer weynige nacht die man mit weintrinken hat zuobracht, welches sich zwar nit vast übel reumet auff die christnächte, die wir Weinnächte nennen, welche man auch für den großen Gottesdienst, mit sauffen vnnd schlemmen, begeht. vnd ist unns aber diser nam ettwa von ainem Haydnischen Fest überbliben, die jre Goetter mit solcher ehr begiengen. (A. Birlinger, Aus Schwaben II. Wiesbaden 1874. S. 14.) Weynacht-Fest, „welches nach etlicher Meynung, bey den Alten genennet worden Weynachten, weil man bey den heydnischen Opffern sich mit Wein wohl angefüllet, und lustig gemacht hat." (Curiöser Bericht wegen der schändlichen Weynacht-Larven. Leipzig 1702. S. 9.) Erst das achtzehnte Jahrhundert leitet den Namen von einem christlichen Volksglauben ab. Man meint, „Weyhnachten hätten den Nahmen daher; weil das Wasser in solcher Nacht zu Weine würde" (Hilscher, Der Weyhnachts-Aberglaube. 1722. S. 8). Doch findet sich die nahezu richtige Ableitung (vom Verbum weihen) schon im sechzehnten Jahrhundert: De festis et praecipuis anni partibus liber non solum nomina et historias, sed usum etiam Dierum festorum in vita Christiana et Exercitationibus scholasticis indicans. Autore Matthaeo Dressero Anno MDLXXXIIII. — Natalis Christi (das Buch ist ohne Seitenzahlen), Germani Weihenacht/veteri consuetudine Germanorum et Gallorum, qui temporis spacia non dierum, sed noctium appellatione efferunt. Dicitur autem Weihenacht ἀπὸ τοῦ μυεῖσθαι, id est, ab initiando seu consecrando, quod illa nocte per sacrosanctam Christi nativitatem omnes initiati sumus sacris Christi, Deoque in aeternum consecrati. Haec etymologia Christianae nostrae professioni maxime est conueniens. Veteres Germani in Idolomania Ethnica vocarunt Weinachten / a vino, quod alius alium bono vino id temporis donarit. Im siebzehnten Jahrhundert heißt es: Weihen enim apud veteres germanos sacrare est. Unde Weiherauch odor sanctus, quod thus in sacris offeretur. Et Weihenacht, nox sancta. (M. Joachim Hildebrand, De priscae et primitivae Ecclesiae sacris publicis, templis et diebus festis. Helmstädt 1652). Ebenda Nobis Weihenacht veteri germanorum et gallorum consuetudine, qui temporum spatia noctium nominibus efferebant. Dicitur autem Weihenacht ἀπὸ τοῦ μυεῖσθαι ob noctem illam sanctam, qua de virgine Filius dei nasci dignatus est. (Abgeschrieben aus Dresserus a. a. O.)

23, 24 an: Während „Herbst" sonst vielfach als identisch mit September gebraucht wird (1444 uff den ersten tag herbsten, Geschichtsfreund 43, 70, und 1428 am sunendag naechst vor in genden herbst, ebenda 74, 257; Grotefend, Zeitrechnung. 1891. S. 84), kommt schon früher vor sente Mertynsdach in den herwist 1344 (Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins. Düsseldorf 1840. S. 58). Sonst rechnet der Martinstag immer zum Winter, den er bei der Dreiteilung des Jahres beginnt: des sundaghes up sente Mertynsavend in den wyntere 1370 (Sudendorf); Utrecht op sente Martinsavond in de wenter 1327 (Register des Bistums Utrecht I, 104); sonnstag nach sant Martinstage im winter des heiligen bysschoffs (Boos, Baselland); 1453 uf sint Martinstag des hilligen bischofs im winter (Publications de Luxembourg 30, 50), und öfter. Lateinisch findet sich dieselbe Bezeichnung: 1330 in festo b. Martini ep. tempore

hyemali (Heſſiſches Urkundenbuch II, S 402; Grotefend, Zeitrechnung. 1891. S. 119).

23, 27 Mertinstage: Sachſenſpiegel II, Art. 48 § 5; aus dem dreizehnten Jahrhundert aus Anhalt.

23, 28 Geſindewechſel: Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürſtentum Waldeck. Arolſen 1860. S. 442 Anm.

23, 29 Feiertage: Leoprechting, Aus dem Lechrain. 1855. S. 200 f.

23, 31 abgehalten: Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben II, S. 191 f., 193 ff., 173 ff. Aus Schwaben. 1874. II, S. 132.

23, 34 ſchneit: Leoprechting, Aus dem Lechrain. München 1855. S. 201 u. a. a. O.

23, 35 Marten: Baader Nr. 242 nach Wuttke, Der deutſche Volksaberglaube 2. Aufl. Berlin 1869. S. 19.

23, 38 finden: Leoprechting S. 201.

24, 8 ab: Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. Innsbruck 1871. S. 179.

24, 11 November: Zingerle, Tiroler Weistümer IV, S. 33. Weistum von 1431 aus Partſchins.

24, 13 November: Zingerle, Tiroler Weistümer III, S. 65.

24, 15 geweidet: 1542, Tiroler Weistümer III, S. 73. Meinem Bruder Armin verdanke ich die ganze folgende Liſte über den Martinstag als Terminzeit in Tirol. Der Winter dauert in Tirol von Martini bis Georgi (23. April). wann man reverender schwein oder gens von st. Georgentag hin biss auf sanct Martinstag in äcker oder wisen findt, so soll ... gepfendt werden. Graun-Finstermünzpass 1617. Tiroler Weistümer II, S. 329; dass kainer in der gemain von sanct Martinstag an bis auf Georgi frembden ausswendigen personen kain hei oder graimat ... ohne vorwissen der dorfmaister und ganzen gemain hingeben und verkaufen solle. Tartsch-Vintschgau 1574. Tiroler Weistümer III, S. 50, ebenſo III, S. 151 aus Planail-Vintschgau 1583; von Georgi biss Martini umb 4 uhr und von Martini biss Georgi umb 3 uhr Feierabend (am Vorabend der Feſttage) halten. Burgeis-Vintschgau 1875. Tiroler Weistümer III, S. 65. Auch der Lohn für die Winterzeit iſt geregelt: Eines tagwerchers besoldung ist von Martini auf sanct Peters tag (22. Febr.) vor allerlei arbeit ... drei kreutzer. Latsch-Vintschgau 1607. Tiroler Weistümer III, S. 243; kie und ander vich soll ain ieglich nachpaur halten zwischen baren (Freßtrog) und wasser (d. h. im Stalle füttern) von sand Marteinstag hinz auf sand Georgentag seinen nachpern on schaden. Tulfes u. Volders-Unterinnthal. Sechzehntes Jahrhundert. Tiroler Weistümer I, S. 223. Ebenſo findet ſich: es soll ain ieder sein vich halten zwischen wasser und des parems dem andern ohne schaden von sanct Marthinstag unzt auf sant Ruepprechts-tag bei fünf phunt. Weer-Unterinnthal 1621. Tiroler Weistümer I, S. 171. die wiesen in Manlid, die soll man anfangen zu frieden zu st. Georgentag nach der alten Zeit, und sollen gefriedet sein bis auf st. Martinstag. Kortsch-Vintschgau 1614, Tiroler Weistümer III, S. 194 (1880). Mit Martinstag endet die Weide: Ob iemand waislos vich findt nach sant Martinstag, der soll das der herrschaft ansagen und kunt thuen bei der pues.

Gericht Kitzbühel-Unterinnthal. Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Tiroler Weistümer I, S. 74. Bis dahin weidet alles Vieh: soll kainer ainiche melche (fürs Milchvieh zur Weide bestimmte) stuck am herbst vor sanct Martinstag dungen befuegt sein. Silz-Oberinnthal 1616. Tiroler Weistümer II, S. 42 (1877). — Eine besondere Rolle spielt die Bewässerung der Wiesen: bis Martini geht das Wasser über sie; mit diesem Tage wird es jedoch in sein Bett zurückgelenkt, da der Winter beginnt: das man zu sand Marteinstag alle wal verstossen und verslagen sol und den pach auzraumen und in den rechten pachrunst richten. Riez-Oberinnthal 1491. Tiroler Weistümer II, S. 53; und solle diser pach alle jar an sanct Martins abent sauber reverender geraumbt und geputzt werden. Mils-Unterinnthal 1592. Tiroler Weistümer I, S. 197; und die riss soll offen sein von sanct Marthinstag unzt auf sanct Ruepprechtstag (27. März). Weer-Unterinnthal 1621. Tiroler Weistümer I, S. 170; da sollen die ersten zwo risen (Vertiefungen zum Holzabtrieb vom Berge herab) albeg offen sein, dann über die ain risen über das veld soll offen (s)ein von sanct Martinstag unzt auf sant Georgentag (23. April). Staus-Unterinnthal 1636. Tiroler Weistümer I, S. 165 (1875); es sollen auch Norz und Mair alle jahr an sanct Martins abent den pach auspauen mit ainer furch auf, und die andern ab: darnach soll dann ain jeder vor seiner thür und behausung mit ainer hauen ausziehen, raumben und versorgen, damit der nit über weeg gehe. Kolsass-Unterinnthal 1711. Tiroler Weistümer I, S. 182; welliche sechs rissen mit sambt ihren zuerissen der oblai offen sollen sein zu seiner notturft von sanct Martinstag bis auf sanct Rupprechtstag. Kolsass-Unterinnthal 1711. Tiroler Weistümer I, S. 180. — Am Beginn des neuen Jahres zu Martini werden auch die Gemeindebeamten gewählt: sollen drei erbare verstendige mannspersonen . . . järlich an sanct Martins des heiligen bischofs tag . . . zu gewalthabern und dreieren . . . furgenomen, erwölt und erkiest werden. Nassereit und Torminz-Oberinnthal 1580. Tiroler Weistümer II, S. 173; ein feldsaltner soll, wo es sein kann, auch am Kassuntag, wo nit doch neyst darnach angenomen und seinen dienst, als hernach folgt, eurzt auf Martini darnach zu verrichten schuldig sein. Latsch-Vintschgau 1607. Tiroler Weistümer III, S. 258; Der messner allhier hat auch jährlich am st=Martinstag urlaub, und soll auch jährlich vor der ganzen gemeinde stehen und um solches amt bitten. Kortsch-Vintschgau 1614. Tiroler Weistümer III, S. 193; auf abgang ains und anderten von ihnen ausgeschossnen allwegen zu Martini bei aufnemung der gemains raitungen iemande andern taugelichen . . . zu setzen. Tarrenz-Oberinnthal 1674. Tiroler Weistümer II, S. 168; soll alle jahr zu Martini zwen dorfmaister gesetzt werden. St. Johann-Unterinnthal 1727. Tiroler Weistümer I, S. 79. — An Martini wird ferner Rechnungsabschluß gehalten und werden Zinsen bezahlt. Der Tag erscheint als Termin und Grenzfrist: Item den grossen kornzins soll man zinsen zwischen sanct Martinstag und der Liechtmess. 1303 Pfunds-Oberinnthal. Tiroler Weistümer II, S. 311; Item zu sant Martinstag soll man zinsen phening nach gnaden mein herrn und soll mein herr ainen sedelhaftigen

bräbst haben sitzen allzeit da ze Phuns. 1303 Pfunds-Oberinnthal. Tiroler Weistümer II, S. 310; es soll auch ain abt ze Füssen ainem mair (grundherrlichen Beamten) ze weihnachten ainen rock geben und alle heilige tag vier mass wein und am st. Martinstag vier mass. 1416 Aschau-Oberinnthal. Tiroler Weistümer II, S. 104. Ebenso der Pfleger zu Ernberg dem Mair; kärzins die fallent ze sant Gallitag, und geltzins ze sant Martinstag, und kornzins zu der Liechtmess, und von heuser zins ze sant Görientag (23. April). 1427 Münsterthal. Tiroler Weistümer III, S. 351; und ob dann ainer verprent wurd oder verprunne vor sand Martinstag, derselb sol umb dieselben zins desselben jars ledig und los sein; 1440 Gericht Glurns-Vintschgau. Tiroler Weistümer II, S. 7; Item vogthabern und vogtheu soll man geben after sant Marteinstag. 1440 Stumm-Unterinnthal. Tiroler Weistümer I (1875), S. 144; Si sollen auch ainem probst (grundherrlichen Zinseinnehmer) antwurten alle rent, zins, korn und gelt, wann sanct Martins tag herfür kombt. Stift Absam-Unterinnthal. Fünfzehntes Jahrhundert. Tiroler Weistümer I, S. 208; es sollen auch die dorfmaister der nachpauerschaft umb ir einnemen und ausgeben umb sand Martins tag ungeverliche raitung und bezallung thuen. 1532 Schlinig-Vintschgau. Tiroler Weistümer III, S. 79; Ain landschaft im Zillerstall soll auch unserm genedigsten herrn und ainem brobst daselbst järlichen nach alter gewonheit drei ambtleut geben, aus inen erwellen, so die urbarzins und gültn treulichen einbringen und verraiten ... und Martini weindienst laut des urbarbuechs. Sechzehntes Jahrhundert. Tiroler Weistümer II, S. 377; Mer soll er Jan, seine erben und nachkombene berirter gemain järlichen und ewigclichen zinsen raichen und geben zu sanct Martinstag, nemblichen zwelfthalb pfunt perner gelts und ain scheet schmalz ... 1574 Tartsch-Vintschgau. Tiroler Weistümer III, S. 49; das ... die zinsleit, so den kirchen in der gemain Tartsch zinsen, die zins ordenlich geben, aussrichten und antwurten sollen, als nemblichen zwischen sanct Martinstag und weinnachten. 1574 Tartsch-Vintschgau. Tiroler Weistümer III, S. 52; Der Wegemacher hat das wegkorn (einen Teil seines Lohnes) nach Martini (ein)zutreiben. 1607 Latsch-Vintschgau. Tiroler Weistümer III, S. 266; N. 21. Umb Martini bei sazung der dorfmaister und deswegen järlichen allzeit umb das neujahr in beisein gesambter dorfgemain ... ordentlich raitung gehalten werden solle. 1609 Wörgl-Unterinnthal. Tiroler Weistümer I, S. 71 (1875); vor sanct Martheinstag soll man uns (der Grundherrschaft) wein schenken ain mass umb ain kreitzer. 1647 Alrans-Unterinnthal. Tiroler Weistümer I, S. 247. — Mit dem Anfang des Winters zu Martini beginnt später auch die Schule: das ... iederzeiten zu anfang des winters, als an sant Martins, heiligen bischofstag unzt auf ostern ein ordentlicher, gueter, qualificierter schuelmaister bestelt und aufgenomen ... werden. Nasserein-Oberinnthal. Tiroler Weistümer II, S. 249; Die schule hat iedes mahl zu Martini anzufangen und durch 20 wochen ununterbrochen fortzudauern. Flirsch-Oberinnthal 1771. Tiroler Weistümer II, S. 239.

24, 22 Hütezeit: Karl Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II. Wien 1880. S. 225.

24, 24 ausgetrieben: Mannhardt, Baumkultus der Germanen. Berlin 1875. S. 273.

24, 25 Andreastag: 1794 wurde für die Pferde vom 23. April bis Anfang Oktober ein Hirt gehalten (Zingerle, Tiroler Weistümer II, S. 324. Wien 1875). In Niedermais bei Meran dauerte die Dienstzeit der Hirten bis Andreastag (Zingerle, Weistümer IV, S. 121, aus dem Jahre 1683). In Latsch im Vintschgau dauerte das Amt des Feldsaltners (=hüters) bis Martini (aus dem Jahre 1607 bei Zingerle III, S. 153), während 1587 der Lohn der Weinsaltner am Georgentag (23. April) und Andreastag (30. Nov.) zahlbar war (Zingerle IV, S. 50). Nach Nachweisen von Armin Tille.

24, 30 wurde: Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848. S. 401.

24, 32 darstellte: In Norddeutschland läßt sich das Verrücken des Winteranfangstermins Martini nach Weihnachten noch direkt nachweisen. Noch 1848 lief in der Gegend von Calbe a. S. die Dienstzeit der Knechte zu Martini ab, und etwas früher auch noch in mehreren Orten des Havellandes, wo sie 1848 schon zu Weihnachten anzogen. (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848. S. 401—2.) In Mecklenburg war noch bis in unser Jahrhundert der Martinitag der Ablieferungstermin für Naturalien oder deren Geldwert und ebenfalls Umzugstermin für Dienstboten. Das Landesabteilungs-Inventarium von 1610 berichtet, daß nach Schwerin „ein Hochweiser Rahtt vonn Lübeck jehrlich auf Martini Abendt zwischen zwolff vnnd Einn Uhr nach Mittage altem herkommen nach durch dero Diener vnnd Rotrock Eine Ohme Neuwen Weinmost aufs fürstliche Haus hatte liefern lassenn." (Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II. Wien 1880. S. 221.)

24, 39 blotmanad: d. i. Opfermonat, vergl. Julius Lippert, Christentum, Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1882. S. 659.

24, 40 Schlachtzeit: Ein Tiroler Weistum bestimmt geradezu: und vor den mästschweinen soll man kosten (d. h. dem Hirten die Kost geben) bis auf st. Martinstag (denn dann werden sie geschlachtet). 1564 Göflan-Vintschgau. Tiroler Weistümer III, S. 203.

25, 1 Gelage: Die älteste Nachricht von diesem Winteranfangsfeste der Deutschen gibt uns Tacitus, Annales lib. I, cap. 50. Im Jahre 14 unsrer Zeitrechnung überfiel Germanicus die Deutschen in der Nähe des römischen Limes bei ihrem Winteranfangsfeste, nachdem die eigentliche Feldzugszeit schon vorüber war. Um die Unruhe der meuternden Legionen austoben zu lassen, unternahm er den späten Feldzug unmittelbar vor dem Einrücken in die Winterquartiere.

25, 4 verwahrlost: Birlinger, Augsburger Wörterbuch S. 330b; Schmeller, Bairisches Wörterbuch I, 2, S. 165b; Birlinger, Aus Schwaben II, S. 132.

25, 4 Lorichius, Aberglauben 1593, Freiburg im Breisgau, S. 62, nach Birlinger, Aus Schwaben II, S. 132.

25, 14 aufgehoben: Ditz, Einöden, S. 49 ff., nach Birlinger, Aus Schwaben II, S. 132. Noch im siebzehnten Jahrhundert war der

Martinstag in Tirol ein besonderer Schmaustag. Ein Weistum bestimmt ausdrücklich: es soll auch niemant kain wein ... ausschenken ... ausgenomen in den freien markten oder an sant Martinstag, ain tag vor oder hernach ungevärlich. Imst.-Oberinnthal. Siebzehntes Jahrhundert. Tiroler Weistümer II, S. 160.

25, 40 einzudringen: Ein solcher Viehweidesegen aus Bayern ist uns erhalten in einer schlechten Aufzeichnung des neunten Jahrhunderts. Er wird, weil ihn ein zur Jagd ausziehender Bauer über seine Meute bei Beginn der Jagd spricht und er in einer Wiener Handschrift überliefert ist, gewöhnlich der Wiener Hundesegen genannt. Er lautet in der brauchbarsten Ausgabe (Braune, Althochdeutsches Lesebuch. Halle 1881. S. 81): Christ uuart gaboren êr uuolf ode diob was. dô uuas sancte Marti Christas hirti. — der heiligo Christ unta sancte Marti, der gauuerdô uualten hiuta dero hunto, dero zohôno, daz in uuolf noh uulpa za scedin uuerdan ne megi, se uuara se geloufan uualdes ode ueges ode heido. — der heiligo Christ unta sancte Marti de fruma mir sa hiuto alla hera heim gasunta. Rudolf Kögels Argumente gegen diese Auffassung (H. Pauls Grundriß der germanischen Philologie. Straßburg 1890. II, 1, S. 163) sind nicht zutreffend. Einmal stand natürlich an Stelle von dero hunto, dero zohôno und wieder dero hunto ursprünglich Weidevieh, und sodann kannte das bayrische Sprachgebiet bis ins zwölfte Jahrhundert noch gar keinen Zusammenschluß von Höfen zu Markgenossenschaften, wie schon Grimm wußte. Die Herde blieb also nicht den ganzen Sommer auf der Weide, sondern wurde thatsächlich allabendlich eingetrieben. Ihr Hirte war ein Glied der auf dem Einzelhof sitzenden Bauernfamilie. (Vergl. Wiener Jahrbücher der Litteratur, 45. Bd. [1829] S. 118—129: Die Besprechung des Buches „Ueber die Markgenossenschaften" von Dr. F. L. Freyherrn von Löw. Heidelberg 1829, von Jakob Grimm. Danach fehlten im karolingischen Zeitalter im bayrisch-österreichischen Sprachgebiet die Markgenossenschaften völlig. Darüber Chabert, Fragment einer Staats- und Rechtsgeschichte der deutsch-österreichischen Lande. Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften [1852 bis 1853] 1853 S. 19 und 27.) Ich verdanke den Hinweis auf die beiden Stellen meinem Bruder Armin.

26, 8 belegt: A. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes, S. 148 und 180—83. Darnach Mannhardt im Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin 1875. S. 274—75.

26, 32 Etzendorf: F. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie II. München 1855. S. 41.

26, 35 Bäumchen: Dies ergibt sich aus dem Segen a. a. O.:

So vil Kranewitbir
So vil Ochn und Stir!
So vil Zwei,
So vil Fueda Hai!

26, 37 aufstellen: ebenda:

Steckt ses hinter n Küebarn
nahh werd af's ja kae Kue verlarn;
und steckt ses hinte die Staltür,
treibts af's jar mit freidn herfür.

26, 39 Dach:

Kommt der Sanct Mirt mit seiner Ruten;
Soviel als die Rute Zweige hat,
Soviel soll auch der Bauer Vieh haben.
Nehmt ihr die Ruten in eure Hand,
Steckt ihrs wol auf oder der Wand,
Wol hinter das Dach.

Das Dach bildet innen mit der Wand des primitiven Wohnraumes einen Winkel von etwa 130°. Von außen gesprochen ist das der Ort „ober der Wand wol hinter dem Dach". Der Spruch ist gedruckt in der Zeitschrift für deutsche Mythologie IV, S. 27 und in einer Fassung des fünfzehnten Jahrhunderts bei Grimm, Deutsche Mythologie. 2. Aufl. 1189. In einem entsprechenden bayrischen Spruch (Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie II. München 1855. S. 41) ist Petrus mit seinem Himmelschlüssel ganz an Martins Stelle eingetreten. Vgl. dazu Mannhardt, Baumkultus der Germanen, S. 274. Auch in den späteren Adventumzügen ist Petrus häufig. Vielleicht versuchte die Kirche auch einmal, den heiligen Martin durch Petrus zu verdrängen, der seinen kriegerischen Sinn in der Sage ja ebenfalls erwiesen hat.

27, 15 üblich: F. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie II, S. 41. Ein Hirtenspruch aus dem Bayrischen Wald, ebenda S. 42, nennt Martin schon nicht mehr. Da kimt der hirt mit seiner girt. Da ist das Bäumchen mit Disteln, Dornen und Wacholderbeeren geschmückt. Es wird auch hinter die Thür gesteckt.

27, 16 Schutzheiligen: Unter einer Gerte verstand das Mittelalter einen tüchtigen Stock. Der Sachsenspiegel erklärt des künges malder als zwene und drizig slege mit einer grunen eigenen gerten, die zweger dum elne lang si. (II. Buch, Art. 16, § 4. Sachsenspiegel, herausgegeben von Weiske. Leipzig 1840. S. 73.) Daraus, daß eine gerichtliche Strafe mit einer gerte vollzogen wurde, darf man auf ihre Dicke wohl schließen.

28, 7 Hornform: Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848. S. 401. Bei der Hornform der Kuchen liegt es nahe, an einen alten Rinderschlachttag zu denken. Das Kinderfest dieses Tages steht später natürlich in enger Beziehung zu dem Beginn der Schule am Martinstage, nachdem den Sommer über solche überhaupt nicht stattgefunden hat. Vgl. zu 24, 15, gegen Ende. Noch heute bekommen die Kinder etwas geschenkt, wenn sie zum erstenmal in die Schule gehen, wenn sich der Anfang des Schuljahrs auch längst auf Ostern verschoben hat.

28, 9 Schellen: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 133.

28, 14 u. s. w.: Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 401.

28, 21 üblich: Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. Wien 1880. II, S. 221 f.

28, 33 kennen: Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, Leipzig 1863, gibt S. 341—43 zahlreiche Belege dafür.

28, 38 Vorgesetzten: Birlinger, Aus Schwaben II, Wiesbaden 1874. S. 132.

29, 2 Nikolaustag: Er heißt urkundlich Niclastag vor weihnachten im winter, Nicolaus ep.; An sand Niclastag vor wei-

nachten 1361 (Fontes rerum Austriacarum II, 35, 337); ertag nach sant Nyclastag zu weynachten 1369 (Helwig aus dem HA); sinte Niklaesdag in dem winter 1342 (v. Mieris); lateinisch Nicolaus hyemalis (Monum. Germ. Scriptores XXIV, 435 und XXV, 578). Grotefend. Zeitrechnung 1891. S. 134.

29, 4 anheim: Diese Zuchttiere hatten naturgemäß eine außerordentliche Wichtigkeit. Sie kommen in Weistümern mehrfach vor: Hat der Stammser zehend und der Mathias Walch .... ieder einen brauchbaren herdstier alter observanz nach, und ein ie weilliger herr pfarrer den s. v. schwilch zu stöllen, deren der eine von Martini, bis mann mit dem rever. Küevich am längets auffahrt, und der andere von Martini an bis st. Peterstag dienen muss, hingegen aber sind diese 2 stier in denen gemeinds-alpen, wo sie wollen, frei zu sommern. 1801 Fliess-Oberinnthal. ... Tiroler Weistümer II, S. 234. Die Nichtgemeindeberechtigten mußten für je eine Benutzung der Gemeindezuchttiere 10 kreuzer geben und solches auf Martini iedes jar erlegen. 1789 Tschengels-Vintschgau. Tiroler Weistümer III, S. 182. Von da an fand also auch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch das Bespringen statt.

29, 18 erscheint: Praetorius, Saturnalia. Leipzig 1663. S. 406.

29, 23 1892: nach persönlichen Erkundigungen meines Bruders Armin an Ort und Stelle.

29, 25 Muldenhochland: aus Dürrweitzschen bei Leisnig; nach persönlicher Erfahrung des Verfassers.

29, 32 holen: Der Eber heißt in der fraglichen Gegend selbst längst nicht mehr Bär, sondern Hauer oder Hakſch.

29, 33 aufbinden: jemandem einen aufgebundenen (falschen) Bären zeigen, an Stelle eines echten.

29, 37 wird: Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848. S. 403.

29, 39 Orte: Sargstädt und Aspenstädt bei Halberstadt, Wernigerode, Stapelburg und Abbenrode bei Ilseburg, Klipperkrug und Harzburg, Bockenem, Langeleben, Königslutter und Supplingen am Elm. Da droht man den Kindern Wart, de olle Håksche kümt (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848. S. 416). Die beiden Herausgeber halten de olle Håksche noch für eine „Gottheit der Zwölften". Das olle braucht nicht verächtliche Bezeichnung zu sein. Es ist der alte Hakſch, der geschlachtet wird, im Gegensatz zum jungen, der die nächste Brunstzeit in Wirksamkeit treten soll. Das Umführen des Zuchtebers ist auch für die Wirtschaftsgeschichte nicht bedeutungslos. Es hat nur da einen Sinn, wo die Markgenossenschaft ausgebildet ist, ist also ein Mittel, die Grenze des Zusammenschlusses zu einer solchen zu bestimmen. Westfalen mit seinem Hofsystem kennt einen solchen Bär nicht. In Bayern stammt das Umführen des Zuchtbullen offenbar aus der Zeit seit dem zwölften Jahrhundert, nachdem sich dort das Markgenossenschaftssystem ausgebildet hatte. Am Klausenabend erschien dort eine künstliche Kuh mit Hörnern als Kinderschrecken. Sie sah fürchterlich aus, trug Kuhglocken und klopfte an die Thüren (Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie II, S. 117. München 1855). Der Zuchthengst fiel dem Beile offenbar erst etwas später zum Opfer. In

der Regel fiel seine Schlachtung erst auf Ende Dezember. Dies erklärte den Stephanstag (26. Dezember) als Pferdetag. Vom Martinstag stammt wohl der Weihnachtsbrauch in hannöverschen Spinnstuben, daß sich Mädchen als Huhn und Gans verhüllen. Diese Vogelgestalten heißen „Niphauhn" (das nickende Huhn) und „Stoppegaas" (die Stopfgans). Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, Nr. 172 und 173. Schambach, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart, S. 145 und 212. In Neumünster beim sogenannten Umgehen der Knaben führt sich der Redner selbst als Hans Voß (Hans Fuchs) ein. Schleswig-Holstein-Lauenburger Jahrbücher IV, S. 176. Aus den in dieser Zeit und im deutschen Volksglauben überhaupt sehr zahlreich erscheinenden kopflosen Tieren und der Aufstellung von Pferdeköpfen u. s. w. als Giebelschmuck darf man bei der naturgemäß geringen Phantasie unsrer Vorfahren in der Zeit eines völlig typischen Geisteslebens wohl folgern, daß das Schlachten ganz allgemein durch Kopfabschlagen geschah. Wenn schon im dreizehnten Jahrhundert ein Stuttgarter Kalender als Abbildung für den Dezember einen Mann zeigt, der mit einem Beile ein Schwein vor den Kopf schlägt, so braucht man darum noch nicht an einen Weihnachtsschweinebraten zu denken. Auch heute läßt auf dem Lande noch die Mehrzahl der Schweine im Dezember und Januar ihr Leben (vgl. P. Cassel, Weihnachten. Berlin 1861. S. 262). Auch sonst haftet noch später das Schlachten nicht am Fest: „wenden uns zu unseren schmackhafften Schweinen, welche bey uns in der Marck gemeiniglich auch im Christmonate gegen Weynachten geschlachtet werden (Praetorius, Saturnalia. 1663. S. 143). Aus Weynachten werden „Schwein nachten" oder Schwein achten: da man die Schweine achtet und in octo nimmt. Wie denn auch sonsten dieser gantzer Monat daher der Schwein Monat genannt wird" (Praet. Sat. S. 300).

30, 25 verschwindet: In Tirol ist Nikolaus noch jetzt heimisch. Er läuft herum mit dem Klaubauf, der die bösen Kinder in seinen Korb nimmt, während er die guten beschenkt. Sie gehen in die Häuser und sagen Reime auf. Den Kampf der Kirche gegen die herumlaufenden Masken zeigt noch der Glaube: Wenn drei Masken am Nikolaustage miteinander laufen, wird eine davon bald eine arme Seele. Sogar ein ganzes Nikolausspiel kennen viele Dörfer des Innthals (Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volks. Innsbruck 1871. S. 181). Auch der Lechrain kennt Martinstag und Nikolaustag (Leoprechting, Aus dem Lechrain. München 1855. S. 200 und 203). Im norddeutschen Festkalender (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848. S. 367 [Gebräuche und Aberglauben] bis 418) fehlt der Nikolaustag heute völlig. Bei ihm springt die Festzeit gleich Michaelistag, Martinstag, Weihnachten (ebenso bei Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. Wien 1880. II, S. 220—1194. Hier ist die Reihe Michaelis, Gallus, Martini, Weihnachten. Am Michaelistag haftet nur einiger oberflächlicher, offenbar jüngerer Glaube, am Gallustag ist namentlich das Schweineschlachten verboten). Wenigstens den zweiten Schlachttag des Herbstes hat die Kirche völlig ausgerottet. Nicht so seinen Heiligen: dessen Umzug hat sie nach Weihnachten verschoben, und unter den Spukgestalten der Weihnacht hat er sich erhalten. Die Mittelmark kannte 1848 für die umziehende Spukgestalt

allerdings nur den Namen Knecht Ruprecht (Hans Ruprecht, auch Rumpknecht) von Teupitz und Halle bis zur Goldenen Aue am Südharz. In Mecklenburg heißt er dagegen mit christlichem Namen rû Clâs, in der Altmark, in Braunschweig, in Hannover bis Ostfriesland Clâs, Clâwes, Clâs Bûr und Bullerclâs (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848. S. 402). Auch das Fürstentum Waldeck kennt keinen Nikolaustag mehr (Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck, Arolsen 1860, fehlt derselbe unter den Festen). In den Niederlanden und den angrenzenden Landesteilen, namentlich aber in Ostfriesland nahm noch 1860 die Stelle des Weihnachtsfestes der Niklasabend ein. An ihm gab es Bescherung und Vermummungen, wie anderwärts am Weihnachtsabend (Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, S. 360). Auch im Fuldaschen (R.-D. S. 366 und im Niederlande Böhmens (R.-D. S. 364) war damals die Feier des Winteranfangsfestes am 6. Dezember noch erhalten. In dem Niederlande Böhmens, wie in Warnsdorf und Rumburg, findet ein kurzes Weihnachtsspiel am Nikolausabend statt, in dem der heilige Christ, Nikolaus, Petrus, ein Engel und Knecht Ruprecht auftreten (Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr. S. 364 ff. Der kurze Text ebenda). Hierher gehört auch ein andrer Umzug, der stärker vom Christentum beeinflußt ist. In Reichenberg in Böhmen gingen nämlich noch 1863 während der letzten Adventstage Knaben und Mädchen als Schäfer paarweise gekleidet herum und sangen Hirtenlieder, welche die bevorstehende Ankunft des Christkindl verkündeten (Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr. S. 371).

30, 30 Standspersonen: aus dem Jahre 1679 in den Flores Campi des Franc. Jos. ex Busmannshausen bei Birlinger, Aus Schwaben II, S. 5.

30, 40 Bäumchen: Stalder in seinem „Versuch eines Schweizerischen Idiotikon", Aarau 1806 (2. Band 1812) II, S. 299, definiert Samiklaus als ein „Geschenk, dergleichen Eltern ihren Kleinen durch eine vermummte Person, genannt Samiklaus (verderbt aus sant Nikolaus) machen, um in denselben dadurch Freude zu erwecken und sie zum Gehorsam und Fleiß aufzumuntern, oder auch ihnen durch den ungewohnten fürchterlichen Aufzug des Butzmanns (in der Schweiz Schmutzli und in Deutschland Knecht Ruprecht) Schrecken einzujagen. Diese Geschenke, welche die Kinder vom Samiklaus, und nicht von ihren Eltern zu empfangen wähnen, werden öfters an ein dazu verfertigtes (soll wohl nicht heißen: künstliches?) mit Flittergold ausgeziertes oder mit kleinen Wachslichtern versehenes Bäumchen gehängt."

31, 35 Dezember: Beneke, Hamburgische Geschichten und Sagen. S. 90—93. Danach Handelmann, Weihnachten in Schleswig-Holstein. Kiel 1866. S. 5—6.

31, 37 abgeschafft: Nork, Festkalender, S. 783—84, Anm. Auch in Prag war im Mittelalter die Sitte üblich. Um den episcopatus puerorum auszuüben, zogen Rektor und Scholaren mit dem erwählten Bischof durch die Stadt (episcopum conducere in domus). Die Teilnehmer nannten sich Nikolausritter (Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen, S. 530. Danach Grotefend, Zeitrechnung 1891. S. 134). Ganz ähnliche Kinderfeste sind die des 12. März (Gregoriusfest, Schluß

der Schule im Mittelalter), 28. Dezember (Unschuldiger Kindertag in den Weihnachtsferien) und bisweilen am 4. April (Schluß der Schule). (Grotefend, Zeitrechnung. 1891. S. 51.) Am 12. März wurde ganz in der gleichen Weise der Bischof Gregorius in Prozession aufgeführt. So in Mühlhausen in Thüringen (Reimann, Deutsche Volksfeste, S. 57). In Stralsund (Stralsunder Chronik II, S. 152), wie auch anderwärts spielten die Schüler eine Schulkomödie an diesem Tage. So auch in Eisenach 1322 (Reimann, S. 59), nach Grotefend, Zeitrechnung, S. 77. Die Weihnachtsferien der Kinder begannen am Thomastage: Thomasavend, wan men de kyndere ut drivet, 1434, nämlich aus der Schule (Schulordnung im Duderstädter Urkundenbuch, S. 431). (Grotefend, Zeitrechnung, 1891. S. 193.)

31, 39 umher: F. Nork, Festkalender, S. 783 (in Scheibles Kloster). Die englische Kirche befolgte die gleiche Praxis: Der Knabe, der den Bischof Nikolaus vorstellte, wurde in Prozession herumgetragen, segnete die lachende Menge und durfte sogar die Messe lesen und die Kanzel besteigen. Eduard I. hörte auf seinem Kriegszuge nach Schottland 1299 bei New Castle die Vesper von einem solchen Chorknaben. In Salisbury hatte der Knabenbischof sogar das Recht, alle Pfründen zu vergeben, die während des Tages erledigt wurden. Unter Heinrich VIII. wurde der Brauch zwar abgeschafft, unter seinem Nachfolger jedoch wieder eingeführt. (Nork, Festkalender, S. 784—85, Anm.)

32, 2 ebenfalls: Carmina burana. Band XVI der Bibliothek des Stuttgarter Litterarischen Vereins. Stuttgart 1847. S. 80.

32, 8 Alter: Mone. S. 3, 465:

Virtuti puer studuit
Florebat in scientia
Annorum sub crescentia.

32, 9 Gedächtnis: ebenda 461.

32, 28 wäre: Die Zimmernsche Chronik (1563—66 entstanden) II, S. 373. Nach Birlinger, Aus Schwaben II, S. 6.

32, 29 dazu: Der Held „hett uff ein zeit seinen Pfarrer an St. Niklaustag hören predigen die legendt desselbigen Hailigen". Er entschloß sich „er wellt auch einmal St. Niklaus sein und in seinem Dorf under den pauren Döchtern umbher terminirn und sein liberalitett erzaigen. Damit er sich nun zuvor uf der ban beritte und sich versuchte, wie es im wellte ansteen, do legt er an St. Niklausabendt ain Alb an und ain Dalmatik darüber; so hett er im vorhin ain gemalten Bischofhuet und ain Stab hierzu machen lassen. In solchem must im der Messner beholfen sein und sein Rüttmaister sein. War er der Meinung er wellte uf der Kirchen sich probieren." Zufällig hatten die Bauern das Loch in der Kirchendecke offen gelassen, weil sie dort bald Kornsäcke, die unten lagen, aufziehen wollten. „Gegen Aubents kompt der Junker mit seinem Messner und einem Bueben, geet auf die Lauben; da legt man in an in cappis et cotis. — Also wie sich der Junker probiert und Sant Niklausen simuliert, sieht er nit wol für sich — trifft er an das offen Loch am Zug und felt sampt der Inful und dem Stab in die Kirchen hinab auf die Säck. Die halffen im mit dem Leben darvon. — Hernach wolt er nit mer Sant Niklaus sein."

32, 34 dieselbe: Martinus Bohemus in seinem Kirchenkalender. Wittenberg 1608. Nach Birlinger, Aus Schwaben II, S. 6.

33, 5 Prätorius: Dilherr, Christliche Betrachtungen des glänzenden Himmels, flüchtigen Zeit- und nichtigen Weltlauffs. Nürnberg 1657. S. 837.

33, 14 folgendermaßen: Des Franc. Jos. ex Busmannshausen Flores Campi oder Feldblumen, Festivale. Kempten 1679. S. 33. Nach Birlinger, Aus Schwaben II, S. 5.

33, 31 Saturn: Predigten. Salzburg 1693. Nach Birlinger, Aus Schwaben II, S. 5.

33, 40 Büchlein: „Mercks Bauer, das ist heilsame geistliche Lehren und Ermahnungen an die christliche Baurschaft" von Kammerer in Gottmannshofen (Wertingen). Beer. Augsburg 1752. S. 94. Nach Birlinger, Aus Schwaben II, S. 5.

34, 7 Jahr: Also noch nicht zu Weihnachten. Der Neujahrstag behauptet sich als Schenktag noch Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und später gegen Weihnachten.

34, 8 Niklasmarkt: Nach Birlinger, Aus Schwaben II, S. 7, kommt derselbe in Augsburger Malefizakten im achtzehnten Jahrhundert mehrfach vor.

34, 15 Dekretum: Birlinger, Aus Schwaben II. S. 6.

34, 29 abgeschafft: Waldsee und seine Vorzeit. S. 194. Nach Birlinger, Aus Schwaben II, S. 3.

34, 37 bildeten: Karg im Diöces. Archiv 5, S. 220. Nach Birlinger, Aus Schwaben II, S. 3.

34, 39 Nikolaus: in Bayern. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie II. München 1855. S. 117.

35, 1 herum: Reinsberg-Düringsfeld, Das Festliche Jahr. Leipzig 1863. S. 360.

35, 4 Nikolo: ebenda S. 363.

35, 5 1874: A. Birlinger, Aus Schwaben II, S. 1 ff.

35, 39 Freien: Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Wien 1859. S. 285 f.

36, 11 geschenkt: Leoprechting, Aus dem Lechrain. München 1855. S. 203.

36, 14 Christ: Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich, S. 286.

36, 25 gefüllt: Aus Mank; bei Vernaleken a. a. O. S. 286.

II.

Mittelalterliche Weihnachten.

37, 20 singen: Statuta Bonifacii 21: Non licet in ecclesia choros secularium vel puellarum cantica exercere etc.

37, 21 sei: Benedictus Levita VI, 96, Monumenta Germ. Scriptores IV, 2.

38, 31 Norddeutschland: Diese Tendenzsage selbst setzt sich in das

Jahr 1012 und gibt als ihren Schauplatz wenig deutlich die „Magnuskirche in Sachsen" an. Da es in der Sage als ganz selbstverständlich erscheint, daß der Priester Sohn und Tochter hat, so gehört sie vor die Zeit um 1070, wo der Papst Gregor VII. das Gebot des Cölibates erließ. Die Sage findet sich bei Vincenz von Beauvais, im Speculum Historiae, bei Trithemius von Sponheim, der 1516 in Würzburg starb, im Chronicon Hirsaugiense (ad annum 1012), gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in protestantischen Kalendarien wie bei Hondorff (S. 1005). Vgl. Raynaud opp. 10, S. 590. Dazu Cassel, Weihnachten. Berlin (1861) XC. Joach. Hildebrandi, de diebus festis libellus (Helmstädt 1701 [1718; 1722; 4°] nach Volbeding Thesaurus commentationum selectarum. Lipsiae 1847. S. 10), erzählt die Sage nach Trithemius: Sed apud Germanos hodie multi noctem, qua nativitatem domini memorare debebant, ita transigunt, ut non noctem sanctam (Weihenacht), sed noctem vinosam (Weinnacht) nocturnis commessationibus aliisque petulantiis agant. Quod quam male in dioecesi Halberstadiensi Ochero cuidam aliisque quindecim personis cesserit, Trithemius in Chron. Hirsaugiens. recenset: „Hi enim nocte natali male sobrii cum ante fores templi saltarent, sacra publica turbarent nec per aedituum se corrigi paterentur, sacerdos Rupertus iisdem imprecatus est, ut toto anno sic saltarent, quod et factum." — Eberhard in seiner Neuesten Ansicht und Beleuchtung der Geschichte der Sonn- und Festtage (Erfurt 1799. S. 47) berichtet sie etwas abweichend aus dem Jahre 1023.

39, 29 Spätsommersanfang: Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, S. 822. Noch 1568 wurden in Tarifers in Tirol alle Strafgelder dreimal im Jahre erhoben, eingeenden monats juni, Michaeli und vor sant Peters stuel feir (Zingerle, Tiroler Weistümer III, S. 122), d. i. 1. Juni, 29. September und vor dem 22. Februar. Aus dem Jahre 1474 haben wir aus dem Gericht Laudegg im Oberinnthal eine ähnliche Bestimmung: Item des ersten sol ain iegklicher pfleger oder ain richter an des pflegers stat drei stunt in dem jar eleich taiding haben, Item des ersten zu dem zwelften, item zu dem andern zu ingeenden maien, item die dritten nach st Martinstag über vierzechen tag (Tiroler Weistümer III, S. 287). Eine dieser Zeiten ist weggefallen in einer Angabe aus Lanersbach im Unterinnthal aus dem Jahre 1559. Zeit der eehafttading. Das erst soll in der hofmarch Lanerspach gesefsen werden phinztags nach Letare, das ander phinztag nach Martini (Tiroler Weistümer II, S. 383). Diese beiden Gerichtszeiten, Martini und Mittfasten, sind über den Sommer genau 8, über den Winter genau 4 Monate voneinander entfernt.

39, 38 an: Lambert von Hersfeld, Monumenta Germaniae, Scriptores, Handausgabe. Hannover 1874. S. 129. His rebus conficiendis tempus statutum est in nativitatem Domini, rege eam festivitatem Coloniae celebraturo. (Der Schreiber ist Mönch; gemeint ist also der kirchliche Feiertag.)

40, 3 Ostern: O. von Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen. Prag 1862. S. 588.

40, 4 gewählt: Aus Hermanstadt, der Hauptstadt Siebenbürgens, berichtet P. L. Berckenmeyer im Curieusen Antiquarius (3. Auflage.

Hamburg 1711. S. 600): Im innern Raht daselbst sitzen 12. Personen, und in äussern 100. welche alle, wenn sie in Weynachten neue Richter erwehlen, mit Fuchs- oder Wolffs-Peltz gefütterte Ungarische Röcke anhaben müssen.

40, 9 Stephan: Auch der Stephanstag kommt urkundlich vor dem vierzehnten Jahrhundert nicht vor. Dann steht immer die Bezeichnung „in der Weihnachtszeit" dabei: 1383 in sunte Steffens des hilghen heren de de kumpt in den vere hilgen dagen to wynachten (Cod. Anh. V, 47); in sunte Stephani dage des hilgen mertelers, dy der kummet in den hilgen dagen to wynnachten 1409 (Riedel, c. d. Br.); 1325 an sente Stephanes dage, nach deme winacht dage (Höfer, Deutsche Urkunden). Selbst der 2. Januar wird als Oktave des Stephanstages bezeichnet: 1370 an dem achteden tage sente Steffanis die in den wynachten kumpt (Cod. Anh. IV, 263).

40, 18 Rades: Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer II, S. 615—16, 693: „Uff sant stephans tage solle der lehenmann liefern vnd bezalen pfenningzins vnd weissbroit, dan soll man dem lehenman guitlich thuin auff dem hofe, zweyerley wein, zweyerley fleischs, zweyerley brot vnd alles desjeniges, waß vom tage zeitig ißt. abe der lehenher bedoecht, daß der lehenman zu lange seeß, so solle der lehenher ein naeff sechs wochen vnd drey tag (d. h. genau vom Martinstag an) in ein mistphole legen laissen, dieselb nit rödeln noch stochen, vnd wannehe die verbrandt, daß der dauon keyner mehr erkandt möcht werden, soll der lehenman vffstehen." Unter diesem Rad haben wir uns wohl eine etwa einen Viertelmeter starke, aus einem dicken Baum herausgeschnittene Holzscheibe mit einem Loch in der Mitte vorzustellen. Hatte der Lehenmann die Räder vielleicht zu liefern und machte man ihre Verbrennungszeit zum Maßstabe der Dauer seiner Mahlzeit, damit er sie nicht allzu dünn herstellte? Von dem Kalendenklotz, der als Herdunterlage dient, unterscheidet sich dieses Rad nur unwesentlich durch etwas geringere Dicke. Vielleicht sind beide identisch.

40, 39 hineintründeln: Handelmann, Weihnachten in Schleswig-Holstein. 1866. S. 36. Outzen bei Molbech, Dansk Dialekt Lexikon S. 254. Vielleicht liegt hier eine speziell nordgermanische Sitte vor.

41, 4 thue: Karl Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II. Wien 1880. S. 225, Nr. 1171. Dasselbe vom Sylvesterabend, ebenda S. 230, Nr. 1197a und 1197b; und von den Zwölften, ebenda S. 245, Nr. 1268a, 1268b, 1268c.

41, 9 herkommen: S. 68—69 bei Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben II. 1862. S. 204.

41, 12 zahlen: O. von Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen. Prag 1862. S. 586. Das böhmische Welwarn zahlte einst allweihnachtlich für die Nutznießung eines Meierhofs zwei weiße Hähne an die Herrschaft Repin, und die Schloßkapelle zur h. Barbara in Grafenstein, die früher Grundstück bei Zittau in Sachsen besessen hatte, bezog noch 1862 jährlich einen Zins von 9 fl. 34 kr. von da, der am Weihnachtsabend beim Stadtschreiber in Zittau erhoben wurde (ebenda S. 586).

41, 13 entrichtet: Noch 1874 brachte (Hartmann, Weihnachtslied und -Spiel in Oberbayern. München 1875. S. 49) in Oberbayern in einem Hochthal einer der „Kaiserbauern" in der Christnacht einen

Butterlaib von vielen Pfunden in die Kuffteiner Pfarrkirche. Dafür mußte so lange geläutet werden, bis dieser Bauer in die Kirche eingetreten war. Zu Graßau brachten die Bäuerinnen ehemals Butter, Eier und Flachs vor einer in der Kirche errichteten „Krippe" dar. In Münchens Nähe, zu Unterfendling, war früher ein allgemeiner Brauch, die Eier, welche die Hennen gegen die Regel vor Weihnachten gelegt hatten, „dem Christkindel zu opfern". Noch 1874 beobachteten mehrere Höfe dieses Herkommen und legten auf jede Seite des Altars einige Eier, die zum Einkommen des Meßners gehörten. In den Ulmer Klöstern bekamen vor Zeiten die Armen und die Konventualen je ein Semelbrot am Kindleinstag (Birlinger, Aus Schwaben II. Wiesbaden 1874. S. 15). In Memmingen gab es früher eine Weihnachtsauflage für die Zünfte, die der Pfeffer hieß. Die Schorersche Chronik berichtet nämlich: „so ist auch abgetan, daß fürohin kein Zunftmeister den Pfeffer mehr soll geben auf Weyhennachten, als sie vor getan haben; das Pfeffergeld aber sollte man nichtsdestoweniger geben. (Birlinger, Aus Schwaben II. Wiesbaden 1874. S. 16.)

41, 19 war: Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben. Freiburg 1862. II. S. 9.

41, 36 Abendessen: K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II. Wien 1880. S. 285—6.

42, 2 Bremen: Historia ecclesiastica III, cap. 68.

42, 11 halten: Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte I. S. 282. Freiburg i. B. 1893.

42, 18 müssen; Felix Stieve, Die Reichsstadt Kaufbeuren. München 1870. S. 29. Anm. nach Birlinger, Aus Schwaben II, S. 15.

42, 23 gehalten: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 15.

42, 36 sein: Handelmann, Weihnachten in Schleswig-Holstein. 1866. S. 64—5.

42, 39 Pfingsten: Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie. 1699. lib. XVI cap. I. tom I. p. 126 nach Cassel, Weihnachten. Berlin 1861. S. 187.

43, 4 Wage: Beneke, Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten. 2. Aufl. 1886. S. 429.

43, 6 Weihnacht: in Neueste Ansicht und Beleuchtung der Geschichte der Sonn- und Festtage. Erfurt 1799. S. 29 f.

43, 21 vor: Handelmann, Weihnachten in Schleswig-Holstein. 1866. S. 42.

43, 38 hätte: Grimm, Aberglauben, p. XL Nr. 37.

44, 2 Thomastage: Sonst beginnt „weihnachten" erst mit dem 25. Dezember, bezw. seiner Vigilie. Der Thomastag heißt ganz regelrecht vor weihnachten. An sente Thomasdage des heiligen apposteln de dar komed vor dem heiligen cryste. 1383 (Wolff, Eichsfelder Urkundenbuch); 1313 an dem nasten sant Thomastag den man beget gemainlichen vor den weichnachten (Urkundenbuch ob der Enns V.); 1342 an sand Thomastag vor weinachten (Fontes rerum Austriacarum II. 10. 291); 1468 am daghe sante Thomas des hilghen apostels vor den wynachten (Riedel c. d. Br.). (Grotefend, Zeitrechnung. 1891. S. 193.)

44, 12 abbrannte: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 131.

44, 13 Waldungen: Tiroler Weistümer, herausgegeben von Zingerle. IV, S. 33. Weistum von 1431 aus Partschins in Tirol: Item darnach der Tauffenpach soll geen von mitten merzen bis auf sant Martinstag beschaidenlich (also genau die beiden Sommerjahreszeiten, von Mitte März bis Mitte November, oder acht Monate), es wär dann, das als kalt wurd, das man nit weg mocht haben von eis, so sol man abkheren und drey tag vor weinnechten soll man herkheren zu den pachen beschaidenlich, ob ain feur aufkem, das mans hab und wers abkhert in den dreien tagen vor weinechten der ist verfallen dem dorfmaister iij k., vnd wers in der kelt abkhert oder herwiderkheret, das die wäg eissig wurden, der ist auch iij k. verfallen. Auch hier fehlt die Beziehung auf Martini nicht. Ehedem ließ man von diesem Tage an, wo die Bewässerung der Weiden nicht mehr nötig war, das Wasser in den Bächen fließen, hatte also zu den Schmaustagen reichlich Löschwasser.

45, 5 sind: Die Handschrift ist uns in einem Wolfenbüttler Kodex erhalten (herausgegeben von H. Usener, Christlicher Festbrauch. Bonn 1889). Sie wurde Weihnachten 1426 von einem ehemaligen Klostergenossen des Verfassers, Johannes von Holleschau, der 1436 in dem mährischen Kloster Raigern bei Brünn starb, nachdem er zur Würde des Prior vorgeschlagen worden war, leis überarbeitet und Largum sero, Freigebiger Abend (czechisch štědrý večer) genannt. Johannes von Holleschau sandte sie dann als Weihnachtsgabe dem Pfarrer von Lysa, unweit der Elbe. Zu Largum sero oder Largus vesper, vgl. O. von Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen. Prag 1862. S. 546.

46, 15 begannen: J. v. Holleschau behauptet in seiner Ueberarbeitung, es gebe nicht nur zehn, sondern tausend Weihnachtsbräuche. (Im Largum sero bei Usener, Christlicher Festbrauch. Bonn 1889. S. 70). An keinem Feste im ganzen Kreislauf des Jahres seien soviel Zaubereien üblich wie an diesem (S. 73). Angesichts der ärmlichen Liste, die beide Verfasser in der umfänglichen Arbeit zu stande bringen, darf man das billig bezweifeln.

46, 22 könnte: Der Presbyter Alsso faßt seinen Bericht darüber so: Der Bräuche am Geburtstage von Jesus sind viele. Der erste ist ein sehr ehrbarer. Die frommen Christen fasten nämlich in der Geburtsnacht unseres Herrn bis zum Stern, d. h. bis zum Abend des Tages, an dem der Stern dem Anblick erscheint oder doch erscheinen könnte, wenn es hell wäre. . . . Aber leider will von allen Dingen, die zum Preise Gottes geschehen, auch der Teufel sein Teil haben. Denn während die gläubigen Christen bis zum Abendstern fasten und dann ihren Körper mäßig stärken, ein wenig schlummern, aufstehen und zur Morgenmesse wach sind wie die drei Könige und Gott preisen, fressen und saufen sich die Knechte des Teufels in einer so heiligen Nacht voll, und manche bleiben nicht nur bis zum Abendstern sondern sogar bis zum Morgenstern zum Lobe des Teufels wach und spielen Würfel, das Spielglück des ganzen folgenden Jahres erprobend. Und wenn es zur Morgenmesse läutet, da stehen die Guten auf, aber jene Strolche legen sich dann erst nieder und schlafen, an ihrem Körper geschwächt, bis Sonnenaufgang viele Messen versäumend zum schweren Unheil für ihre Seelen und zur Betrübnis der Ihren. . . . (Usener, Christlicher Festbrauch.

Bonn 1889. S. 44/45.) Nach Johannes von Holleschau (ebenda S. 70 im Largum sero), der sich dafür auf den Bischof Wilhelm von Altissiodora beruft, fasteten die Christen früher nicht den heiligen Abend, sondern wachten die ganze Nacht hindurch.

46, 25 Tüchern: In Alfos Schilderung fehlt hier die Portio diaboli, aber Johannes von Holleschau hat sie in seiner Bearbeitung zugefügt. (Christlicher Festbrauch, S. 73.) Das ausgestreute Christstroh benutzten die Weiber nämlich zur Zauberei. Es hielt ihnen das Jahr über — die Flöhe fern. Dies ist also ebenfalls alter Winteranfangsbrauch. Noch heute geschieht das Einstreuen auf dem Lande im Herbst und zum Schlachtfest. Es soll den Boden sauber halten und wärmen.

46, 36 laden: Augusti, Archäologie I, S. 194.

47, 6 Abend: Ein Nachtrag von Johannes von Holleschau im Largum sero. Usener, Christlicher Festbrauch. Bonn 1889. S. 71.

47, 13 wurden: In den Twölften wird nichts ausgeliehen und alles Ausgeliehene wird vor den Twölften zurückgefordert, Nr. 1269 S. 245, bei Karl Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II. Wien 1880.

47, 21 Brot: Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer II. S. 615/16.

47, 24 Lebkuchen: Birlinger, Aus Schwaben II. 1874. S. 26/27.

47, 27 allen: Thomas Vinita, Weihnachtspredigten. Wittenberg, Schwertel 1572. Robert König im Daheim 1883, Wie alt ist der Weihnachtsbaum?

47, 29 1593: Das Newe vom Jahre in sechs Predigten. . . . Leipzig 1593. Vorrede. Cunei Natalitii, Weihnachtstorten, erscheinen mehrfach als alter Weihnachtsbrauch (Döderlein, Das Heydenthum der alten Nordgauer. Regenspurg 1734. S. 81; nach Cassel, Weihnachten, Anm. 800).

47, 31 brot: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 158.

47, 37 Jahrhunderts: Forers Thierbuch von 1563, Bl. 70; nach Birlinger, Aus Schwaben II, S. 10.

47, 37 pfehorceltun: Eine Münchner Virgilhandschrift dieser Zeit glossiert liba pfehorceltun; nach Mannhardt, Baumkultus, S. 266.

47, 39 Pfeffer: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 16 teilt darüber eine Stelle aus Schorers Chronik von Memmingen mit. Siehe Anm. zu 41, 13.

47, 40 1538: Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben II, S. 453.

48, 4 pfeffertag: Papistenbuch bei Birlinger, Aus Schwaben II, S. 158.

48, 10: Augsburgisches Jahreinmal um 1750, bei Birlinger, Aus Schwaben II, S. 156.

48, 19 Berchta: Vielleicht gehört Berht auch zu bergen, verbergen. Dann wäre sie identisch mit der mitteldeutschen Holda (von helan, verbergen) und vielleicht eine deutsche Namensbezeichnung für Frija, obgleich sich das nicht direkt nachweisen läßt. Berchta gehört nicht dem wütenden Heer an, das übrigens auch nicht vorwiegend in den Zwölf Nächten umzieht. Der deutsche Volksglaube knüpft den Umzug meist an gar keine bestimmte Zeit. Er geht immer vor sich. Die mitteldeutsche Holda läßt sich im Wuetes Heer nachweisen und wohnt auch im Berge. Vgl. dagegen Mogk, Mythologie 1006, 1020, 1074 und über wütendes Heer 1002, 1048, 1070, 1071 (Pauls Grundriß der germanischen Philologie 1891, I).

48, 22 naſe: G A III, 33, 14 nach Alwin Schulz, Das höfiſche Leben zur Zeit der Minneſinger. Leipzig 1889. I, S. 364 Anm. 1.

48, 23 tage: Da Weihnachten vier Tage dauert, ſo iſt „nâch wîhen nehten aht tage" natürlich der Hoheneujahrstag. Seit dem dreizehnten Jahrhundert kommt derſelbe auch urkundlich unter dem Namen Berchtentag vor: Perchtag, perchtentag, perhtentag, perchttag, perichttag, prechtag, prechentag, prehentag, perchtnachten ſind die Bezeichnungen: Montags nach dem prechentag, das ist nach dem oberisten 1337 (Helwig aus dem H A). Auch der Zuſatz heilig kommt vor: 1367 des naechsten freytages nach dem heyllingen prechentag. (Fontes rerum Austriacarum II, S. 10, 421); an dem heiligen perchttag 1328 (ebenda II, 16, 118). Auch perchtnachten bedeuten den 6. Januar ſelbſt und nicht die Vigilie davor: an dem dreyer chunige tag ze perchnahten 1335 (Steyermärk. Archiv); 1298 an dem achtem tag der perichtnacht. (Fontes rerum Austriacarum II, S. 6, 211; der Vorabend wird bezeichnet als an dem abende des heiligen prehemtags 1376 [Helwig aus dem H A], dazu Schmeller-Frommann, Bayr. Wörterbuch, S. 269.) Grotefend, Zeitrechnung. 1891. S. 153. Außerdem führt der Tag den Namen Oberſter Tag: Oberster Tag, obrister tag, obroster tag, oberstag, uberster dag, zu obersten, am hailigen obersten. Er gehört als letzter Tag zu den Weihnachten: Nach dem obristen tage der weihennachten den man in latin nennet epiphania domini 1404 (Mon. Zoll. VI); Heidelberg am donnerstag dem obersten epiphania domini zu latin 1409 (Helwig aus dem H A); 1432 afftermentag nach dem obrostentag ze wyhenächten (Schriften des Vereins für Geſchichte des Bodenſees, 18); an dem obristen tag der heiligen dreyen kunig 1427 (Oefele, Scriptores rerum Boicarum II, S. 307). Dazu Schmeller-Frommann, Bayr. Wörterbuch, S. 17. Grotefend, Zeitrechnung. 1891. S. 137.

48, 37 abgeſchafft: Pfiſter, Merkwürdigkeiten der Stadt Nürnberg 1833, I, S. 339; nach Panzer, Beitrag zur deutſchen Mythologie II, S. 119.

49, 1 Bechtabrot: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 19. Vgl. Berchten, bechten, Grimm, Deutſche Mythologie I², S. 257; Bader im Diöc. Archiv; Zacher, Hiſtorie von der Pfalzgräfin Genovefa, S. 51 ff.

49, 3 Erſcheinungsfeſte: H. L. Fiſcher, Das Buch vom Aberglauben; Zweyter Theil. Hannover 1793. S. 66/67.

49, 17 Heil-Niclos: Panzer, Beitrag zur deutſchen Mythologie II. München 1855. S. 118. Die Göttin mit dem deutſchen Namen iſt offenbar in höherem Maße Schreckgeſtalt als der chriſtliche Heilige.

49, 19 Buzebercht: Ueber Buze vergleiche Mogk, Mythologie 1034 (in Pauls Grundriß der germaniſchen Philologie 1891, I). Darnach heißt es „daherfahrend, Schrecken erregend".

49, 28 Geſicht: Panzer, Beitrag zur deutſchen Mythologie II, S. 118.

49, 36 verzehrten: Schon viel früher iſt dies als Kalendenbrauch in Gallien bezeugt. In der dem Auguſtin zugeſchriebenen Predigt de sacrilegiis iſt bedroht (§ 17) quicunque in calendas ianuarias mensas panibus et aliis cybis ornat.

50, 2 ihn: Aus dem Merkzettel für die Beichte aus Kloſter Scheyern,

der 1468 und 1469 geschrieben ist. Herausgegeben von Usener in seinem „Christlichen Festbrauch". Bonn 1889. S. 83 ff.

51, 21 auss: Scheyerner Merkzettel. Usener a. a. O.

51, 26 Schwaben: Barth. Wagner, Der Layen Kirchenspiegel. Thierhaupten 1593. Bl. 71 a; nach Birlinger, Aus Schwaben II, S. 131.

51, 28 bezeugt: Damals schrieb der Propst Johann Georg II. von St. Florian in seinem Directoriale Decanale tripartitum (bei Pailler, Weihnachtlieder aus Oberösterreich. Innsbruck 1881. S. 308.) In vigilia nativitatis Domini post Completorium dictum in Choro regulariter, nempe hora quinta vespertina apud Dominum Dominum Praepositum fit thurificatio vulgo: das recordiren. Ibidem, et in cubiculo Praepositi ab initio dicitur Antiphona ad Magnificat de festo Nativitatis. Interea dum Juniores prosequuntur tardissime et longissima versum interpollatione Canticum: Magnificat: aspergit et thurificat Cubicula Archivum etc. Praelaturae, ipsum Praepositum aspergit et thurificat Dominus Decanus. Dein repetitur Antiphona, et dicta per Decanum Oratione de festo, fit aggratulatio Reverendissimo Domino, qui eidem et capitulo omnia fausta paterne reprecatur (Fol. 45). In festo S. Sylvestri hora . . . vespertina quinta Custos ecclesiae cum junioribus peragit thurificationem Praelaturae it est: das recordirn.

51, 38 Weihnachtsliturgie: Ecce Maria genuit nobis salvatorem und Judaea et Jerusalem, nolite timere; Verbum caro factum est und Haec est dies quam fecit dominus.

52, 22 würde: Aus dem Merkzettel für die Beichte aus Kloster Scheyern, der 1468 und 1469 geschrieben ist. Herausgegeben von Usener in seinem Christlichen Festbrauch. Bonn 1889. S. 83 ff.

III.

Krippenfeier und Weihnachtspanorama.

54, 28 bezeichnet: Usener, Das Weihnachtsfest. Bonn 1889. S. 280.

54, 36 war: Diese Krippe ist angeblich noch immer erhalten. Ein etwas stark leichtgläubiger Reisender, der Wagner Ernst Christoph Döbel, schildert in seinen „Wanderungen im Morgenlande" (Berterode bei Eisenach 1863. S. 291 ff.), was ihm von den Mönchen des Klosters Bethlehem darüber aufgehängt wurde. In der Kirche ist die Stelle genau angegeben, „wo der Stern oben über stand", ferner die Stelle, wo Jesus geboren wurde. Da findet sich eine Marmorplatte mit der Umschrift: Hic de Virgine Maria Jesus Christus natus est. Sechs Schritte weiter steht die Krippe, die einen Fuß über dem Boden erhaben und mit Marmor überzogen ist. „In einer von einer Marmorsäule gestützten Felsennische stehend, in welcher täglich fünf Lampen brennen, zeigt sie den Ort an, wo auf Stroh gebettet, der Herr des Himmels und der Erde lag, und man darf annehmen, daß weder der Stall, in welchem Christus geboren wurde, noch die Krippe von ihrem ursprünglichen Platze weggerückt sind. Einige Schritte von der Krippe zeigt ein Altar die Stelle

an, wo die heiligen drei Könige die auf einem Stein sitzende Maria mit dem Jesuskinde anbeteten und ihr die Huldigungsgeschenke darbrachten."

55, 2 soll: Reinsberg-Düringsfeld, Das Festliche Jahr. S. 385.

55, 7 wertvoller: bei Combefis I, 151: „Nunc nos Christiani quasi pro honore tulimus luteum et posuimus argenteum, sed mihi pretiosius illud est, quod ablatum est" (P. Cassel, Weihnachten, S. 150). In Italien war das Aufstellen der Krippe noch um die Mitte des Jahrhunderts in den Kirchen sehr üblich. Friedrich von der Recke erzählt davon aus der Kirche Santa Maria Maggiore in Rom in seiner „Reise durch Italien" (II, S. 189) und Friederike Brun hat in ihren Landschaftsstudien (1809 und 1810, S. 234) eine ausführliche Schilderung derselben Feier in Neapel gegeben, wo sie in Privathäusern stattfindet. Auch die Jakobskirche in Paris zeigte früher ein ähnliches Schauspiel (Fr. Nork, Festkalender. 1847. S. 750), und in Spanien ist es ebenso vorhanden (ebenda S. 755).

55, 10 Altars: Bei Combefis I, S. 259, fratres et vos et nos invenimus hodie infantem pannis involutum et positum in praesepio altaris (P. Cassel, Weihnachten. S. 151).

55, 15 heraus: Ein lateinisches Wiegenlied teilt Daniel (Thesaurus hymnologicus I, S. 333) mit:

Hic jacet in cunabulis
Puer admirabilis
De coelo laudabilis
Et nobis amabilis,
Voce pii nunc hilari
Modulantes atque pari
Canite prudenter:
Psallite constanter.

55, 30 teile: Aus der Paris-Heidelberger Liederhandschrift. Lachmann und Haupt, Des Minnesangs Frühling. 4. Aufl. Leipzig 1888. S. 28, 13 ff. Auf den Spruch wies schon hin Hoffmann, Geschichte des deutschen Kirchenliedes. Breslau 1832. S. 27.

55, 33 selten: Hoffmann, Die Geschichte des deutschen Kirchenliedes. Breslau 1832. S. 53.

55, 36 allgemeiner: Hoffmann a. a. O. S. 141.

56, 6 Maria: Hoffmann a. a. O. S. 146.

56, 12 sere: Hoffmann a. a. O. S. 148.

56, 22 tot: Aus einer Handschrift des Nikolaus von Kosel. Hoffmann a. a. O. S. 101.

57, 17 Kyrieleison: Die erste Strophe erscheint zuerst 1550. Aber schon 1567 sind noch fünf hinzugewachsen. Hoffmann, Geschichte des deutschen Kirchenliedes. Breslau 1832. S. 119.

57, 23 Scene: In einem Hymnus sagt Prudentius (bei Mone V, 64. P. Cassel, Weihnachten, S. 165): In praesepe ponitur — sub foeno asinorum — cognoverunt dominum — Christum regem coelorum. Mone I, S. 66 heißt es: In praesepe ponitur — et a brutis noscitur, — matris velo tegitur. In dem Hymnus Puer natus in Bethlehem kommen die Zeilen vor: Cognovit bos et asinus, — quod puer erat dominus (Daniel, thesaurus hymnologicus I, S. 334 und Hoffmann, Kirchenlied. S. 340 ff.).

60, 23 üblich: Auf der hohenzollerischen Hochzeit (Birlingers Ausgabe. S. 82. Alte Ausgabe. S. 202) bliesen die Trompeter zum Essen:

Man höret im Hof die Trommeter.
Wie sie anfingen blasen schon
Zum essen, das laut nach meim wohn:
Joseph lieber Joseph mein
Hilff mir wiegen das Kindelein.
Diß Gsang sie lieblich bliesen lang
Daß es im ganzen Hof erklang.

(Dazu die ausführliche Anm. S. 146—47. Birlinger, Aus Schwaben II. Wiesbaden 1874. S. 10). Noch 1874 kannte man es im Fränkischen allgemein, es schien aber an Volkstümlichkeit stetig einzubüßen. Vgl. Pfeifers Germania V, S. 375. Altdeutsche Blätter II, S. 341. Hoffmann, Kirchenlied. Nr. 246, 247.

61, 5 kor: Tegernseer Handschrift bei Hartmann, Weihnachtlied und Spiel aus Oberbayern. München 1875. S. 23. Der Hymnus A solis ortus cardine ist ein Lied des Sedulius, Resonet in laudibus ein altes Kindelwiegenlied. Sunt impleta, quae praedixit Gabriel, Eia, Eia, Virgo Deum genuit, quem divina voluit clementia (von Spangenberg übersetzt als „Wir loben all das Kindelein"). Dies est laetitiae und Quem pastores laudavere wurden ebenso verwendet (Daniel, Thesaurus hymnologicus I, S. 144 und Hoffmann, Geschichte des deutschen Kirchenliedes (2. Auflage.) S. 416—17. „Weihnachtslieder beim Kindelwiegen."

61, 38 Kindelwiegen: aus Pailler, Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol. Innsbruck 1883. S. 3.

62, 2 herum: Der Katholik Pailler hat dafür ein weit feineres Verständnis als der Protestant Wilken (Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland. Göttingen 1872. S. 31.

62, 26 pflegte: Enoch Widmann, Chronik von Hof. S. 164; nach P. Cassel, Weihnachten. Berlin 1861. S. 153, und Friedrich Nork, Festkalender. S. 752 (nach Chr. Schlegels Leben. Aquilae. S. 174).

62, 27 Brauch: Naogeorgus (Thomas Kirchmeier aus Straubingen gest. 1563). Regnum papist. 1559. S. 131. Um 1600 sagt das Papistenbuch: Darnach kompt das Fest der Geburt Christi. Da hat man an vill Orten seltzamer Spill, wiegen ein hölzin Kind oder Götzlin in der Kirchen und habe diese Nacht so für heilig (Birlinger, Aus Schwaben II. Wiesbaden 1874. S. 10).

62, 33 übergingen: Witzel im Psaltes eccelsiastes. Köln 1550. p. 163 a; nach Hoffmann, Geschichte des deutschen Kirchenliedes. 2. Aufl. S. 424.

63, 7 folgendermaßen: Etlike Stücken wo idt vormals im paweſtdome mit dem gadesdenſte thom Stralſunde geſtan up dat Jahr 1523 uſw. Dörch Her Frantz Weſſeln ... anno 1550 nach Cassel, Weihnachten. Berlin 1861. S. 180.

63, 24 eingestellt: Daniel, Thesaurus hymnologicus I, p. 145 nach P. Cassel, Weihnachten 1861. S. 156.

63, 39 Köln: Hartmann, Weihnachtlied und Spiel in Oberbayern. München 1875. S. 44. Nach Witzel s. Anm. zu 62, 33 und Boemus s. 64, 1.

64, 1 Jahrhunderts: Joannes Boemus. De omnium gentium ritibus. Aug. Vind. 1520, p. 58b, nach Hoffmann, Geschichte des deutschen Kirchenliedes 2. Aufl. S. 424.

64, 20 war: Nork, Festkalender. S. 753 (1847). Zeitangabe fehlt.

64, 24 Bornkinnel: Mosen, Die Weihnachtsspiele im Sächsischen Erzgebirge. Zwickau 1861. S. 3—4. Das kurze o in Bornkinnel beweist die Entstehung des Brauches, ehe die kurzen Stammsilben der deutschen Worte gedehnt wurden, denn es ist gleich das „geborene Kindchen."

64, 31 Nachbar: W. Pailler, Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol. Innsbruck 1883. S. 4.

64, 37 Spitzname: Birlinger im Morgenblatt zur Bayrischen Zeitung 1865, Nr. 206. Nach Birlinger, Aus Schwaben II. Wiesbaden 1874. S. 11.

64, 40 Matthesius: P. Cassel, Weihnachten. Berlin 1861. S. 154.

65, 5 Ernst: Straßburg. Grieninger 1522 fol. CII a. Cassel, Weihnachten. S. 174.

65, 19 ableitete: Gregorius Strigenitius, Der Süsse Jhesu Christ. Jhena 1590. S. 27.

65, 27 Hommer: Erklärter Weihnachtsgesang Dr. M. Luthers: Vom Himmel hoch da komm ich her. Leipzig 1608. Nach Cassel. S. 154.

65, 38 aufgab: Vgl. P. Cassel, Weihnachten. S. 156.

66, 8 Maria: Praetorius, Saturnalia 1663. S. 414.

66, 13 Betlem: Saturnalia, Propositio 15. S. 316.

> Vacca: „puer natus" clamabat nocte sub ipsa
> Qua Christus pura virgine natus homo est,
> Sed, quia dicenti nunquam bene creditur uni,
> Addebat facti testis, asellus: „ita",
> Dumque ajebat: „ubi?" clamoso gutture gallus,
> „In Betlem, Betlem", vox geminabat ovis.
> Felices nimium pecudes, pecorumque magistri,
> Qui norunt dominum concelebrare suum.

66, 16 Voltaire: Dictionaire philosophique s. v. Delits locaux.

66, 22 Narren: Aus Flandern; vgl. Noël et Charpentier. Dict. d. Or. I Art. Fête de Noël; Friedrich Nork, Festkalender. S. 752; und Reinsberg-Düringsfeld, Calendrier Belge. S. 329.

66, 26 J a: W. Pailler, Weihnachtlieder aus Oberösterreich. Innsbruck 1881. S. XXVI. Aehnlich P. Amand Baumgarten. Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimat I, 1862. Linzer Musealbericht (das Museum Francisco-Carolinum). S. 94.

66, 31 werde: Hottinger, Histor. Eccles. Helvet. Zürich 1651 bis 1667. Vol V, S. 600.

66, 36 werden: P. Cassel, Weihnachten. S. 114.

67, 6 überreden: nach der Vorrede seiner Werke, die seine Lebensbeschreibung enthält. P. Cassel, Weihnachten. S. 116.

67, 8 erklärt: Adami, Deliciae evangelicae oder Evangelische Ergetzlichkeiten. Dresden und Leipzig 1701. I, S. 589. P. Cassel, Weihnachten. S. 117.

67, 10 gestritten: ebenda.

67, 14 abgedruckt: Unschuldige Nachrichten 1717. S. 979. P. Cassel, Weihnachten. S. 117.

67, 18 aufgefordert: W. Pailler, Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol. Innsbruck 1883. S. 4 und 17 (Nr. 367).

68, 4 gern: Morgenblatt für gebildete Leser. Nr. 52. 24. Dezember 1854 Weihnachten im Mittelalter, setzt diesen Singsang ins Mittelalter.

68, 10 Abschaffung: Müllenhoff, Schleswig-Holsteinsche Sagen. Nr. 232. S. 169.

68, 27 wehren: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 10. Augsburgisches Jahreinmal um 1750; abgedruckt ebenda S. 146 ff.

68, 33 Wiegenlied: Meier, Sagen aus Schwaben. S. 464. Birlinger, Aus Schwaben II, S. 11, Anm. 1.

68, 37 vererbt: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 9.

69, 13 hat: Neueste Ansicht und Beleuchtung der Geschichte der Sonn- und Festtage. Erfurt 1799. S. 44.

69, 21 setzen: Johannes Bolte im Daheim 1884. S. 197.

70, 31 1799: Neueste Ansicht u. B. d. G. d. S. u. F. Erfurt 1799. S. 32.

70, 34 ist: ebenda S. 36.

70, 38 Feier: Neue verbesserte Auflage. Leipzig 1791. S. 330.

72, 4 Kette: O. v. Reinsberg-Düringsfeld. Festkalender aus Böhmen. Prag 1862. S. 548.

72, 24 Heilalujah: Constantin Wurzbach, Die Sprichwörter der Polen. 2. Aufl. Wien 1852. S. 151. Der Sang gehört in das Kapitel von den blühenden Bäumen der Weihnacht. Er ist ganz offenbar eine spätere Fassung des Liedes bei dem Presbyter Alsso: Es steht ein Eichlein in Hofes Mitte, Dubecz stogy prostrzed dwora, s. S. 246 dieses Buches.

72, 32 darbrachten: Gesellschaft 1846. Nr. 170.

73, 2 aufgenommen: Handelmann, Weihnachten in Schleswig-Holstein 1866. S. 20.

74, 40 Dreikönigsspiel: Mosen, Die Weihnachtsspiele im Sächsischen Erzgebirge. Zwickau 1861. S. 38. Der Verfasser, der von der geschichtlichen Entwickelung nichts wußte, konnte beides unschwer verwechseln. Wirft er doch auch den Weihnachtsumzug der „Engelschar" mit seiner Bescherung ohne weiteres mit dem Jesusgeburtspiel zusammen.

75, 12 bedeutend: Mosen a. a. O. S. 3.

75, 17 hat: Nork, Festkalender 1847. S. 750.

76, 21 Christschau: Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Wien 1859. S. 289.

76, 36 Reinsberg-Düringsfeld: Das Festliche Jahr. S. 385.

77, 32 Krippen: ebenda S. 386.

78, 5 Oberösterreich: Innsbruck 1881. S. XV f.

79, 34 Höhe: Mosen, Die Weihnachtsspiele im Sächsischen Erzgebirge. Zwickau 1861. S. 4.

80, 3 darüber: N. J. Andersson. Eine Weltumsegelung. Leipzig 1854. S. 42.

IV.

Jesusgeburtspiel.

82, 18 aufgeführt: Die zwei Spiele Herodes sive Magorum adoratio und Ordo Rachelis sind erhalten in zwei Freisinger, jetzt Münchener Handschriften. Das erste gehört wohl ins zehnte, das zweite ins elfte Jahrhundert. S. Weinhold, Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Gräz 1853. S. 55 ff.

82, 36 erzählt: Lucas 2, 16.

83, 23 Kreuzzugsbewegung: vgl. Hoffmann, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Breslau 1832. S. 20.

85, 1 Spiel: Ludus Scenicus de Nativitate Domini in den Liedern aus dem Kloster Benediktbeuren (Carmina burana ed. Schmeller, Bd. XVI der Bibl. des Stuttg. Lit. Ver. 1847. S. 80.

86, 36 weggefallen: Adolf Pichler, Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. Innsbruck 1850. S. 5. Engel, Maria und Jesus treten auf und setzen sich. Der Präkursor verkündet, die Zeit sei gekommen, wo der Gott zum Menschen werde. Darauf erscheinen Juden. Drei Jünglinge geben den Inhalt des Stückes an. Der Jude Talmut hält eine Rede über das Verbot, Schweinefleisch zu essen. Der Präkursor verweist ihn zur Ruhe. Jesus tritt auf und weissagt. Das erzürnt die Juden, sie streiten mit ihm über die unbefleckte Empfängnis. Ezechiel unterstützt ihn. Marias Verkündigung wird gesungen, und ohne auf die Darstellung der Geburtssage einzugehen, schließt das Stück mit einem Lob Marias.

86, 38 Jahrhundert: Mone, Schauspiele des Mittelalters. Karlsruhe 1846. I, 132 f.

87, 5 erhalten: Im Oberuferer Weihnachtsspiel springen Juden mit lebhaften Gebärden und in steter Bewegung herein. Sie springen rechts und links und küssen sich gebückt über die Schulter. Sie klatschen in die Hände und benehmen sich aufs seltsamste. Auch das St. Oswalder Weihnachtsspiel (Pailler, Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol. Innsbruck 1883. S. 225 ff.) läßt die Juden tanzen.

87, 8 überhaupt: F. Nork, Festkalender, Kloster VII. Stuttgart 1847. S. 884.

88, 6 aufgeführt: Ulrich von Richentals Chronik, Bibl. des Stuttg. Lit. Ver. 158, 97 f. Nach Usener, Christlicher Festbrauch, 189, S. 15/16 Anm.

89, 19 Träume: Germania III, S. 271, herausgegeben von Bartsch.

89, 21 aus: K. W. Piderit, Ein Weihnachtsspiel aus einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts. Parchim 1869.

89, 23 aufgeführt: Dies geht aus der beigegebenen Variante hervor.

89, 23 Spielen: V. 246—254 sind Erinnerungen aus dem Spiel von den zehn Jungfrauen, das 1322 vor dem Landgrafen Friedrich zu Eisenach aufgeführt wurde.

89, 30 ein: Aus der Fassung mit den ausgebildeten Hirtenszenen stammt das Hirtengespräch aus Tirol, dessen Mitteilung wir Adolf Pichler verdanken. (In seinem Buch, Das Drama des Mittelalters in Tirol. Innsbruck 1850. S. 10 ff.)

90, 11 ist: Evang. nach Matthäus 1, 16: Jakob zeugete Joseph, den Mann Marias, von welcher ist geboren Jesus, der da heißt Christus.

90, 34 Lächerliche: vgl. den Wechselgesang aus der südlichen Grafschaft Glatz, Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum S. 6, 343 u. 344.

91, 34 dyn kindelin: Später läßt das Volksstück zur allgemeinen Erheiterung Joseph sich an dieser Stelle sogar weigern. Bei Weinhold, S. 106, sagt Maria:

Ach Joseph, lieber Joseph mein,
Wiege mir das kleine Kindelein.

Joseph:

Kindla wiega, Kindla wiega!
Ich koan nich menne Finger biega!
Hunni sauſt!
Der Kitſche thut der Bauch wih.

92, 3 Wiege: Das Kindelwiegen ist also nicht ein Rest des Jesusgeburtspieles, wie z. B. Birlinger, Aus Schwaben II, S. 9 es faßt, sondern hat vielmehr dieses beeinflußt.

92, 26 ninne: Wie Piderit a. a. O. schon ausführlich darlegt, ist das Wort Susaninne wohl gemischten Ursprungs. Niño, niña, heißt spanisch kleines Kind, mit ninna und nanna schläfert man im Spanischen und Portugiesischen die Kinder ein. Italienisch heißt ninnare einwiegen. Sûsen oder sausen bedeutet noch jetzt das Hin- und Herschaukeln der Wiege, das die Kinder einschläfert. Susaninne kommt auch in der vierzehnten Strophe von Luthers Lied „Vom Himmel hoch da komm' ich her" vor:

Dauon ich allzeit frölich sey
zu springen, singen immer frey
Das rechte Susaninne schon
mit hertzen lust den süssen ton.

In Nikolaus Manuels Gedicht „Das Barbeli" (1526) heißt es:

Zu der Mette sing ich drutte ninne
Ists Gotts will das ich kind gewinne.

In G. Witzels Psalter von 1540 (Wackernagel, Kirchenlied, S. 710) tritt der Kehrreim auf: Susse liebe Nenna, Susse liebe Nenna.

93, 9 Aachen: In seiner Predigt auf die Christnachtmesse in der Kirchenpostille sagt Luther: „Nun denke, was mögens für Tüchlein gewesen sein, da sie ihn einwickelt, vielleicht ihre Schleier oder was sie hat mögen entbehren an ihrem Leibe. Daß sie aber in Josephs Hosen sollte ihn gewickelt haben, als mans zu Ache weiset, das lautet allzu lüderlich und leichtfertig. Es sind Fabeln, der wol in aller Welt sind. (Dr. Martini Lutheri Kirchenpostille, herausgegeben von Gottfried Arnold 1700. S. 100.)

93, 13 es: 1572 1, 40a.

94, 12 versagt: Pailler, Weihnachtlieder aus Oberösterreich. Innsbruck 1881. S. 35. Nr. 30.

95, 31 folgte: Der Berliner Hofmusikus und Domküster G. Pfund (Pondo) benutzte für sein Spiel, das 1589 in Berlin von den Kindern

des Kurfürsten aufgeführt wurde, wenn er wirklich der Verfasser ist, ein süddeutsches volkstümliches Stück. (Kurtze Komedie von der Geburt des Herrn Christi, herausgegeben von G. Friedländer. Berlin 1839.

95, 36 näher: Schröer, Die deutschen Weihnachtspiele aus Ungern. Wien 1858. S. 177 ff.

96, 3 beeinflußt: Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte 34. München 1874/75. S. 15. A. Hartmann, Weihnachtlied und Spiel in Oberbayern.

96, 6 wurde: Schröer, Die deutschen Weihnachtspiele a. U.

99, 5 wird: Ein holdseliges und ganz liebliches Gespräch von der Kristfart u. s. w. Jena 1666. Gottsched, Nötiger Vorrat zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst I, S. 220—222. Leipzig 1757.

99, 21 Spiel: Pailler, Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol. Innsbruck 1883. S. 365.

99, 30 fort: In andern Teilen ist das Spiel weit älter. In ihm wird noch das erste der Bethlehemer Kinder von der Wache „erstochen", das zweite „zerhaut". Pailler a. a. O. S. 390.

101, 17 Tirol: S. IX.

102, 6 wegzuessen: Auch G. Pondo läßt in seiner „Kurtzen Komedie von der Geburt des Herrn Christi" seine Hirten platt sprechen.

102, 35 umfaßte: nach Pailler, Krippenspiele 1883. S. VIII.

102, 40 1876: Pailler a. a. O. S. VII.

103, 14 hatten: Pailler a. a. S. IX.

103, 15 Weihnachtsspiel: Daneben lebte auch lange noch das Paradeisspiel und Dreikönigsspiel fort. So um 1750 in Augsburg:

Und die Comödi macht den B'schluß,
Darein das G'sind man lassen muß.
Jetzt werden sich auch hören lassen
Comödianten auf der Gassen,
Adam, Eva und Teuffel frey,
Die da verführen ein wild G'schrey.
Wann diese noch kaum ausgesungen
Und denen Gassen-Knecht entsprungen,
So stellen sich mit hellem Schein
Auch gleichfalls die drei König ein,
Und lassen sich mit ihrem Stern
Auch in dem alten Jahr noch hörn.

(Augsburgisches Jahreinmal, Birlinger, Aus Schwaben II. Wiesbaden 1874. S. 156.)

103, 16 1810: Sartori, Neueste Reisen durch Oesterreich II, S. 330.

106, 21 verknüpfte: Mosen, Die Weihnachtsspiele im Sächsischen Erzgebirge. Zwickau 1861. S. 38.

V.

Weihnachtsumzüge.

107, 12 absangen: Von Umzügen berichtet schon Tacitus, Germania, Kap. 40. Sein Bericht ist jedoch noch nicht völlig aufgeklärt. Mehr darüber gibt Boretius, Capitularia regum Francorum I, S. 229, aus den Statuta Salisburgensia um 800: Ut omnis populus honorifice cum

omnis supplicationibus devotione humillter et cum reverentia absque praetiosarum vestium ornatu vel etiam inlecebroso cantico et lusu saeculari cum laetaniis procedant et discant Kyrieleyson clamare.

107, 15 nicht: Benedictus Levita VI, 96. Mon. Germaniae Scriptores IV, 2: Quando populus ad ecclesias venerit tam per dies dominicos quam et per solemnitates sanctorum, aliud non ibi agat nisi quod ad dei pertinet servitium. Illas vero balationes et saltationes canticaque turpia ac luxuriosa et illa lusa diabolica non faciat nec in plateis nec in domibus neque in ullo loco, quia haec de paganorum consuetudine remanserunt.

108, 36 Böhmen: Aus dem Kloſter Brěvnow bezeugt durch Alſſo bei Uſener, Chriſtlicher Feſtbrauch. Bonn 1889. Aus dem Kloſter Scheyern ebenda S. 83 ff. Aus dem Kloſter St. Florian noch 1748 bei W. Pailler, Weihnachtlieder aus Oberöſterreich. Innsbruck 1881. S. 308.

109, 9 haften: Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oeſterreich. Wien 1859. S. 282.

109, 23 bröcht: Kuhn und Schwartz, Norddeutſche Sagen. Leipzig 1848. S. 418. Wahrſcheinlich hat unter Einfluß dieſes Märchens der Mär (Alp) ſtellenweiſe ein t an ſein Ende bekommen. Ueber Mar vgl. die ausführliche Zuſammenſtellung bei Mogk, Mythologie 1013 (Pauls Grundriß der germaniſchen Philologie 1891, I).

110, 4 bekommen: Hildesheimiſche Chronik bei Leibnitz ss. rer. Brunswicensium 3, S. 261, vgl. S. 481, (nach P. Caſſel, Weihnachten. 1861. S. 284, und Anm. 880.

110, 16 holen: Handelmann, Weihnachten in Schleswig-Holſtein. 1866. S. 74—75.

110, 23 übertragen: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 4.

110, 31 zwölf: Bartſch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II. Wien 1880. S. 223—24.

110, 38 darſtellen: Beyer in den Mecklenburg. Jahrbüchern 20, S. 152 f., nach Bartſch a. a. O. S. 223.

111, 2 treiben: Bartſch a. a. O. S. 225.

111, 13 leitend: a. a. O. S. 224.

111, 33 gelt: Walch, Vermiſchte Beiträge zum deutſchen Recht I, S. 13 f.; Mone, Schauſpiele des Mittelalters, 1, S. 137; Wackernagel, Geſchichte der deutſchen Litteratur I. Baſel 1879. § 75, Anm. 9, Saalfelder Stadtrecht 33: wer zu den winachten singet vor den husern, der sal di stad rumen einen manden und deme richter und der stad einen vierdung gebe. ader wer da reiget zu dem nuwen jare umme gelt, daz ist di selbe buze.

111, 38 ſtrebten: Vita Henrici Susonis ap. Bolland. T. II. Jan. p. 658, cf. M. Gerbert, Vet. liturg. Alemann. IX. 1, 5. Proben dieſes Kranzſingens geben das zweite und dritte Lied in L. Uhlands Sammlung alter hoch- und niederdeutſcher Volkslieder (Weinhold, Weihnachtſpiele S. 44).

111, 39 verboten: Neue Mittheilungen des thüringiſch-ſächſiſchen Vereins II, S. 30.

112, 5 es: nach A. Pichler, Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. Innsbruck 1850. S. 9.

112, 19 Koledasammelns: Rößler, Prager Recht 95, N. 140.

112, 33 auf: O. v. Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen. Prag 1862. S. 588.

113, 24 erwerben: Usener, Christlicher Festbrauch. Bonn 1889. S. 61—65.

113, 29 Christ: Auch Weihnachten selbst wird im vierzehnten Jahrhundert als heiliger Christ bezeichnet. Vgl. Anm. zu 44, 2 An sente Thomasdage des heiligen apposteln de dar komed vor dem heiligen cryste 1383, Wolf, Eichsfelder Urkundenbuch.

114, 15 sucht: Durch die gleiche Loslösung des Volksbrauches vom dogmatischen Christentum erklärt sich das „Neujahrskind", das 1813 in Bern an Stelle des Christkindes stand. Es galt zwar auch als himmlisches Wesen, war jedoch nicht mit Jesus identisch. An dieses Neujahrskind, das mit einem Eselchen einherzog, richteten die Kinder Briefe, welche ihre Wünsche enthielten, und große Besorgnis erweckte bei ihnen die Behauptung, es werde dem himmlischen Kinde diesmal unmöglich werden, seine ersehnten Gaben zu bringen, da das Engelchen auf den mit Glatteis bedeckten Wegen ein Bein gebrochen habe. In neuerer Zeit hat sich auch in der deutschen Schweiz die Feier des Weihnachtsabends vielfach eingebürgert. (Brief des Herrn R. Löwenfels in Koburg an den Verf.) Der „Weihnachtsmann", in England Father Christmas, ist nichts als ein umgetaufter heiliger Nikolaus. Er hat mit der Gestalt von Jesus nichts zu thun.

114, 27 Oettingen: Zimmernsche Chronik II, S. 33.

116, 13 Gaben: Noch in meiner Kindheit erhielten wir Geschwister in Lauenstein im Erzgebirge vom Ruprecht die Rute mit feinen Aepfeln, Nüssen und Pfeffernüßchen. Er gab sie uns aber nicht selbst, sondern es wurde uns gesagt, er habe sie draußen verloren. Das war eine mit rotem Bändchen aus Besenreisig gebundene Rute zum Schlagen, und sie hat lange Jahre als Zuchtmittel hinter dem Spiegel ihren Platz gehabt.

117, 3 war: L. Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürstenthum Waldeck. Arolsen 1860. S. 425 f.

117, 29 herein: In der Drohung, die Kinder zu ertränken, Reste altgermanischer Sitte zu sehen, ist wohl zu weit gegangen. Dagegen beruht Broses Schilderung des Spinnrads seiner Muhme ohne Frage auf volkstümlicher Ueberlieferung:

Min Möme dat war 'ne rike Frugge,
Da up konnt ik 'en Thoren buggen.
Se hadde auk 'nen rauden Rock,
Dabi hüppede se ose 'n Ziegenbock.
Se hadde auk 'n Spinnrad,
Des war se ni enmal matt,
Datt spann so vill ose de graute Gemene,
Ose Cülte un Wetterburg.
O ji Mömerken,
Wenn ji so 'n Spinnrad hädden
Für jugge dicken, fetten, fulen, grauten Döchterkens,
Wat söllen se do sick sau geerne hinger schmücken!

117, 39 Namen: Das Spiel zeigt einzelne Verstümmelungen. So ist V. 22 offenbar eine mit: Blut reimende Zeile ausgefallen. Dafür

sind 39—40 an dieser Stelle wiederholt worden. V. 9 und 10 sind offenbar ein Vers. V. 82—83 muß natürlich Ofengab': Nabel zu Ofengabel ergänzt werden. Nach 124 sind infolge der Gemeindenamen die Verse überhaupt in die Brüche gegangen (wie die Verszählung des Herausgebers). Die darauffolgenden Verse des Pamphilius mit ihrem Reime: Ruh': Grube setzen eine Zeit voraus, in der die Worte: ruowe: gruobe lauteten. V. 72 ist auf thät vielleicht statt quält slaet zu reimen. Nach 81 fehlt ein Reimvers.

119, 7 1615: Buchmann, Annales oder Geschichtbuch und Chronica der Stadt Züllich. Küstrin 1665. Johannes Bolte im Daheim. 1884. S. 191.

119, 21 vor: Vgl. Weinhold, Ueber das Komische im altdeutschen Schauspiel. Gosches Jahrbuch für Literaturgeschichte I, S. 18. Berlin 1865.

119, 28 Hruodperaht: Möglicherweise verdankt der Knecht Ruprecht jedoch auch dem Nürnberger Umzugsspiel von 1668 (ſ Anm. zu 120, 8) überhaupt seinen Ursprung. Es genügt zu seiner Erklärung völlig. Dann wäre er aus einer der Schreckmasken (vielleicht Ruh-bart wie Ruh-claus), die den Nikolaus gelegentlich begleiten, oder als die Nikolaus selbst erscheint, hervorgegangen zu denken. Sein Name wäre jedoch Werk der subjektiven Phantasie. Daß er ein Jahrhundert später neben Bercht erscheint (vgl. Anm. zu 142, 26) und zwar in der Adventszeit, beweist nichts dagegen.

119, 29 würde: Der beim Umzuge des Ruprecht gesprochene Spruch (Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit von H. v. Auffeß. 1832. S. 308, mitgeteilt von H. Hoffmann; (vgl. dazu Weinhold, Weihnachtspiele S. 32—33) ist ein Wechselgespräch zwischen Herr und Knecht. „Der Herr beklagt sich, daß die Bauern nichts mehr geben wollen; der Knecht aber sagt, sie hätten sich noch besonnen und allerlei in die Küche geliefert. Anfänge bekannter Volkslieder schließen sich an. Soweit dieser Ruprechtspruch vorliegt, ist er nur ein Bettelspruch." Mit den Weihnachtsumzügen hat er kaum zu thun.

119, 35 Festpredigten: S. 407 nach Adami, Deliciae evangelicae I, p. 457.

120, 8 deutlich: Christlicher Kinder / Heilige Weihnachts-Freude / So von Nachfolgenden Personen / samt einer kurtzen Geistlichen Schäferey / nach Innhalt / annehmlich zu agiren. Christus. Engel: Gabriel. Vorredner. Raphael, Ankläger. Apostel. Nicolaus. Ankläger. Petrus. Ankläger. Deß HErrn JEsu Pfleg-Eltern. Joseph. Vorbitter. Maria. Vorbitterin. Ruprecht. Kindleinfresser. In Nürnberg / Gedruckt und zu finden / bey Wolff Eberhard Felsecker / wohnhaft unter der Vesten / Im Jahr 1668. Kl. 8°. ohne Verfasser. 32 S. Das Stück geht bis S. 29. Dort beginnt: „Zugab / Weihnacht Gebetlein."

124, 15 30: W. Pailler, Weihnachtlieder aus Oberösterreich. Innsbruck 1881. S. XXII.

124, 25 Himmelreich: Hartmann, Weihnachtlied und Spiel in Oberbayern. München 1875. S. 22.

124, 28 entsinnen: in Rottenburg; Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben. Freiburg 1862. II, S. 7.

125, 20 Denkwürdigkeiten: 2. Aufl. Berlin 1886. S. 424 ff. Dazu

S. 479 Anm.: Ueber den Weihnachtsmarkt im Dom: Meyer, Blick auf die Domkirche, S. 51. — Die Weihnachts- und Dreikönigs-Umzüge, deren Spuren in handschr. Chroniken und Archivalnotizen nur dürftig, werden durch die in den angeführten Mandaten liegenden Umstände vervollständigt. — Uebrigens s. m. über Kinjees Richeys Hamb. Idiotikon, S. 116, und Schütze, Holstein. Idioticon I, S. 255, sowie über Klinggeest, Kaßabend und Bullbuksabend daselbst I, S. 9 und 10.

126, 9 Weihnachtslied: Handelmann, Weihnachten in Schleswig-Holstein. 1866. S. 22.

126, 13 traten: Schütze, Holstein. Idiotikon II, S. 317, IV, S. 192. Handelmann, Weihnachten i. S. H. 1866. S. 20—21.

127, 32 zu: Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg V, S. 187; VII, S. 408. Slesvigske Provindsialefterretninger IV, S. 367; Hundert Lübsche Volksreime 1858. Handelmann, Weihnachten in Schleswig-Holstein. 1866. S. 23—24.

127, 36 statt: Beneke, Hamb. Gesch. u. Denkw. 2. A. 1886. S. 427. Seit dem siebzehnten Jahrhundert?

129, 18 Polizei: Schlager, Wiener Skizzen. Neue Folge 1839. S. 314.

129, 21 herumzuziehen: Beneke, Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten. 2. Aufl. Berlin 1886. S. 429.

129, 32 werden: Beneke a. a. O. S. 430.

130, 1 sollten: Hartmann, Weihnachtlied und Spiel aus Oberbayern. München 1875. S. 19 aus Mettenleiter, Musikgeschichte von Regensburg. S. 245.

130, 4 untergegangen: Westenrieder, Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München. München 1782. S. 285.

130, 25 laufen: W. Pailler, Weihnachtlieder aus Oberösterreich. Innsbruck 1881. S. XXI.

131, 1 gestatten: Birlinger, Aus Schwaben II. Wiesbaden 1874. S. 19.

131, 10 Saba: Gesellschaft 1846, N. 170.

131, 14 Spiel: Schröer, Deutsche Weihnachtspiele aus Ungern. Wien 1855.

131, 25 vorkam: Mosen, Die Weihnachtsspiele im Sächsischen Erzgebirge. Zwickau 1861. S. 15, konnte sich dies nicht erklären, weil er nichts von dem Zusammenmünden der Umzüge und der Spiele wußte.

132, 3 Hohesneujahr: Stellenweise erscheint auch Petrus als Schenker. Er ist wohl an Stelle des heiligen Martin getreten, mit dem er sehr verwandte Funktionen hat. In dem Troppauer Kreise in Böhmen gab es noch im Anfang der sechziger Jahre unsres Jahrhunderts eine kleine Weihnachtsaufführung, bei der der Erzengel Gabriel, Petrus und das Christkindel auftraten und die Zuhörerschaft sich ebenfalls singend beteiligte. Am Ende schenkte Petrus den Kindern eine Kleinigkeit (Reinsberg-Düringsfeld, Das Festliche Jahr 377—78). Auch Nikolaus ganz allein kommt zu Weihnachten vor. Im südöstlichen Teile von Niederösterreich erschien der heilige Niglo. Er prüfte die Kinder, sah ihre Schulbücher an und schenkte ihnen eine in Kalk getauchte Rute. Nach seinem Fortgehen stellten die Kinder ihre Schuhe ins Freie und fanden sie nach zehn Uhr gefüllt wieder. (Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich.)

133, 25 verspricht: D. Schubart im „Weg der Vollkommenheit" S. 368 f. nach Georg Grabow, Danckopffer. (1680.) S. 48—53. Diese Beschreibung stimmt sehr nahe zu dem Inhalt des Nürnberger Umzugs von 1668, der also für die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts als typisch gelten kann, wenn er den Typus nicht gar erst geschaffen hat.

133, 30 wurden: G. Grabow, Entdeckung. Cölln 1679. S. 31.

133, 32 aus: In den Pia Desideria: Utinam procul ab ipsa nocte festi Natalitii et circumcisionis Servatoris nostri superstitiosa plebejorum phantasmata abessent! nach Grabow, Entdeckung. Cölln 1679. S. 35.

133, 33 ließ: vor 1680. G. Grabow, Danck-Opffer. Cölln. 1680. ohne Jahr S. 45—47.

134, 25 Edikt: Unschuldige Nachrichten. 1717. S. 576—77. Beyer in den Mecklenburgischen Jahrbüchern, 20, 152 f., Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II. Wien 1880. S. 223. P. Cassel, Weihnachten. Berlin (1861). S. 226.

135, 10 Clagges: Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürstenthum Waldeck. 1860. S. 430 Anm.

135, 15 werden: Hoffmann, Geschichte des deutschen Kirchenliedes, S. 429.

135, 18 abgestellt: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 18.

135, 25 abgeschafft: Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben. Freiburg 1862. II, S. 9—10.

135, 34 gemacht: Georgii Grabows, Gymn. Col. ad Spr. Con. R. Entdeckung der schädlichen und schändlichen Finsterniss, Welche in der Lutherischen Kirche unter den so genannten heiligen Christ enthalten ist. Berlin 1679 und Georgii Grabows, Gymn. Colon. Con. R. Danck-Opffer. Cölln an der Spree, druckts Georg Schultze, Churf. Brand. Buchd. (ohne Jahr) (aus der Vorrede ergibt sich 1680 als Jahr).

135, 38 waren: Entdeckung, S. 23.

135, 40 Gedichte: Entdeckung, S. 27.

136, 2 hatte: Entdeckung, S. 4 und 6. Sonst kommt gleichzeitig auch der Ausdruck vor „die heiligen Personen aufführen" (Curiöser Bericht wegen der schändlichen Weynacht-Larven so man insgemein Heiligen Christ nennet. Leipzig 1702. S. 4).

136, 3 Finsternis: Entdeckung, S. 4.

136, 5 bei: „Dieses hat sehr wohl erwogen jener gottes furchtige, gelehrte und gewissenhaffte Lehrer des Hällischen Gymnasii. Darumb schreibet er in seinem Bericht von den schändlichen Weynacht-Larven nicht unbillich: Also bleibet es dabey, was bisher erwiesen, daß die Weynacht-Auffzüge und Larven-Spiel ein heydnisch, papistisch, abgöttisch, gottloses und unrechts Beginnen sey, welches man mit guten Gewissen weder dulten, noch darzu helffen könne." S. 166. Grabow, Danck-Opffer, S. 22.

136, 9 aus: Entdeckung, S. 9.

136, 10 Spaß: Entdeckung, S. 39.

136, 11 herumb: Entdeckung, S. 25.

136, 16 darüber: Noch in andrer Hinsicht nahm man auf die Juden zarte Rücksicht. Schudt (Jüdische Merkwürdigkeiten, lb. 6, c. 29 § 31,

S. 144, um 1700) sagt: „Es ist noch eine Sache, deren sich die Juden gar sehr ärgern, wenn man den Abend vor dem Christfest jemanden zu einem Christkindchen oder heiligen Christ verkleidet, den die Kinder, als obs Christus selber wäre, da es doch offt ein böser verruchter Bube ist, mit Furcht und Zittern anbeten und muß ich darin deren Herren Reformirten Christl. Klugheit hoch preisen, welche dergleichen thörichtes Affenspiel nicht leiden noch vorstellen" (P. Cassel, Weihnachten, S. 226).

136, 18 Personen: Entdeckung, S. 23.

136, 21 Tierfell: Entdeckung, S. 10.

136, 28 u. s. w.: S. 15.

136, 33 an: S. 17.

136, 36 sind: S. 19.

137, 6 u. s. w.: S. 20.

137, 8 anbeten: S. 8.

137, 10 treiben: S. 24.

137, 15 sey: Danck-Opffer, S. 16.

137, 19 getrieben: Danck-Opffer, S. 25.

137, 23 erschien: Christianorum Larvas natalitias Sancti Christi nomine commendatas post evolutam originem confodit stylo theologico conscientiosus Christi cultor Chresulder. (ed. auctior cum apologia. Lips. anno 1677. 12°.) Cassel kannte das kleine Buch nicht (Weihnachten. Berlin 1861. S. 6). Mir war zwar das lateinische Original ebenfalls nicht zugänglich, dafür aber eine Uebersetzung von 1702 aus der Sammlung von Curiositätsbroschüren, welche seit 1701 bei Johann Christoph Miethen, Dreßden und Leipzig, erschien: „Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzet von M M: Curiöser Bericht wegen der schändlichen Weynacht Larven so man insgemein Heiligen Christ nennet herausgegeben Von M M." Der Titel ist offenbar der deutschen Ausgabe von Hilschers Todtaustreiben nachgebildet, das in derselben Sammlung vorher gedruckt war.

137, 39 zugangen: Weynacht-Larven 1702. S. 23.

138, 27 Straffe: Weynacht-Larven 1702. S. 5, § 4.

138, 34 u. s. w.: Weynacht-Larven 1702. S. 19.

138, 38 Mausekopff: Weynacht-Larven S. 20.

139, 3 vorstellten: Beyer in den Mecklenb. Jahrbüchern 20 S. 152 f. Nach Karl Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. II. Wien 1880. S. 223. Anderwärts finden sich ähnliche Erwähnungen. Haec vero ineptiis illis, et lasciviae, quae ubivis olim obtinuerunt hoc tempore, neque nunc plane desierunt apud plebem, ausam praebuisse, plusquam verisimile esse crediderim. Quarum quasdam enumerat vir de historia Christiana, et antiquitatibus sacris meritissimis Joh. Andr. Schmidius histor. fest. p. 49. seq. (J. Joachim Schmidt. De prima festorum dierum et natalium in primis servatoris origine. Stolberg 1757. [Ilefelder Festrede.])

139, 15 läst: Hilscher, Der Weyhnachts-Aberglaube. Dreßden und Leipzig 1722. S. 7.

139, 21 bezeichnet: 1691. Anna Maria Schuchartin von Rossel bei Frankenhausen in Erfurt. Tentzel, Monatliche Unterhaltungen. 1792. S. 527.

139, 26 erschrecket: Weynacht-Larven. 1702. S. 24.

139, 34 schickte: Hilscher, Der Weyhnachts-Aberglaube. Dreßden und Leipzig 1722. S. 27. Auch Kißling, Von heil. Christgeschencken (1737), hat das Argument, daß Knecht Ruprecht die Kinder zu sehr erschrecke. Schon viele seien vor Schreck sofort umgefallen und gestorben, andre wenigstens schwer krank geworden und hätten noch als Erwachsene das Entsetzen nicht verwinden können, das sie damals erfaßt hätte.

139, 36 Hauptgrund: Leipzig 1791. S. 329.

140, 3 Form: Christian Gerbers, Unerkannte Sünden der Welt. Mit einem Bericht von den Sünden der Menschen nach ihrem Tode. Aus Gottes Heiligen Wort der sichern Welt für Augen gestellet. Dresden und Leipzig 1719. 8. Aufl. Kap. 14, S. 101.

140, 12 fürchten: S. 102.

140, 13 dergleichen: S. 103. „Das XIV. Capitel. Handelt die Frage, obs Sünde sey? Daß man zur heiligen Weyhnacht-Zeit den Kindern eine vermummte Person fürstellet, und sie beredet, es sey der H. Christ, welche sie auch dafür halten, und in ihrer Angst und Einfalt anbeten?"

140, 17 lag: Kißling, Von heil. Christgeschencken. 1737.

141, 25 Morgen: Kißling a. a. O.

141, 39 lassen: Kißling billigt dieses Vorgehen vollständig und wünscht noch viel größere Strenge. Kißling a. a. O.

142, 26 Ruprecht: Das Augsburger Jahreinmal sagt scheltend:

So ist es auch ein schändlich Spotten,
Daß des Christ-Kindleins zwey Verbotten.

(Eine ähnliche Apposition hat Rugklas in Buchholz in Mecklenburg. Er heißt dort: „Des heiligen Christ Vörposten", reitet auf einem Schimmel und hat Aschenbeutel und Rute. Rumpsack mit einem Ziegenbock begleitet ihn. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. Wien 1880. II, S. 214.)

Die Bercht und Ruprecht müssen seyn,
Die sich der Zeit auch stellen ein,
Doch aber auch gar große Schrecken
Bei denen Kindern offt erwecken.
Darauff kommt in gemessner Reyh
Auch des Christ-Kindleins Kirreweyh,
Da hat man auch bei Lichtern feyl,
Da geht man vor die lange Weil,
Zu sehen und sich sehn zu lassen,
So kalt es ist auf freyer Gassen.

Birlinger, Aus Schwaben II. Wiesbaden 1874. S. 156.

142, 37 Jahrhundert: Bericht „eines älteren Autors" bei Nork, Festkalender. S. 757.

144, 1 sagt: 1777 im Grab des Aberglaubens. Frankfurt und Leipzig. Erste Sammlung S. 181.

144, 21 Aberglauben: von H. L. Fischer. Neue verbesserte Auflage. Leipzig 1791. S. 329.

144, 35 sind: mit kleinen Abweichungen wiederholt in desselben Verfassers Bauernphilosophie. Passau 1802. S. 59.

145, 13 thun: Eberhard, Neueste Ansicht und Beleuchtung der Geschichte der Sonn- und Festtage. Erfurt 1799. S. 46.

145, 28 Zeit: Beneke, Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten 1886. S. 427.

145, 35 Klinggeestabend: Eberhard, Neueste Ansicht und Beleuchtung der Geschichte der Sonn- und Festtage. Erfurt 1799. S. 29.

146, 6 Aschbeutel: Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg 1880 II, S. 223.

146, 9 beschenke: Beyer in den Mecklenb. Jahrbüchern 20, S. 153, nach Bartsch a. a. O. S. 224. Derselbe Brauch kehrte am Silvesterabend wieder, nur daß dann der Nijorsbuck oder Schimmel umging. (Ebenda S. 233—34.)

146, 26 Volkssitte: Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg V, S. 185, nach Handelmann, Weihnachten in Schleswig-Holstein 1866, S. 27—28.

146, 29 Nork: Festkalender 1847. S. 1007.

VI.

Volkstümlicher Weihnachtsglaube.

149, 30 Witwer: zusammengestellt bei Reinsberg-Düringsfeld, Das Festliche Jahr. Leipzig 1863. S. 352—54.

150, 13 Jahres: Usener, Christlicher Festbrauch. Bonn 1889. S. 61.

150, 16 darüber: Beatus Strigenitius in Postill. Pars I, p. 611; nach Gerber, Die unerkannten Sünden der Welt. 8. Aufl. 1719. S. 91—92.

150, 37 werden: Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. II. München 1885. S. 271.

150, 40 erfahre: Propositio 10.

151, 4 wird: 52.

151, 6 muß: 53.

151, 10 seyn: 64, fälschlich 65 überschrieben.

151, 11 prüfen: 59*.

151, 12 erfahren: 60*.

151, 12 komme: 62*.

151, 13 bekommen: 63*.

151, 16 zeigen: Usener, Christlicher Festbrauch. Bonn 1889.

152, 20 ist: Praetorius, Saturnalia 1663. p. 401—2.

152, 36 gekommen: 60.

153, 16 gesuchet: 61.

153, 38 gewesen: Prop. 62.

154, 9 sollen: Prop. 63.

154, 36 geworffen: Prop. 64.

155, 9 davon: Deliciae Biblicae von Misander. tom. XX, S. 999 f.

156, 2 begegnen: Schmidt, Die Gestriegelte Rocken-Philosophie. Chemnitz 1722. Sechstes Hundert cap. 17.

156, 8 sterben: ebenda VI, cap. 9.

156, 9 Korn: a. a. O. VI, cap. 80.

156, 11 Jahre: Schmidt, Gestriegelte Rocken-Philosophia. Das erste Hundert. Chemnitz 1709. cap. 56.

156, 16 Hause: a. a. O. Das andre Hundert. Chemnitz 1709. cap. 57.
156, 19 wird: a. a. O. I, cap. 100.
156, 22 werffen: a. a. O. II, cap. 5.
156, 25 Hand: a. a. O. II, cap. 6.
157, 3 Verdacht: a. a. O. II, cap. 6.
157, 10 kenn: a. a. O. II, cap. 10.
157, 15 seyn: a. a. O. II, cap. 16.
157, 24 Philosophie: a. a. O. VI, cap. 8.
158, 35 etc.: Der Weyhnachts-Aberglaube, Nach seiner Art, Ursprung, Betrug und Abschaffung, Nebst einer Vermahnung an die Jugend, sich davor zu hüten. M. Paul Christian Hilscher, Past. zu Alt-Dreßden. Dreßden und Leipzig, Verlegts Joh. Christoph Mieths sel. Erben. Anno 1722. S. 5.
158, 38 an: S. 27—29.
159, 37 Aberglaubens: Frankfurt und Leipzig, Erste Sammlung, 1777. S. 161.
160, 26 ab: Aus dem Jahre 1785, nach Otto Moser, Weihnachten und Neujahr in Leipzig vor hundert Jahren. Leipziger Tageblatt 1885, 24. Dezember.
160, 29 sey: Schütz, Vom Aberglauben, nach Keller, Gegen den Aberglauben. Stuttgart 1786. S. 307.
160, 36 will: Eberhard, Neueste Ansicht und Beleuchtung der Geschichte der Sonn- und Festtage. Erfurt 1799. S. 45 f.
160, 40 Aberglauben: Leipzig 1791. Neue verb. Aufl.
161, 2 wurden: S. 325.
162, 33 toll: Nach der Gestriegelten Rockenphilosophie (1709): „Ein Hund, der in der Christ-Nacht heulet, der wird selbiges Jahr thöricht." (Schmidt, Die Gestriegelte Rocken-Philosophia. Chemnitz 1709. Das erste Hundert. cap. 69.)
164, 22 wird: Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter II, S. 25.
164, 37 davon: lib. IV. El.
164, 38 Eklogen:

> Vidi saepe lupum fieri et se condere silvis
> Moerim.

164, 39 Naturgeschichte: Historia Naturalis lib. 8, cap. 22.
165, 2 vor: Sigmund und Sinfjötli in der Völsungasaga.
165, 13 war: Kögel leitet das Wort, das er als althochdeutsch wariwulf ansetzt, jetzt von gothisch wasjan, kleiden, ab. (Mogk, Mythologie 1017 bei Paul, Grundriß der germanischen Philologie I, 1891.) Demnach bedeutete Werwolf eigentlich Kleidewolf, d. h. Seele in Wolfshülle. Wolfskleider heißen nordisch ulfa hamir. Thatsächlich kommen allerdings, wenn auch erst spät, zur Zeit der Hexenprozesse, auch Frauen als Werwölfe vor. Die gegebene Ableitung, die schon Gervasius von Tilbury kennt (Mogk a. a. O.) ist wohl immer noch die wahrscheinlichere. Vorkommt der Werwolf auf deutschem Boden zuerst nach 1000 bei dem Bischof Burchard von Worms. Ausführlich handelt über den Glauben Hertz, Der Werwolf, Ein Beitrag zur Sagengeschichte. Stuttgart 1862.

165, 15 Jahrhunderts: Ein Weihnachtsspiel aus einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von K. W. Pidert. Parchim 1869. V. 364.

165, 25 Cassel: Weihnachten. Berlin (1861). S. 282.

165, 37 Nordstämme: Historia de gentibus septentrionalibus lib. 18, cap. 45, 47.

166, 13 ist: Aus der Nord-Schwedischen Hexerey, oder Simia Dei, Gottes Aff. S. CII. 1677. Von Christian Piander mit Anmerkungen von Theophilus Sincerus, nach Hauber, Bibliotheca, acta et scripta magica. Bd. III, S. 285. (Lemgo 1738—45.)

167, 30 angenommen: Praetorius, Saturnalia 1663. S. 66—67. (Laurenbergius bringet die Sache also für in seiner Acerra Philog. centur. 3 c. 46 p. m. III. Weerwölfe.) — Im dritten Bande seiner Relationes Curiosae (Hamburg 1687. S. 493) berichtet Happelius nach Olaus Magnus von „Währ-Wölffen". Es sind Menschen, „die sich in Wölffe verwandlen, und am Weynachten so grosse und viele Grausamkeit verübten,' daß sie auch der kleinen Kinder nicht verschonten: Wie auch die so zu unsern Zeiten bekandt haben, das sie Wolff-, Löwens-, Hund- und anderer Thieren Gestalt an sich genommen, damit sie ihre Grimmigkeit ungestrafft an den Leuthen auslösen und üben möchten."

168, 1 Beweis: Der Höllische Proteus S. 358.

168, 31 Art: Disputatio Thomasii de transformatione Hominis in bruta § 64.

168, 36 Proteus: Der Höllische Proteus oder Tausendkünstige Versteller. Nürnberg 1695 (zweite Auflage S. 336 ff.).

169, 2 dafür: a. a. O. S. 339 u. 353, beide aus dem sechzehnten Jahrhundert.

169, 12 hette: Der Berichterstatter ist „der berühmte und leichtschreibende Poet Georgius Sabinus im 7. Buch seiner Metamorphoses." Ich entnehme die Erzählung aus E. Franciscis Höllischem Proteus (Nürnberg 1695. S. 366 f.). Praetorius, Saturnalia. Leipzig 1663. S. 65—66, gibt den Bericht des Sabinus lateinisch: M. Johann Frideric. Wolfeshusius in tract. de Lycanthropiâ p. m. 7. Eam quaestionem ut oratione tractandam mihi proponerem; temporis me ratio praecipue movit. cum enim Satanicus ille furor tum maxime homines exagitare perhibeatur (Olao M. et Peucero referentibus) quantum Salutiferae Nativitatis Θεανθρώπου anniversaria celebratur memoria etc. item pag. 57 Lycanthropos in Borussiâ à rusticis captus. Est hoc ipsum spontè fassus Lycaon ille, quem Sabinus apud Borussos a rusticis aliquando captum et ad ducem Prussiae adductum esse scribit. Erat homo deformis (inquit Sab. in 7. Metam) nec multum absimilis ferae, habebatque vulnera in facie, quae dicebantur accepisse morsus a canibus, ubi fuisset mutatus in lupum. Is a quibusdam, quibus Princeps id negotii dederat, interrogatus ajebat, se quotannis bis ita mutari solitum, primo, circa Natalem Christi, deinde circa festum Joann. Baptistae, illisque temporibus se efferari, et cogi impetu quodam naturae versari in Sylvis inter lupos: maximo

autem horrore et languore corporis se affici, antequam pili erumperent, et forma mutaretur. Haec Sabinus.

169, 37 stecken: Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II. Wien 1880. S. 246.

170, 3 Philosophia: Das andere Hundert. Chemnitz 1709. cap. 28.

170, 40 Mecklenburger: Franck, Altes und Neues Mecklenburg I. S. 55.

171, 2 Mantzel: in den Lützowschen Ruhestunden. 21, 23.

171, 5 Graue: Beyer in den Mecklenburg. Jahrbüchern, 20, 161. Nach Bartsch a. a. O. S. 246.

171, 9 vertrunken: Bartsch a. a. O. S. 246, Nr. 1274.

172, 11 Hondorff: für sein Calendarium Sanctorum et Historiarum 1573. S. 148.

172, 12 Christ: Jhena 1590. S. 40.

172, 20 Schleswig: S. 148.

172, 30 überliefert: Mährchen und Jugenderinnerungen I, S. 404.

173, 16 publiciret: Neugedruckt bei Scheible, Das Kloster. Bd. V. S. 1031. Stuttgart 1847.

173, 21 davon: Noch Ernst Urban Keller in „Das Grab des Aberglaubens" (Erste Sammlung, Frankfurt und Leipzig 1777. S. 160) citiert die „Jenaische Begebenheit".

173, 22 berichtet: Neue verbesserte Auflage. Leipzig 1791. S. 329.

173, 30 sey: Hannover 1794.

173, 34 Weihnachten: Das Spuken gehört eigentlich in die Zeit vor Weihnachten. Aus England haben wir um 1600 einen Beleg,, wie der Kirchenglaube den Volksglauben umgekehrt hatte. Im ersten Akt von Shakespeares Hamlet sagt Marcellus (Shakespeares dramatische Werke, übersetzt von A. W. v. Schlegel und L. Tieck. Berlin 1854. IV, 334):

Sie sagen, immer wann die Jahrszeit naht,
Wo man des Heilands Ankunft feiert, singe
Die ganze Nacht durch dieser frühe Vogel.
(Der Hahn, dessen Krähen das Gespenst eben verscheucht hat.)
Dann darf kein Geist umhergehn, sagen sie,
Die Nächte sind gesund, dann trifft kein Stern,
Kein Elfe fahr, noch mögen Hexen zaubern:
So gnadenvoll und heilig ist die Zeit.

A. von Perger, Deutsche Pflanzensagen, Stuttgart und Oehringen 1864, S. 56, bezieht die Stelle völlig gegen den klaren Wortlaut auf die Christnacht.

174, 9 schaden: Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II. Wien 1880. S. 230.

174, 30 worden: Praetorius, Saturnalia. Leipzig 1663. Prop. 56.

175, 17 Zeit: Praetorius, Saturnalia 1663. S. 405.

175, 37 umgeht: Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben. Freiburg 1861. S. 18.

175, 40 können: Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie II. München 1855. S. 67.

176, 3 ein: Die Nachricht über den Wetterglauben zu Weihnachten auf dem Merkzettel aus Kloster Scheyern (bei Usener, Christlicher Festbrauch, Anhang) steht für Jahrhunderte ganz vereinzelt.

176, 30 vor: in der Continuatio ann. Solon. Monumenta Germaniae, Scriptores XIX. 662: feria tertia ante diem s. Martini et erat in hac sillaba bre videlicet omne Novembre nach H. Grotefend, Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. Hannover 1891. S. 24.

176, 31 1390: in einer Brieger Urkunde: feria tertia post Oculi, in hac sillaba de(coratur) Gregorio (Codex diplomaticus Silesiae IX. bei Grotefend, S. 24).

176, 40 Wind: prop. 2.

177, 7 Monath: prop. 45.

177, 15 könnten: Der Weyhnachts-Aberglaube. Dreßden und Leipzig. S. 14.

177, 17 Dinge: S. 231; das Citat nach E. U. Keller, Das Grab des Aberglaubens. Frankfurt und Leipzig. Erste Sammlung. 1777. S. 175 ff.

177, 34 nur: S. 174.

177, 37 auf: 1791, Leipzig. Neue verb. Aufl. S. 331—32.

178, 8 andres: S. 333.

178, 31 würden: Grimm, Deutsche Mythologie. 1. Aufl., Aberglauben S. 49, Nr. 44.

178, 33 halten: Johannes von Holleschau, nach 1400; Usener, Christlicher Festbrauch. Bonn 1889. S. 73.

179, 2 gerückt: nach Alssos Bericht bei Usener, Christlicher Festbrauch. Bonn 1889. S. 58—61.

179, 5 erhalten: Das Buch vom Aberglauben, 1791 (S. 328), kennt den Brauch. Hier sind die Seile naß und werden umgebunden, um die Bäume fruchtbar zu machen. Vgl. dazu den Abschnitt Weihnachten und die Bäume bei Birlinger, Aus Schwaben II, 1874. S. 12—13. Dagegen Hugo Meyer, Anzeiger für deutsches Altertum 12. Berlin 1886. S. 237.

179, 11 schön: Papistenbuch um 1600. Birlinger, Aus Schwaben II. Wiesbaden 1874. S. 158.

179, 29 bringen: Praetorius, Saturnalia. S. 403.

179, 34 Weynachten: Praetorius, Saturnalia. Prop. 41.

179, 39 Jahre: Gestriegelte Rocken-Philosophie. 1722. V. cap. 41.

180, 3 können: H. L. Fischer, Das Buch vom Aberglauben. Zweyter Theil. Hannover 1793. S. 300.

180, 5 halten: Cölerus, Oeconomischer Calender. p. m. 251. Praetorius, Saturnalia, 388. Prop. 40.

180, 13 Honigwasser: Palladius in Februario (Praetorius, Saturnalia, 389. Prop. 40).

180, 21 außzurotten: Praet. Sat.

180, 25 Ernde: 20.

180, 26 Ostertage: 25.

180, 27 Weynachten: 49.

180, 28 befiehlt: 21.

180, 31 tragen: 36; offenbar spöttisch gemeint von Prätorius.

180, 31 schlachten: 14.

180, 37 hat: Rockenphilosophie III, cap. 57.

180, 39 gut: ebenda 1722 VI, cap. 7.

181, 2 ſtehlen: ebenda III, cap. 66.

181, 4 mangeln: ebenda III, cap. 96. Der gleiche Glaube ſchon bei Alſſo. Es iſt ein alter Jahresanfangsglaube. Die magiſchen Neigungen der Zeit bildeten auch ſolchen Glauben in ihrem Sinne aus. Nur zwei Beiſpiele von 1683 und 1716. Wie man zu Weihnachten in den Beſitz eines Heckepfennigs gelangt, erzählt Happelius in ſeinen Relationes Curiosae (I, S. 522, Der Teuffeliſche Bruth-Pfenning): „Diejenigen, welche ſich mit dem leidigen Satan in ſoweit verbinden, gehen auff den Weynachten-Abend, wann es beginnet dunckel zu werden, auf einem Scheideweg unter dem offenbahren Himmel, daſelbſt legen ſie einen Circul von 30 Stücken Geldes (Reichsthal., Ducatons, oder andern Schlag), welche ſie in einer Reige neben einander legen. So fern ſie ſich aber umbſehen, ſtehen ſie in Gefahr, daß ihnen der Satan den Hals brechen möchte. Darnach müſſen ſie dieſe Stücke vor- und hinter ſich zehlen, als vorwerts 1, 2, 3, 4, biß auf 30, hinterwerts aber 30, 29, 28, 27, biß auff 1, und zwar ſolches in der Zeit, wann man zur Meß leutet. Wann der, ſo zehlet, im geringſten fehlete oder ſtolperte, würde ihm der Hölliſche Geiſt alſobald den Halß umbdrähen, der ihm alsdann zu dem Ende erſchröckliche Geſichter vorſtellet, von enthaupteten und gehangenen Menſchen, glüenden Ofen, ſeltzamen Wagen u. d. gl. umb ihn dardurch im zehlen irre zu machen. Wann er aber zur beſtimbten Zeit recht zehlet, ſo wohl vor- als hinterwerts, ſo wirfft der Teuffel zu ſeinen hingelegten 30 Reichsthaler, Ducatons, Schilling etc. den 31 in gleicher Müntze, der hernach alle Nacht ihm einen andern außbrühtet." — Auch die Jenaiſche Chriſtnachtstragödie (Jena 1716. Scheible, Kloſter V, S. 1040) weiß davon, daß man in der Chriſtnacht einen Heckethaler gewinnen kann. „Der Studiosus Weber hatte ſogar in ſeinem Buche die Beſchreibung von der Uberkommung derer Hecke-Thaler und wußte daß ſolches in der Chriſtnacht geſchehen müſte. Drei Beutelchen waren dazu nötig. Vor 2 gr. eintzelne Pfennige dienten als Anlagekapital, da aber der erſtere Actus Conjurationis nicht zu Ende gebracht wurde unterblieb die Ausführung." Auch wunderbare Himmelserſcheinungen werden auf Weihnachten angeſetzt. So berichtet Balthasar Exner im Valerius Maximus Christianus (Hannoviae 1620. S. 293/94): Fridericus et Johannes, Duces Saxoniae, fratres, eo anno quo Lutherus primum in mense Novembri edidit propositiones de Jndulgentiis, cum ex templo Wimariae in natali Christi, cum filio Duce Joanne Friderico una post mediam noctem (ut magna in utroque erat reverentia erga res divinas) egrederentur cum frequenti comitatu, vident supra arcem coelo sereno fulgentem crucem purpuream, satis magnam, et perspicue expressa figura. Ibi cum diu starent attoniti spectatores, fratres colloqui de religione ceperunt: et eo signo portendi futura certamina de doctrina, et domus Saxonicae pericula vaticinati sunt.

181, 7 begriffen: Rockenphiloſophie III, cap. 100.

181, 9 ſterben: a. a. O. V, cap. 75.

181, 12 fett: a. a. O. V, cap. 76.

181, 14 Früchte: a. a. O. VI, cap. 26; beruht auf demſelben Glauben an die Segenskraft des Geldes in dieſer Nacht, wie Anm. zu 181, 4.

181, 16 richtig: Der Weyhnachts-Aberglaube. Leipzig 1722. Chr. Miethe. S. 5.

181, 23 dergl.: Schon im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts galt Weihnachten als der Hauptträger des Volksbrauches. Joh. Christoph. Cleffelius sagt darüber in seinem Antiquitates Germanorum potissimum septentrionalium selectae (Francof. et Lipsiae 1733) S. 416: Nec valet, quod plerumque hic objicitur, observationes magicas, plerumque majori atque solenniori Christianorum festo nativitatis Christi fieri. Etenim et in ea tempora solenne quoddam festum incidisse apud Ethnicos jam pridem observarunt eruditi satisque pertractarunt Bircherodius et Sperlingius in suis de festo Juel dissertationibus, ut Wormium in fastis Danicis aliosque non adducam. Cuius festi solennioris cum adhuc vestigia in Suecia ut et in Dania restare observarim, quid mirum si magicae etiam huius festi observationes, clam a credulis aniculis retentae fuerint. Imo id ipsum docet nos, magicas observationes hujus festi Odino dicatas esse, crucemque in iis adhibitam non alii nisi huic Deo sacram, quippe qui vetoribus Julvater dicebatur, cui Julagalt sive porcus ex farina confectus sacer erat, porcis enim et carne suilla delectari Odinum credebant veteres. (Der Verfasser ist ein Schleswiger.)

181, 32 gekrönt: H. L. Fischer, Bauernphilosophie oder Belehrung über die wichtigsten Gegenstände des Aberglaubens. Passau 1802. S. 52. Die meisten Thatsachen, die dies Buch gibt, sind Wiederholungen aus dem Buche vom Aberglauben. Nur hie und da findet sich neues Material.

181, 36 widerfahren: Eberhard, Neueste Ansicht und Beleuchtung der Geschichte der Sonn- und Festtage. Erfurt 1799. S. 39.

181, 39 machen: a. a. O. S. 45.

182, 6 bringen: G. A. Eberhard, Neueste Ansicht und Beleuchtung der Geschichte der Sonn- und Festtage. Erfurt 1799. S. 29 f. Auch sonst ist dies bezeugt. Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ging man in Holstein in den Wald am Weihnachtsabend, klopfte an die Bäume und sprach: Frouwet ju, ji Böme! De hillige Karst is kamen! Dann, glaubte man, würden die Bäume das nächste Jahr desto reichlichere Eichen- und Buchenmast tragen. Im Pinnebergischen ebenda gab man zu derselben Zeit dem Rindvieh besseres und reichlicheres Futter in die Krippe und setzte ein Licht neben dieselbe (Schütze, Holsteinisches Idiotikon I, S. 9, 10).

182, 9 Zeit: Wenn die Lebensbeschreibung des heiligen Eligius erzählt, daß der Donnerstag der Ruhetag der Deutschen war und an ihm keine Arbeit geschehen durfte, so ist diese Auffassung im Munde des christlichen Priesters nur zu erklärlich. Es war der Festtag der Woche, die gewöhnliche Arbeit that man natürlich nicht, aber an ihm gethane Arbeit war doppelt gut. Im Norden war der Donnerstag sogar Thingtag. Wenn heute der Volksglaube vereinzelt das Spinnen u. a. am Donnerstag verbietet, so ist das ebenfalls christlich-römischer Einfluß.

182, 36 Philosophie: Rockenphilosophie. 1722. V, cap. 77.

183, 1 Birn: VI, cap. 5.

183, 3 wird: VI, cap. 6.

183, 7 evangelicae: I, S. 651.

183, 12 schädlich: E. A. Keller, Das Grab des Aberglaubens. 1777. Zweite Sammlung. S. 187.

183, 18 Schwartz: Leipzig 1848. S. 412.

184, 39 verdorrete: Saturnalia. prop. 31.

185, 1 geredet: a. a. O. prop. 44.

185, 1 gemachet: prop. 43.

185, 3 gebohren: prop. 32.

185, 5 wollen: prop. 34, fälschlich 33 genannt.

185, 7 lassen: prop. 35.

185, 8 gemachet: prop. 38.

185, 10 getilget: prop. 22.

185, 14 erlöset: prop. 29. Einen gegen das Christentum gerichteten jüdischen Glauben führt Prätorius gleichfalls an: „Die verfluchten Juden sagen, daß Christus in der Weinachts-Nacht durch alle heimliche Gemächer kriegen müße." prop. 6.

185, 15 ausführlicher: D. Finckius in centur. I. Legend. Papistic. p. m. 117 etc. Exemplum IX, Fol. 20.

185, 40 war: Praetorius Saturnalia. S. 360—61.

186, 12 gemacht: Epiphanius ed. Petavius I, S. 451. Cassel, Weihnachten. S. 125.

186, 13 Brauch: in seiner Epiphanienrede op. ed. Montfaucon. Tom II, pag. 369.

186, 22 wetteifert: P. Cassel, Weihnachten. S. 34—35 und 125.

186, 29 bescheinigt: Crombach, Historia sanctorum trium regum, pag. 713. Cassel, Weihnachten. S. 127.

186, 29 Papistenbuch: um 1600. Birlinger, Aus Schwaben II. Wiesbaden 1874. S. 158.

186, 33 werde: Saturnalia. prop. 1: Sehraeus in seiner Sprachschule leitet daher Weihnachten von Wein ab. Vgl. Anm. zu 22, 16.

186, 35 stillgestanden: prop. 33.

186, 37 gegeben: prop. 19.

186, 37 Philosophie: Rockenphilosophie, Das erste Hundert. Chemnitz 1709. cap. 55.

187, 4 heilkräftig: Rockenphilosophie I, cap. 67.

187, 7 1791: S. 325. Neue Auflage.

187, 10 Vernaleken: Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Wien 1859. S. 290.

187, 17 will: Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II. Wien 1880. S. 230, Nr. 1198.

187, 18 Cassel: Weihnachten. Berlin (1861). S. 243 ff.

187, 23 Eltern: Noch 1740 hat das in Florenz erschienene Sacrum monumentum in antiquo vitro Romae in Museo Victorio diese Darstellung. Abbildung bei Scheible, Kloster VII. Stuttgart 1847. Tafel 32 vor S. 777.

187, 28 haben: Saturnalia. prop. 37.

187, 29 haben: prop. 15.

187, 32 worden: prop. 23.

187, 33 geneiget: prop. 24. S. 349. D. Finckius in centur. I. Legend. Papist. p. m. 122. Exemplum II.

187, 37 ist: Saturnalia. S. 375. Finckius a. a. O. p. m. 119 etc. Exemplum X, Fol. 23.

188, 14 bezeugt: Eberhard, Neueste Ansicht und Bel. u. s. w.

188, 16 darüber: Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Wien 1859. S. 291.

VII.

Weihnachtsbescherung.

189, 25 Lebkuchen: Freiburger Diöcesanarchiv 5, S. 176 (Bader). Nach Birlinger, Aus Schwaben II. Wiesbaden 1874. S. 26—27.

190, 2 Weiber: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 35.

190, 5 traktiert: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 26.

190, 9 Geldgeschenk: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 26. Aus Reyschers Statutarrechten, S. 344.

190, 11 Neujahrsglückwunsch: Dialogus. Oder gespräch zwischen einem Geystlichen Lehrer, vnnd Kind, vom Neüwen Jar. .... Durch Herr Jsaak Keßler, Pfarrer zům Alten S. Peter zu Straßburg MDLXVIII, S. 7, erzählt das Kind, es habe zu Neujahr seinen Eltern „ein gůt Neüw seeliges Jar gewünschet, auch höre ichs von alten Leüten, das wa sie diser zeyt zůsamen kommen, zu aller erst, ein gůt Neüwjar einand' wünschen, Es hat mir auch mein lieber Vatter etwann ein Neüwen Straßburgischen pfenning oder creützer geschenckt, ich solle jhn zům gůten neüwen Jar behalten."

190, 14 Beamten: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 12.

190, 19 brot: Papistenbuch um 1600. Birlinger, Aus Schwaben II. S. 158.

190, 25 soll: Handelmann, Weihnachten in Schleswig-Holstein 1866. S. 37. Chr. Johannsen, Die nordfriesische Sprache, S. 115. Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg V, S. 186.

190, 36 Dingen: Matth. Westmonast: Anno gratiae 1254 rex Henricus tertius anno regni sui 38 fuit ad natale domini in Vasconia apud Besancium ubi Vasconensibus in vestibus preciosis duplicibus et aliis rebus desiderabilibus pretiosa contulit donativa.

191, 2 Ravensburg: Elen, Versuch einer Geschichte der Stadt Ravensburg 1830. S. 465. Nach Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben. Freiburg 1861. II, S. 7 Anm.

191, 35 sehen: Usener, Christlicher Festbrauch. Bonn 1889. S. 48 bis 51.

191, 39 Abend: Usener. S. 71. Ganz in derselben Weise hieß später ein jedes Christgeschenk in Hamburg (Beneke, Hamburger Gesch. u. Denkw. 2. A. 1886. S. 428/29) kurzweg ein „Kinjees" und man sagte: „He kriegt en goden Kinjees." Dafür kam auch Klinggeest vor.

192, 33 einziehe: Usener, Christlicher Festbrauch. S. 45/48.

192, 39 Gevärd: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 11/12.

193, 4 1523: Höfer in Bartschs Germania XVIII, S. 1.

193, 24 Titulo 17: Kißling, Von heil. Christ-Geschencken. Wittenberg 1737.

194, 29 Württemberg: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 12.

196, 14: führen: z. B. das Lebzeltenstreichen, d. h. Zweigschlagen, um dafür Pfefferkuchen zu erhalten, das der Rat der Stadt Augsburg 1538 verbot. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben II, 453.

196, 24 verschaffen: Eberhard, Neueste Ansicht. 1799. S. 40.

196, 27 hatte: Robert König im „Daheim" 1883. Wie alt ist der Weihnachtsbaum? Der Band ist erhalten in der Bibliothek der Michaeliskirche zu Zeitz. Die Predigten handeln über Evang. Joh. 5, V. 1 bis 14.

197, 25 lassen: Zitat nach Praetorius, Saturnalia. Leipzig 1663, propositio XXIV (fälschlich XXIII überschrieben): „Aber höre, was davon halte Stringenicius p. m. 95. Conc. V. D' Christbürden."

198, 4 weiter: Stringenicius p. m. 104 etc. conc. V. Der Christbürden: vom andern Pünktlein, nach Praetorius Sat. prop. 39.

198, 12 waren: Weinhold, Weihnachtsspiele. Graz 1853. S. 34 f.

198, 18 Liede: S. 38.

198, 24 beschlagen: Was Weinhold bestimmt anzunehmen, das Christkind sei an Berchtas Stelle getreten, hat er leider versäumt, anzugeben. Der Wagen gehört dem Nikolaus zu. Vgl. S. 35, 14 Milchkärle stürzen und 35, 35 Wagen des hl. Nikolaus.

198, 27 Aepfel: Mosen, Die Weihnachtsspiele im Sächsischen Erzgebirge. Zwickau 1861. S. 3.

199, 25 vermelden: Daheim 1884, S. 191, mitgeteilt von Johannes Bolte; die Rechnungen finden sich im Königlichen Archiv in Dresden.

200, 9 beimische: De festis et praecipuis anni partibus liber . . . Autore Matthaeo Dressero, Anno MD.LXXXIIII. Natalis Christi. (Das Buch ist ohne Seitenzahlen.) VIII. Donatio sancti Christi: Solent Christianorum pueri puellaeque, in vigilia praesertim natalis Christi, magno desiderio expectare munera Christi, quem alibi cum curru onusto per tegulas et fenestras ingredi tanquam tonitru: alibi cum angelorum comitatu solenniter singulas domos obire opinantur: ubi si probos et precum Christianarum gnaros invenit liberos, dona illis distribuit varia: crepundia, cistellas, vestes, ciconias, oves, equos, vehicula, poma, pyra nuces, melicerides, et id genus ludicra alia. Idque eo pertinet, ut adventum Christi avidius desiderent, atque expectent liberi; Tum ut ad respondendum advenienti Christo totis animis parent. Additur inter munera Christi plerunque, etiam virga, ut metu castigationis facilius se regi, flectique patiantur liberi et bonis semper aliquid mali misceri discant.

200, 23 Häuser: Joachim Hildebrandi, de diebus festis libellus (Helmstädt 1701, nach dem Abdruck bei Volbeding, Thesaurus commentationum selectarum. S. 10/11). § 8. Denique in nostris ecclesiis nocte natali parentes varia munuscula: crepundia, cistellas, vestes, vehicula, poma, nuces etc. liberis suis donant, quibus plerumque virga additur, ut metu castigationis eo facilius regantur. Dantur haec munuscula nomine S. Christi, quem per tegulas vel fenestras illabi vel cum angelis domos obire fingunt. Mos iste similiter

a saturnalibus gentilium descendere videtur, in quibus ethnicos sportulas sive varia munera ultro citroque misisse, antiquissimus patrum Tertullianus meminit in lib. de. persecut. Für Kißling (Von heiligen Christ Geschencken. Wittenberg 1737), der aus derselben Quelle schöpfte, ist die Rute ebenfalls Züchtigungsmittel. Zu den Geschenken gehört die Rute zum Schlagen (virgula ut castigationis metu facilius se regi patiantur). Die Kinder erhalten sie selbst geschenkt. Auch dieser Brauch hat sich forterhalten. In Meiningen drohte die Mutter dem ungezogenen Kinde noch in den achtziger Jahren: „Du bekommst eine Rute zu Weihnachten." (Dem Verfasser mitgeteilt von Dr. Gustav Keyßner.)

200, 32 verehret: Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsaß-Lothringens. VI. Jahrgang. Straßburg 1890. S. 67. Herausgegeben vom Verfasser. Da der Text vorher und nachher sich auf die Kirche bezieht, so ist die Bescherung selbst ebenfalls dort zu denken.

201, 1 ist: Saturnalia, prop. XXIV (fälschlich XXIII überschrieben).

201, 7 an: Sat. prop. 39.

201, 28 Pein: Sat. prop. 39.

201, 30 Vollkommenheit: G. Grabow, Danck-Opffer. 1680. S. 51 bis 52.

202, 6 beschereet: Curiöser Bericht, wegen der schändlichen Weynacht-Larven, herausgegeben von MM. Leipzig 1702. S. 28.

202, 11 darüber: Joh. Christophori Wagenseilii de civitate Noribergensi Commentatio. Altdorfi Noricorum 1697. S. 112. Ea quoque persuasio tenet infantes, Christum puerum ad bajulandas quas ille emit merces, pedissequum habere S. Nicolaum, atque hunc semper bellaria aliqua a venditoribus accipere pro mantissa, unde talia, boni ominis causa, et quasi quaedam promulsis, cum festum natalitium in propinquo est, dormientium cervicalibus clanculum solent supponi, eaque S. Nicolao accepta feruntur. Quare huic praecipue Divo, ista persona infantulis munuscula largiendi imponatur, vulgo ignorant. Ego existimo antiquissimis instituti autoribus in mente fuisse S. Nicolaum Myrae Episcopum, de quo est apud Historiae Ecclesiasticae Scriptores, et ex iis in Breviario quoque Romano, ipsum adolescentem, parentibus orbatum, facultates suas pauperibus distribuisse. Cumque Patarae in Lycia (quam urbem ille patriam habuit) civis quidem egens, tres filias iam nubiles, in matrimonio collocare non posset, earumque pudicitiam prostituere cogitaret, re cognita Nicolaum, clam per fenestram tantum pecuniae in pauperis domum iniecisse, quantum uni virgini dotandae sufficiebat: idque cum iterum et tertio ille fecisset, tres istas virgines honestis viris in coniugium datas esse. Sic, quod vivus egit Nicolaus, eum post fata identidem repetere, narrabatur quondam, ceu mea fert coniectura, aurem sedulo praebentibus infantibus, inter Milesios sermones, cuius tamen apologi notitia postea penitus periit, solumque Nicolai nomen tulit aetatem.

203, 9 Troja: ebenda S. 111—112. Ergo ista deinde nocte parentes liberorum tenellorum magnas paropsides, quas illi vesperi horrentes trementesque sed et gaudentes simul, in mensis inanes exposuere variis donariis accumulant, ob quae infantes sub

diluculum, tanquam a Christo puero coelitus munera ista depluissent, aut ab illo in paropsides conjecta essent, ita gestiunt, ut vix apud se sind prae laetitia. Universo prope anno, maxime vero (112) mensibus ante festum proximis, spe lactantur, relaturos illos praemia insignia, si pietatem colant, morigeros in rebus omnibus, et in discendo sedulos se praebeant, atque hinc nulli magis compositi sunt Noribergensium liberis, et cum festum θεοφανίας in carne imminet, non dies tantum sed prope momenta singula, ad digitorum articulos solicite dinumerant ac tantum non expectatione et desiderio conficiuntur. Quin imo invaluit consuetudo, non tenellam tantum et decipi aptam prolem, sed et maiores natu liberos, et quicquid est domesticorum, donis illa die prosequi. Est hic modus plane egregius, in officio continendi totam familiam: nam, prout quisque promeruerit, ita donatus abire solet, et adeo patres matresque familias etiam, sese mutuo muneribus exhilarant: ac dicat quis, tum Noribergae aliquantis per repuerescere omnes homines. Certe, pueri puellaeque ingenti voce gestuque:

Ingeminant plausum, Tyrii Troesque sequuntur.

203, 15 Jahrhunderts: Kißling, Von heil. Chriſt-Geſchencken 1737.

203, 38 Geſchencken: Q. D. B. V. De Muneribus quae propter diem natalem servatoris nostri dari solent. — Von Heil. Chriſt-Geſchencken. — Praeside Christiano Specht, philosophiae atque iurium doctore huiusque civitatis senatore extraord. in auditorio ictorum ad diem XVI. Februarii MD.CCXXXVII. publice disseret Carolus Gottfried Kisslingius Zittaviensis. Vitembergae. Ex. off. Ephraim Gottlob Eichsfeldii. (36 S.)

204, 37 luminarium: nach Eberhard, Neueſte Anſicht 1799. S. 33.

205, 3 Stuba: Uſener, Chriſtlicher Feſtbrauch 45—48.

205, 6 bekannt: J. Joachim Schmidt. De prima festorum dierum et natalium in primis servatoris origine, Stolberg 1757. Ilefelder Feſtrede. Er empfiehlt den Brauch als eine alte kirchliche Sitte.

205, 13 geſetzt: 1799 bezeugt durch Eberhard, Neueſte Anſicht . . . der Sonn- und Feſttage, S. 29. Aus Holſtein. Das Fortleben des Brauches dort erwähnt Handelmann, Weihnachten in Schleswig-Holſtein, 1866. S. 37.

205, 18 Lampe: K. Bartſch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II. Wien 1880. S. 231. Ein Reſt der Erneuerung des Feuers am Jahresanfang iſt wohl noch, daß am Weihnachtsabend im Schloſſe zu Deſſau nie Kerze noch Feuer brennen darf (Kuhn und Schwartz, Norddeutſche Sagen, Märchen und Gebräuche, S. 486). Auch Skandinavien kennt den Brauch. — „Ueberdieß hatten die Weiber ein Brot gebacken in Geſtalt eines Ebers, welches ſie Julegalt genannt, das hernach von den Ackerleuten und Pferden verzehret, theils mit dem Saamen aufs Land geſtreuet worden. Die Bauern und andere backen auf den Chriſtabend annoch den Julegalt, legen ihn die 12 Eßtage über auf den Tiſch, vom 25. Dec. bis 13. Jan. und heben ihn auf bis zur Saatzeit. Der Tiſch bliebe das ganze Feſt über gedeckt, und was ſie von der Zeit mit Eſſen, Trinken, Schlafen nicht paſſirten, das brächten ſie vollends mit Spielen, Julelecker genannt, zu. Sie em-

pfingen die wiederkommende Sonne mit angezündeten Wachskerzen und schickten einander Geschenke zum neuen Jahr, die sie Julegäfwor und Nyärsgäfwor hießen" (Rudbeck bei W. E. Tentzel, Monatliche Unterredungen einiger guter Freunde. Mai 1690. S. 458). Der Brauch war noch erhalten im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts (Finn Magnussen im Lexicon mythologicum gibt an [1051] iam ubique in Suecia ac partim in Norwegia et quondam in Islandia pyrae, faces et luminaria splendent).

205, 34 neigen: Karl Lachmann, Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. 5. Ausg. Berlin 1875. S. 18:

Mir hât ein lieht von Franken
der stolze Missenaere brâht:
daz vert von Ludewige.
ichn kan ims niht gedanken
sô wol als er min hât gedâht,
wan daz ich tiefe nige.
künd ich swaz ieman guotes kan,
daz teilte ich mit dem werden man.
der mir sô hôher êren gan,
got müeze im êre mêren . . . . . .

und ebenda S. 84:

. . . . Ir hânt iuwer kerzen kündeclîchen mir gesendet.
diu hât unser hâr vil gar besenget an den brân,
unde hât ouch uns der ougen vil erblendet:
doch hânt si mir des wizen alle vil gewendet.
Sus min frum und iuwer êre ir schilhen hât geschendet.

lieht und kerze an beiden Stellen sind nicht ganz sicher bezeugt. Lachmann bemerkt dazu S. 200: „Ein symbolischer Gebrauch, daß der Geber zum Zeichen der Begabung eine Kerze bis zu dem Beschenkten gehen läßt, muß der sprichwörtlichen Bezeichnung des Geschenkes zum Grunde liegen, ist aber bis jetzt nicht nachzuweisen". Diese Schwierigkeit wäre wohl mit den ziemlich zahlreichen angeführten Stellen, welche freilich alle aus neuerer Zeit stammen, gehoben.

206, 6 mir: A. Kestner, Goethe und Werther. Stuttgart und Tübingen 1854. S. 111.

206, 7 Weihnachten: Eberhard, Neueste Ansicht u. s. w. Eine Stelle in Goethes Briefen an Frau von Stein vom 14. Dezember 1812 (herausgegeben von A. Schöll, Weimar 1851, Bd. III, S. 435) gehört ebenfalls hierher: „Der vorjährige Wachsstock ging eben zu Ende, nun kommt ein frischer in einer sehr schönen Sicherheits-Hülle: herzlichen Dank! so wie für das Papier. Es möchte wohl das erste und letzte Geschenk des heiligen Kristes sein, der freilich nicht viel Ursache hat, mich zu beschenken." Auch Lotte verspricht Werther „ein Wachsstöckchen und noch was." Vgl. Anm. zu 263, 37.

206, 23 über: Von meiner Schwester Sophie. 1883.

206, 29 Almosen: Handelmann, Weihnachten in Schleswig-Holstein. 1866. S. 37.

206, 35 Gedichten: Deutsche Literaturdenkmale des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert. Heilbronn 1885.

207, 15 haben: Birlinger, Aus Schwaben II, S. 11.

208, 4 Gaſſen: Birlinger a. a. O. II, S. 155—56.

208, 7 folgendermaßen: Joh. Christophori Wagenseilii de civitate Noribergensi Commentatio. Altdorfi Noricorum 1697. S. 111. Porro, diebus aliquot ante Festum, quo Christi Domini ἐνσάρκωσιν pie celebrant Protestantium Ecclesiae, instituuntur in hoc Foro, Nundinae Natalitiae, quae der Kindleins Marck vel potius plene der Chriſtkindleins Marck vulgo vocari solent. Tota prope area tum referta est tabernis ligneis, pro tempore excitatis, in quibus omnis generis merces, et, ut verbo dicam, quicquid in usum et delectationem infantum, quin et adultorum quoque, voto expeti, cogitationeque fingi potest, venum exponitur. Solent ad nundinas has spectandas, non tantum ex Urbibus vicinis inferioris conditionis homines, sed et quandoque viri Principes confluere. Noribergensium vero infantilem aetatem quae nondum aere lavatur, persuasio tenet, ipsum Christum puerum hic ea mercari, quae postea nocte Natalitiorum diem antecedente, inter ipsam sit distributurus.

208, 27 aufgeſchlagen: Beneke, Hamburgiſche Geſchichten und Denkwürdigkeiten. 2. Aufl. 1886. S. 423—24.

208, 29 nannte: Beneke, Hamburgiſche Geſchichten und Sagen. 3. Aufl. Berlin 1886. S. 158.

208, 32 Frankfurt: A. Keſtner, Goethe und Werther. Stuttgart und Tübingen 1854. S. 114.

209, 1 Chriſtmarktes: Otto Moſer, Weihnachten und Neujahr in Leipzig vor hundert Jahren. Leipziger Tageblatt, 24. Dez. 1885.

209, 37 Weihnacht-Abend: Tiecks geſammelte Novellen. Breslau 1835. Zweites Bändchen.

212, 22 Arbeit: Eberhard, Neueſte Anſicht und Beleuchtung der Geſchichte der Sonn- und Feſttage. Erfurt 1799. S. 36—37.

212, 27 erſchienen: Cont. lib. 6, cap. 34, p. 305. Caſſel, Weihnachten C.

212, 35 Aberglauben: von Heinrich Ludwig Fiſcher. Neue verbeſſerte Auflage. Leipzig 1791. S. 329.

213, 15 mir: A. Keſtner, Goethe und Werther. Stuttgart und Tübingen 1854. S. 111.

213, 17 hätte: A. Keſtner a. a. O. S. 114.

213, 23 Theil: A. Schöll, Goethes Briefe an Frau von Stein. Weimar 1848. Erſter Band. S. 381.

213, 26 werde: A. Schöll a. a. O. II, S. 130. Ebenda am 26. Dez.: „Deiner ſüßen Liebe ſchönes Zeichen und einige Frankfurter Marzipan ſchicke ich Dir. Auch das verlangte Kupfer erſetze meine Faulheit.“

213, 29 Dir: A. Schöll a. a. O. III, S. 212.

213, 36 Beſcherung: Charlotte von Schiller 2, S. 317.

213, 38 Beſchreibung: Otto Moſer, Weihnachten und Neujahr in Leipzig vor hundert Jahren. Leipziger Tageblatt 1885, 24. Dez.

215, 12 aufzufinden: Die Weihnachtsfeier. Ein Geſpräch. Von Friedrich Schleiermacher. Halle 1806. S. 4 ff.

215, 16 Mauſekönig: Berlin 1816.

216, 8 war: Handelmann, Weihnachten in Schleswig-Holſtein. 1866. S. 38. Schütze, Holſteiniſches Idiotikon I, S. 19; IV, S. 65.

216, 13 war: Ein früherer Prediger in Walsbüll, Probstei Flensburg, berichtet folgendes (Slesvigske Provindsialefterretninger IV, S. 368. Handelmann, Weihnachten in Schleswig-Holstein, S. 39): „Eine kleine Freundin erzählte mir, wie sie nachts aufwachte, da rasselte etwas am Fenster, und als sie aufsah, war etwas Weißes draußen: das war das ‚Kindchen', und richtig! am anderen Morgen lagen einige Kuchen und ein neues Gesangbuch auf dem Teller."

216, 20 niederlegte: O. von Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen. Prag 1882. S. 553 und 554.

218, 27 Das Lied wurde Ende der dreißiger Jahre in Dresden vor Weihnachten in der Schule eingeübt. Mir mitgeteilt von meiner Mutter. Im Hause meiner Großeltern war das Lied bei der Bescherung üblich. Die im Text fehlenden zwei Zeilen sind:

Und aufs beste uns bemühn,
Alles, was sie kränkt, zu fliehn.

Sie gehören an das Ende von Strophe 6, deren beide Schlußzeilen hingegen an das Ende von 5. Strophe 7 hat zwischen 5 und 6 zu stehen.

VIII.

Die blühenden Bäume der Weihnacht.

220, 9 Mannhardt: Germanische Mythen. S. 470, Anm. 1.

220, 16 Baum: Perceval v. 34414 nach Alwin Schulz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. Leipzig 1889. I. S. 364.

220, 18 erwähnt: Durmars le galois, 1512 ff., 155 60 ff. und 158 17 ff.; nach Alwin Schulz a. a. O. Vgl. dazu Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. 5. Aufl. Bonn 1878. S. 572.

220, 32 dient: Parcival 82, 21; ed. Lachmann. 4. Aufl. Berlin 1879. S. 49.

„der vinster man vil gar vergaz,
dâ min hêr Gahmuret dort saz,
als ez waer tac. des was es nieht:
dâ wârn ave ungefüegiu lieht,
von kleinen kerzen manec schoup,
geleit ûf ölboume loup."

221, 29 es: Auffeß und Mone, Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters III. Nürnberg 1834. Spalte 10. Wohl aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Quodam enim tempore, dum adhuc iuvenis esset, in die natalis domini venit qui diceret coram ea sedente in mensa, quod arbor una cerasus stans in horto recentibus esset floribus decorata. Quod audiens misit ad considerandum, si praedicti flores in inferiori aut in superiori parte arboris pululârent. Qui missus fuerat, renunciavit arborem in ramis inferioribus florescentem. At illa, signum est, inquit, mortalitatis futurae. Multi enim pauperes morientur isto anno. Et sic, ut praedixerat omnino evenit.

221, 39 vorzutragen: Combefis, Bibliotheca patrum I, 199, nach P. Cassel, Weihnachten. S. 133.

222, 20 erwähnt: Vgl. Weinhold, Weihnachtspiele und Weihnachtlieder. Graz 1853. Ferner das Gedicht „Von dem Holze des Heiligen Kreuzes" (niederdeutsch. Gedruckt aus dem Harte Bok bei Raphorst, Hamburgische Kirchengeschichte Teil I. Band 4. S. 202—22 [768 Verse], Von der Hagen und Büsching, Literarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie. Berlin 1812. S. 297). Darauf bezieht sich auch der Schluß der Dichtung, Das Leben Adams und Evas von Lutwin (Hagen und Büsching, Literarischer Grundriß. 1812. S. 453—54).

Die zweige beide künftig waren,
Was des todes was verfaren,
Das das von den zwigen beiden
Von dem tode würde gescheiden . . . .
Wie vnser herre Jhesum Crist
An dem zwige die martel leit,
Das wurd von mir nu nit geseit . . .

S. auch Mone, Schauspiele des Mittelalters. Karlsruhe 1846. II. S. 45 f. Friedreich, Symbolik der Mythologie und Natur. 1859. S. 178—79. Ferd. Piper, Evangelischer Kalender 1863. S. 52 ff. 74.

222, 23 solche: Ausgabe von Liebrecht. Hannover 1856. S. 25.

222, 25 sei: Sed et alii dicunt, Adam de Paradiso tulisse pomum vel surculum igni vetiti, ex cuius sementi fuit crux, ut unde mors oriebatur, inde vita resurgeret. Dieselbe Geschichte steht auch (nach S. 125, Anm. 46) in der Legenda aurea, cap. 68, bei Gottfried von Viterbo, P. XIV, p. 346 ff.

222, 26 selbst: Liebrecht a. a. O. S. 125.

222, 31 werden: Liebrecht a. a. O. gibt noch eine Fülle einschlägiger Nachweise.

223, 7 frist: Ein Weihnachtsspiel aus einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts u. s. w. Herausgegeben von Dr. K. W. Piderit. Parchim 1869.

223, 27 erscheine: Serantur oderiferi flores et frondes; sint in eo diversae arbores et fructus in eis dependentes ut amoenissimus locus videatur. Nach Schröer, Deutsche Weihnachtspiele. Wien 1858. S. 35.

223, 30 erhalten: Schröer, Deutsche Weihnachtspiele. S. 36.

223, 33 getragen: a. a. O. S. 139. Das geht daraus hervor, daß an dieser Stelle von dem Sichneigen des Baumträgers die Rede ist.

224, 9 davon: Schröer a. a. O. S. 32.

224, 21 war: Schröer a. a. O. S. 10.

224, 22 1846: Gesellschaft 146, Nr. 170.

224, 25 Paradeisspiel: Aus dem Paradeisspiel ist der Tannenbaum wohl auch ins Krippenspiel eingedrungen. Nach Paillers Schilderung gehörte zu diesem ein schlanker „Maibaum", mit einem Tannenwipfelchen gekrönt, auf den ein Knabe kletterte (W. Pailler, Weihnachtlieder aus Oesterreich. Innsbruck 1881. S. XVII).

224, 36 geneigt: Sozomenus, Kirchengeschichte V, S. 20, nach Joh. Olorinus Variscus, Centuria Arborum Mirabilium. Magdeburgk 1616. S. 28.

224, 39 Dattelbaum: S. d. Cherry tree carol bei Sandys, Christmastide, its History, Festivities and Carols. London 1860. S. 200.

224, 40 gleichfalls: M. Henricus Bunting, Itineratio sacra scripturae, fol. 5, part. alt. nach Joh. Olorinus Variscus a. a. O. Eine Variation gibt Radzivill im sechzehnten Jahrhundert in seiner Reise nach Jerusalem. (Nicolaus Christophorus Radzivilus, Itinera. Hierosoly. fol. 172, 173 nach J. Olorinus Variscus a. a. O. S. 28—30.) Nach ihr hätte auf der Flucht nach Aegypten ein Baum der Maria mit dem Kinde in seinem Stamme Herberge geboten. 1616 gibt Johannes Olorinus Variscus die Sage nach den älteren Quellen in seiner Centuria Arborum Mirabilium. Magdeburgk 1616. S. 28 ff.

225, 2 geneiget: Saturnalia. Prop. 26.

225, 4 sein: Saturnalia. Prop. 5.

225, 4 Sage: A. Stöber, in der Zeitschrift für deutsche Mythologie I, S. 402.

225, 13 neigt: Schröer, Deutsche Weihnachtspiele aus Ungern. Wien 1858. S. 139.

226, 13 habe: Handschrift Nr. 4899, fol. 312, nach v. Perger, Deutsche Pflanzensagen. (Stuttgart und Oehringen 1864.) S. 57.

226, 15 Nürnberg: F. A. Reuß, Kleine Beiträge in dem Jahresbericht für den historischen Verein für Mittelfranken. 1859. S. 95.

227, 15 ist: Paulis „Von schimpff und ernst" erschien in Straßburg bei J. Grieninger 1522. Die Stelle steht Bl. CIVb. Von dem weihenachttag:

227, 33 verschoben: Citat nach Johannes Olorinus Variscus in der Centuria Arborum Mirabilium. Magdeburgh 1616. S. 2: „Solches bezeuget auch der vmb die Lutherische Kirche wolverdiente Mann M. Gregorius Strigenicius in seinen Weynacht Predigten, De modo nativitatis Christi (Fol. 175), do er also hievon schreibet."

228, 22 Urbium: Verf. benutzte die vermehrte Ausgabe von 1610 (Franckfurt a. M.) Da steht die Stelle S. 214—15.

229, 6 1616: Johannes Olorinus Variscus in der Centuria Arborum Mirabilium, das ist: Hundert Wunderbäume auff dem Grunde vnd Boden deß grossen Weltgartens vnsers HERREN Gottes gewachsen (Magdeburgk 1616. S. 0—2). Er kennt außer Sauer noch den Bericht von Gregor Strigenitz. (Allerley Wunder Epffel. — 1. Heilige Christ Epffel. — Apffelbaum, welcher in der Heiligen Christnacht Epffel tregt. — M. Abraham Saurius [pag. 214—215] in seinem Theatro urbium schreibet, Das nicht weit vom Flecken Trebur am Reimstrom ein Apffelbaum stehe, welcher alle Jahr in der Christnacht Epffel trage, wie er sich dem der wegen auff eine gemeine Bürgerschafft, vnnd alle vmbliegende örter daselbst berufft: Welcher Epffelein fast alle Jahr dem Durchleuchtigen, Hochgebornen Fürsten vnnd Herrn, Landgraff Georgen zu Hessen, etc. Geschicket werden, welcher sie zu grossen Wunder, andern Fürsten vnd Herrn zu zeigen gepflegen. — — Wenn ein gut Jahr fürhanden, so werden die Epffel so gros als eine Bone, doch an gestalt als ein Epfflein mit Blumen, stiel, vnnd andern, hart vnnd steiff, sonst als ein Erbes. In einer stunden bekömpt der Baum Blüet vnnd Obst, welches alle Jahr mit besondern fleiß von den Einwohnern Observiert wird.)

229, 9 herausgab: Straßburg und Franckfurt, In Verlegung Si-

monis Paulli. Auch unter dem Obertitel Germania nov-antiqua, das ist u. s. w. Bd. 1. S. 485: „Nicht weit von Tribur stehet ein Apfelbaum, welcher alle Jahre in der Christ Nacht Aepffel trägt: Wann ein gutes Jahr vorhanden, so werden sie groß als eine Bonen, doch an gestalt als ein Aepffelein mit Blumen, Stiel und andern, hart und steiff: Zu andern Jahren aber, als ein Erbis. In einer Stund bekompt der Baum seine Blühe und Obs, welches alle Jahr nach dem Alten Calender mit sonderm fleiß von den Inwohnern observirt wird. Sonsten im Jahr trägt er Wilde Holtz Aepffel, die nach ihrer Art andern gleich seyn: Wie nicht allein gemelter Saur (In parvo theatro urbium) solches bezeuget: sondern mir auch ein vornehmer Freyherr, so neben etlichen Meintzischen und Darmstädtischen Rähten und vom Adel in einer Christ-Nacht daselbsten sich befunden, vermeldet und diß hoch betheuert hat."

229, 11 Bäumen: pag. mihi 45—46. Citat nach Prätorius Saturnalia. Leipzig 1663. Prop. III, S. 49.

229, 39 an: Prop. III, S. 49.

230, 19 1694: in seinen Deliciae Biblicae. Dresden und Leipzig. V. 1694. S. 472 ff. Der Bericht ist nahezu gleichlautend mit Prätorius, nur etwas gekürzt.

231, 17 worden: Citat aus Joh. Christophori Wagenseilii, De Sacri Rom. Imperii libera Civitate Noribergensi commentatio. Altdorfi Noricorum 1697. S. 76—77. Occasio sermonis postulat, ut pulchrae rei, quam territorium Noribergense profert, adjungam solidum, ex multorum narratione, miraculum. Ejus noctis medio, quae diem, qua nativitatis Christi Servatoris secundum Julianum Calendarium, memoria celebratur, antecedit, alicubi arbores quaedam pomiferae primum frondent, deinde efflorescunt, et mox poma edunt, cerasorum magnitudine. Fidem res invenit apud Venerabilem et clarissimi nominis Joh. Michaëlem Dilherrum nostrum, eumque permovit, ut in libro der Betrachtungen des Lebens des HErrn JEsu, wie auch seiner Apostel, pag. 350, scriberet: Nicht weit von u. s. w.

231, 21 Herffeld: Bremen 1697. S. 26b.

231, 27 getragen: (In Theatro urbium, p. 151. S. Happelii Curios. Relat. p. 60 et 223.)

232, 3 thut: (In oper. hor. succis. part. 2. cap. 95.)

232, 7 Leuten: Aus diesem Buche entlehnte in unsrem Jahrhundert J. W. Wolf die wundersame Erzählung für seine Hessischen Sagen. Leipzig-Göttingen 1883. S. 134, N. 214.

232, 10 sind: Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. I. S. 106. Notiz von Reuß: Responsio ad punctum de pomis vulgo Dräutleinsapfel, quam investigando accepi a viris duobus senibus sensatis et fide dignissimis, senatoribus Lohranis. Referunt hi, quod olim celebris de hisce pomis rumor fuerit, qui iam nunc nonnihil evanuit. Refert Joannes Goebell, se eiusmodi poma habuisse in suismet manibus et passim nocte nativitatis Domini fuisse reperta supra nivem et Herbipolim non semel eiusmodi fuisse allata, flores se nunquam vidisse; meminisse etiam sese, quod satrapae Lohrani ipsa nocte nativitatis Domini extra civitatem sub dictis arboribus permanserint, ut eadem poma invenirent. Dicit

etiam, olim fuisse talem arborem in pascuo dicto kälberwiesen, item modo talem videri in via ex civitate versus sacellum s. Valentini ad dextram e regione vineae eminentissimi Electoris Moguntini, in quodam pomario, semet ipsum quoque talem arborem habere in pascuo prope molam chartaciam, indeque nominari Dräuts appfelbaum. (An die Ableitung von druhtin [Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. 5. Aufl. Bonn 1878. S. 572] ist wohl nicht zu denken. Näher läge schon der oberdeutsche Ausdruck für Hexe: drude.)

233, 24 worden: Vollgnad hat davon sogar eine Abbildung gefertigt, die Sachs auch wiedergibt. Sie zeigt zwei verschrumpfte Aepfelchen von dem Durchmesser von etwas über anderthalbem Centimeter . . .

234, 13 gewachsen: Miscellanea Curiosa Medico-Physica Academiae naturae curiosorum, sive Ephemeridum medico-physicarum Germanarum curiosarum Annus secundus Anni scilicet MDCLXXI . . . Francofurti et Lipsiae Anno 1688. Mir war nur diese zweite Auflage zur Hand. Die Zeitschrift ist gewöhnlich unter den irreführendsten Abkürzungen angeführt. Hier steht die Stelle Annus secundus, Observatio 252. Philipp Jakob Sachs war 1627 geboren und starb schon 1672. Die zweite Auflage des ersten Bandes der Miscellanea Curiosa Medico-Physica ist von 1684 und führt den Titel: Miscellanea Curiosa sive Ephemeridum Medico-Physicarum Germanicarum Academiae Naturae curiosorum Decuriae I. Annus Primus Anni MD.CLXX u. s. w. Francofurti et Lipsiae MDCLXXXIV. Die Observatio CCLII. D. Philippi Jacobi Sachs a Lewenheimb. Poma Hyberna Silesiaca . . . Quid de his Voigtlandiae Pomis notaverit Dn. D. Henric. VOLLGNADIUS Collega curiosus et sedulus in colligendis Miscellaneis curiosis meus collaborator, lubet ipsius Relationem subjungere: Pagus est in Voigtlandia uno milliari a Gera civitate situs celebris ab arbore quadam Poma ferente nocte natalitia. Fidem huic re memini conciliasse non exiguam venatorum quendam Magistrum ibi ob demandatam vicinarum sylvarum praefecturam habitantem: is circa annum 1657 similia Poma non pauca ipso Nativitatis Festo supra nives collecta, Serenissimo Principi Saxo-Altenburgico FRIDERICO WILHELMO beatiss. memoriae in scatula pro re impense mira transmiserat Altenburgum, quae deinceps in nonnullas alias aulas multa cum admiratione distributa fuerunt. Effigiem eorum ex archetypo ad vivum delineatum, hic rursus aere incidere curavimus (v. Fig. I) cui nihil deficit praeter colorem, qui in una parte flavus in altera ruber erat. Haec Poma quanquam mihi deinceps Altenburgi viventi a Serenissimi Principis Chirurgo monstrarentur, adduci tamen non potui, ut fabulae de his Pomis disseminatae quicquam fidei tribuerem, nisi in gratiam referentis. Factum deinde Anno MDCLX cum forte fortuna in eodem Festo natalitio in praedicto pago iter faciens hospitarer, sicque occasionem adipiscerer accuratius in (373) relationis veritatem inquirendi, venatorem praesentem, qui in supra memorati locum suffectus erat, adivi de pomorum statu percontaturus. Tunc ille subridens, fabulam esse fatetur, quam antecessor ejus

disseminaverat, et cum me in Templi ruinas bello et vetustate diruti deduxisset, monstravit malum sylvestrem annosam, inquiens, ecce arborem tam miraculosam insolitos fructus ferentem. Contingit, pergebat ille, ut aliquando diluculo Natalitiorum apparente, ejusmodi Poma sub arbore in Nivibus reperiantur, sed quae non in ista nocte prognata sunt aut maturuerunt, verum quae ante ibi quaesita fuerant. Solent etenim, quod vulgo rusticorum notum est, Pomi sylvestres fructus nonnunquam globatim ex eodem ramusculo fructus proferre, quae ob id ad debitam magnitudinem excrescere non possunt, nihilominus ob defectum nutrimenti lentorem potius, quam maturitatem adipiscuntur, neque vero cum reliquis maturis debito tempore decidunt, immo in ramis haerent, donec frigore et ventis (quae circa Natalitia Festa increbescunt) deturbentur, unde superstitiosum vulgus dum Festo Nativitatis aliquando talia Poma in nivibus reperit, eadem nocte quoque nata esse credit. Hactenus Dn. D. Vollgnadius.

234, 38 Stelle: Missis his Natalitiis Pomis ad Hyberna Poma SILESIAE me confero. Observata illa Poma fuerunt mense Decembri diversis in locis in Superiore SILESIA Anno MDCLXXI et cum stupore quodam cum ramulis decerpta hinc inde transmissa, imo non solum Vratislaviam, sed Viennam quoque in Aulam Caesaream. Contigit ut Nob. Dn. Nestorius a Creuzenfeld summus Teloniorum in Silesia Caesareus Collector tum temporis in Ducatus cognomine Urbe Teschen degeret, qui Naturalium Curiositatum avidissimus varios surculos cum Pomis hybernis decerpsit, et accurate omnia inquirens, tum surculorum, tum pomorum bonam partem secum Vratislaviam reportans mihi dono offerret. Asseruit talia Poma inventa fuisse in duabus arboribus in pago Baranowiz uno milliari a Sora distante, et Dn. de Wurben subjecto: dein Freistadi 2. a Teschen milliar. in 3. arboribus: potissimum tamen in 5. arboribus in montibus Carpathiis gelidissimis ventis perviis prope Urbem Teschen, ubi in maxima copia inventa fuerunt. Cortices arborum visi quasi conglaciati, interiora tamen, una cum medulla vivida et succolenta inventa fuerunt. Ex surculorum summitatibus prodeunt, et sine pediculo quasi ligno insident poma, nunc temporis corrugata, quae pleraque pisum magnitudine adaequant, oblata tamen duo vel (374) tria, quae nucem avellanam accedunt, instar genuinorum pomorum externe flavescentia dimidia ex parte, ab altera rubescentia. Incisa poma majora initio pulposa inventa fuerunt, saporis subdulcis, cum arillis nigris maturitatis signo. Eorum delineationem exhibere placuit Fig. II. (Die Abbildung zeigt einen dürren Aſt, an deſſen Enden fünf Knöllchen ſitzen. Zwei weitere Knöllchen ſitzen daneben. Wenn es Aepfelchen ſind, ſind ſie wenigſtens ſehr ſtark vertrocknet.) De horum Pomorum extraordinario proventu varia facta fuerunt indicia. Quidam malorum Auruspices Prognosticon inde subsecuturae Pestis ex his malis divinare voluerunt, sed

Mala hyberna aegris nulla dedere mala.

Pariter ut Unzer in Cataptro Loimode lib. I. c. 21 p. 130 (gemeint ist Matthias Untzerus, Κατόπτρον λοιμώδες seu de pestifera libri tres, die mir jedoch nicht zugänglich waren. Ueber den Autor siehe Henning Witte, Diarium bibliographicum, Gedani 1688) rosarum, violarum, aliorumque florum sub Autumni tempus novam progerminationem inter signa futurae pestis refert, quae tamen Signa absolute semper vera non sunt: nam ob inaequalitatem anni temporum et alias circumstantias praeterito Anno quibusdam in locis cerasi arbores bis floruisse Vere et Autumno compertum in Silesia, nulla subsequente lue pestifera. Refert Dn. de CHILDREY in Histor. Naturali Angl. p. 93 in descript. Provincia de Surrey, esse ibidem prope Croydon Torrentem, qui u. s. w. . . .

235, 15 geblieben: Si tandem ad genuinas causas, unde horum Pomorum proventus factus sit, deveniendum (salvo aliorum Sapientum majore et prudentiore judicio) pronuntiare ausim, nihil praeternaturale hic a Natura factum: aut enim praeteriti anni verno tempore erucae copiosissimae arbores depascentes et devastantes impediverunt fructuum proventum; hinc succedente Autumno calido et humido arbores quasi revirescentes novoque balsamo vegetatae fructus hos protulerunt intempestivos et monstrosos, qui nisi omni fronde decussa arboribus et foliis spoliatis videri prius non potuerunt: aut quod adhuc magis credendum, minora ista poma cum aliis legitimo quidem tempore eruperunt, ast quod forte (375) globatim in copia protrusa fuerint, ob defectum necessarii alimenti justum augmentum capere non potuerunt et imperfecta remanserunt.

235, 21 Curiosae: Hamburg 1683. Der Erste Theil. S. 60 und S. 223.

235, 28 Antiquarius: Das ist Allerhand auserlesene Geographische und Historische Merckwürdigkeiten. Dritte Aufl. Hamburg 1711. S. 366, 339, 377, 456, 477.

235, 30 dazu: In dem Stifft Würtzburg sind zweene Bäume, die zu Weynachten natürliche Aepffel tragen, in der Gröſſe einer Welschen Nuß; um Mitternacht schiessen die Knöpffe, denen folget zur Stunde die Blüte, und gegen Morgen siehet man völlige Aepffel, am folgenden Tage aber ist nichts mehr daran zu finden. — In dem Flecken Schönberg (in der Marckgrafschaft Anspach) ist ebenfalls ein solcher Baum, der in der Christ-Nacht blühet und Aepffel träget. — In der Grafschafft Catzenelnbogen, nicht weit von dem Rhein, stehet gleichfals ein Apffel-Baum, der jährlich in der Christ-Nacht in einer Stunde blühet und Aepffel trägt; wenn ein fruchtbar Jahr zu erwarten, werden sie wie eine zimliche Bohne groß, wo nicht, so bleiben sie wie Erbsen. Im Sommer trägt dieser Baum nichts als herbe wilde Holtz-Aepffel, wiewol in ihrer vollkommenen Gröſſe, Geschmack und Gestalt. — Eine Meile von der Stadt Gera in Voigtland, ist ein Dorff, welches wegen eines Baums bekannt, der sonst ordentlich Borstörffer Aepffel träget, aber in der Nacht der Geburt unsers Heylandes fänget er absonderlich an zu blühen und trägt reiffe Aepffel. Der gemeine Mann stehet in dem Wahn, daß dieser Baum von der Geburt Christi an schon gestanden,

geblühet und Frucht getragen, solchem nach durch ein sonderbahres Wunderwerck bis auf diese Stunde wäre erhalten worden. — Freystadt eine kleine Stadt, im Fürstenthum Glogau, daselbst sind Bäume, die im December Winter-Aepffel tragen in guter Anzahl, dergleichen sind auch nicht weit von Teschen auf den hohen und überaus kalten Carpatischen Gebürge: Die Rinden dieser Bäume sind gleichsam mit lauter Eis überzogen, die Aepffel sitzen am äußersten Ende der Reißlein, und kan man nicht sehen, daß sie mittels eines Stiels daran befestiget sind.

235, 36 haben: Heffner und Reus, Würzburg und seine Umgebung, ein historisch-topographisches Handbuch. Würzburg 1852. S. 298; nach Reuß in der Zeitschrift für deutsche Mythologie Bd. I, S. 106.

236, 13 her: Eberhard, Neueste Ansicht und Beleuchtung der Geschichte der Sonn- und Festtage. Erfurt 1799. S. 45. Die beiden Notizen bei Mone, Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit 8. Karlsruhe 1839. Sp. 179 und 181, sind ganz allgemein gehalten und geben keinerlei neues Material zum Blühen der Bäume in der Weihnacht, wozu Menzel in Pfeifers Germania II. Stuttgart 1857. S. 233, sie heranzieht. — Act. acad. nat. cur. 1737. p. 276 war mir nicht zugänglich.

236, 34 Geburtsnacht: Prudentius; der Hymnus findet sich im Cathemerinon hymnus XI. Oct. Kal. Jan. ed. Cellarius p. 73. Sparsisse tellurem reor — Rus omne densis floribus — Ipsas arenas Syrtium — Fragasse nardo et nectare; nach P. Cassel, Weihnachten. Berlin 1861. S. 140.

236, 39 Advent: Usener, Christlicher Festbrauch. Bonn 1889. S. 59. Anm.

237, 2 Gedanken: Usener a. a. O. Citat des Presbyter Alsso. Der Ludus scenicus de nativitate domini der Carmina Burana (Stuttgarter Litterarischer Verein 16. Stuttgart 1847. S. 85) enthält eine Fülle solcher Beziehungen. Die Sibylla singt. Intrare gremium — flos novus veniet, Aaron bringt eine Rute, die unter elf anderen einzig blüht, spricht:

Ecce novo more frondes dat amygdala nostra
virgula; nux Christus, sed virgula virgo beata.

und weiter: Ut hic ramus viruit — non naturae copia — verum ut in virgine — figuret mysteria u. s. w.

237, 4 lautet: Catholisch Gesangbüchlein. Costantz am Bodensee 1613. S. 58.

237, 16 herfür: Hartmann, Weihnachtlied und Spiel in Oberbayern. München 1875. S. 73. — In verstümmelter Fassung bei Pailler, Weihnachtlieder aus Oberösterreich. Innsbruck 1881. S. 109, Nr. 105. — Wohl aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

237, 19 aus: Judas der Erzschelm ed. Passau 1835. 6 p. 194. Cassel, Weihnachten 140.

238, 12 fein: Das Lied erscheint zuerst im Paderborner Gesangbuch von 1616, S. 18, dann im Kölner von 1625, im Mainzer von 1628; nach Hoffmann, Geschichte des deutschen Kirchenlieds. Breslau 1832. S. 138.

238, 20 erlanget: W. Pailler, Weihnachtlieder aus Oberösterreich. Innsbruck 1881. S. 107. Nr. 103.

238, 25 Natur: Das Papistenbuch sagt um 1600, etliche berichteten: „es schlagen all Baum diese Nacht aus." (Birlinger, Aus Schwaben II, Wiesbaden 1874. S. 158.)

238, 35 trage: Propositio 8.

238, 37 wird: Prop. 16.

238, 38 Nacht: Prop. 7.

238, 39 Bäume: Prop. 65.

239, 10 anhängen: Saturnalia. S. 330.

239, 13 hat: wenigstens in der Ausgabe von 1663 in der Kgl. Bibliothek in Berlin. In dem Druck, den Cassel benutzte, ist das Akrostichon richtig.

239, 21 Kirschen: Praet. Saturnalia Prop. 82. S. 333. Seine Quelle waren Christophorus Richter Ad Calendarium anni Christi 1652 und Abraham Sauer.

239, 30 Oeconomicum: p. m. 282 nach Prätorius, Sat. 1663. S. 83.

239, 31 Schovenierus: ebenda.

239, 33 1643: ebenda S. 84.

240, 2 Empfängnis: Saturnalia S. 90 ist weitere Literatur darüber angegeben.

240, 9 geweiht: Prop. V.

240, 11 berichten: Eberhard, Neueste Ansicht. S. 45.

240, 18 werden: Wolf, Beiträge zu deutschen Mythologie I, 230.

240, 19 Düringsfeld: Das Festliche Jahr 396.

240, 28 sehen: Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen. S. 404/5. Nr. 132. Der Apparat S. 518 verweist auf Zeitschrift für deutsches Altertum V, S. 478. Die dort ausgesprochene Ansicht, daß die Weihnachtsbräuche gewissermaßen nur das Vorspiel der Frühlingsgebräuche seien, läßt sich mindestens in diesem Umfange nicht mehr aufrecht erhalten.

240, 31 sprießt: Hartmann, Bilder aus Westfalen. S. 10.

241, 3 Ernte: Zeitschrift für deutsche Mythologie I, 403, mitgeteilt von Aug. Stöber.

241, 7 reich: Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes 1871. S. 190/91. Nr. 1573, aus Fiß im Oberinnthal.

241, 10 geht: Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie II. München 1855. S. 73.

241, 21 wird: Zeitschrift für deutsche Mythologie I, 402, mitgeteilt von Aug. Stöber.

241, 28 Philosophie: von Johann G. Schmidt, Chemnitz 1722. Sechstes Hundert. cap. 46.

241, 33 kämen: Man giebt dem „Getäuschten" von den Brodtkrumen, die am Weyhnacht- Neu Jahres- und H. 3. König heiligen Abend gesammlet worden, ... und wenn die Mäuse unterdessen drüber gerathen sind, so müssen die Mäuse-Drecklein an statt der Brodtbröselein auch mit gehen.

241, 35 Brosamkraut: Rocken-Philosophie 1722. V, 10.

241, 37 weiter: Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes 1871. S. 187/88. Nr. 1547/48.

241, 40 Weihbüschel: Zingerle a. a. O. Nr. 1550. Aus Ranggen.

242, 1 eindorre: Zingerle a. a. O. Nr. 1553.

242, 3 inne: Zingerle a. a. O. Nr. 1577 aus dem Innthal und Nr. 1560 aus dem Lechthal.

242, 6 beten: Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben II, 1862. S. 11. Die moderne Sage von der „wunderschönen Blume", die sich dann in einen Schlüssel verwandelt, gehört zwar in den Dezember, aber nicht aufs Weihnachtsfest (Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben. Freiburg 1861. S. 79).

243, 24 sollte: Reinsberg-Düringsfeld, Das Festliche Jahr. S. 392.

243, 38 verlöschen: Mohr, Forsög til en Islandsk Naturhistorie. Kjöbenhavn 1786. S. 187.

244, 4 vorliegen: Vielleicht streift an das Reich des Grünens, Knospens und Blühens in der Weihnacht auch die Sitte, daß für diese Zeit in der Nahrung die getrockneten Erbsen und sonstigen Hülsenfrüchte zurücktreten und an ihre Stelle der grüne Kohl tritt, dem allerlei Zauberkraft innewohnt. Von der deutsch-czechischen Sprachgrenze aus dem Kloster Brevnov bei Prag wissen wir, aus der Zeit um 1400, daß man zu Weihnachten vorzugsweise Aepfel aß. Man legte sie auf die Tische und das Geschirr, schnitt sie auf und weissagte aus ihnen Glück und Unglück. (Aus den Consuetudines des Presbyters Alsso. Usener, Christlicher Festbrauch. Bonn 1889. S. 56—61.) Aus dem Glauben an die Nützlichkeit des Grünen zu Weihnachten entwickelte sich sogar der Glaube von der Schädlichkeit der Hülsenfrüchte in dieser Zeit. „In denen zwölff Christ-Nächten, nemlich von Weyhnachten biß Heil. Drey-König-Tag, soll man keine Erbsen, Linsen, oder andere Hülsen-Früchte essen, man bekömmt sonst selbiges Jahr die Krätze oder Schwären. (J. G. Schmidt, Die gestriegelte Rocken-Philosophia. Das erste Hundert. Chemnitz 1709. cap. 57.) Welcher am Christ-Abende Bohnen äße, würde zum Esel. (Hilscher, Der Weyhnachts-Aberglaube. Dreßden und Leipzig 1722. S. 8.) Der Volksglaube kehrt dann diese Meinung um und behauptet mit derselben Zuversichtlichkeit: „Wer am Weyhnacht- oder Christ-Abend keine Bohnen isset, der wird zum Esel." (Schmidt, Die Gestriegelte Rocken-Philosophia. Chemnitz 1707. Drittes Hundert. cap. 94.) Auch E. U. Keller in dem „Grab des Aberglaubens" (Frankfurt und Leipzig 1777. Erste Sammlung. S. 178) kennt diesen Glauben, wenn auch ein wenig verändert. „Wenn man währenden Zwölfen Hülsenfrüchte, als Erbsen, Linsen, Bohnen u. d. genieße: so werde man krank und bekomme die Kräze und andere Ausschläge; oder wenn man Fleisch darinnen esse: so crepire das beste Stück Vieh im Stall." (Aus neuerer Zeit bezeugt durch Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen. S. 415.) Aber schon Prätorius, Saturnalia, 144 berichtet davon „in vornehmen Städten": „Vom Kohl sagt ein Calenderschreiber in seinem Calender auffs Jahr Christi 1643 zum Dezember dieses: In vornehmen Städten hat man guten geschlachten Kohl, Item Petersillig, Endivia, Meerrettig, Weg-Meerrettig etc., rote und allerley ander Rüben, ja unzehlich Sachen noch mehr." (ebenda, S. 144.) Diesem Glauben hat sich eine in dem Volksglauben der Gegenwart reichlich bezeugte Sitte angeschlossen, die schon der Presbyter Alsso 1400 von der deutsch-czechischen Sprachgrenze berichtet. Dort umwickelten die Leute die Bäume in der Christnacht mit Strohbändern, damit sie ihnen im folgenden Sommer viele Früchte brächten. Alsso

deutete die Sitte um und wollte sie Jesus zu Ehren ausgeübt wissen. (Usener, Christlicher Festbrauch. Bonn 1889. S. 58—61.) Auch Prätorius 1663 und die Gestriegelte Rocken-Philosophie 1707 kennen den Brauch. Prätorius faßt als Volksbrauchstatistiker den Brauch in die kurzen Worte: „Etliche haltens für nützlich, wenn man im Christmonat Strohseil üm fruchtbahre Bäum bindet." (Praet. Sat. 1663, 332 und in der Gestriegelten Rocken-Philosophia II, cap. 61. Nach dieser führt den Brauch auch Ernst Urban Keller an in „Gegen den Aberglauben." Vgl. Anm. zu 179, 5. Stuttgart 1786. S. 319.) Den Einfluß der Christnacht auf die Fruchtbarkeit zeigt auch der Ausspruch: „Helle Christ-Nacht finstere Scheunen, finstere Christ-Nacht, helle Scheunen." Gestriegelte Rocken-Philosophie. Das andere Hundert. cap. 50.

244, 31 sei: Einen Papst Martianus hat es freilich nie gegeben. Wahrscheinlich ist einer der ersten mit Namen Martinus gemeint: non licet iniquas observationes agere Calendarum et otiis vacare neque lauro aut viriditate arborum cingere domos; omnis haec observatio paganorum est. Burchard von Worms. X. 15. Grimm, Deutsche Mythologie. 1. Aufl. XXXV.

244, 36 nicht: Emil Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen, S. 162.

246, 1 Erzgebirge: Reinsberg-Düringsfeld, Das Festliche Jahr 1863, S. 83.

246, 2 Appenzell: Tobler, Appenzellischer Sprachschatz. Zürich 1837. S. 425a.

246, 9 St. Gallen: Uhland, Schriften, Bd. III, S. 40, Anm. 4, nach einem Brief Friedrichs von Tschudi.

246, 13 bezeugt: bei Balthasar Schnurr in dessen „Kunst, Haus und Wunderbuch" (neue Ausgabe. Frankfurt a. M. 1667. S. 127), nach Fr. Nork, Festkalender 1847, S. 837.

246, 25 Spiele: Bei dem Aufzug in Göpfritz in der Wild (Theodor Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Wien 1859. S. 297) trägt der Sommer eine Sichel, kein Bäumchen. Ebenso in der Umgegend von Boitzenburg in der Uckermark Sense und Harke (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848. S. 403); in Steiermark (Ends malerisches Taschenbuch. Wien 1812. I, S. 175—99) Sensen, Sicheln und Heugabeln; in Kärnten Gabeln und Sensen (Sartori, Reise durch Oesterreich II, S. 348). In der Oberpfalz (Ed. Fentsch, Volkssitte der Oberpfalz, S. 259—60) trägt der Bursche, der den Sommer darstellt, selbst die Blumen und Bänder. Ebenso allgemein in Bayern (Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848. I, S. 253). England, das ein sehr ähnliches Streitgespräch besitzt, und bereits im fünfzehnten Jahrhundert, kennt dieses doch gewiß leicht zu beschaffende und auszurüstende Bäumchen ebensowenig. Hier erscheinen streitend Hulst und Epheu, und zwar so, daß hier die dunkle Epheuranke, die in deutschen Spielen im Gegensatz zu Moos und Stroh den Sommer schmückt, das winterliche Wesen ist, der glänzend grüne Hulst das sommerliche. Epheu (Ivy) ist weiblich gedacht, Hulst (Holly, Stechpalme) männlich. „Hulst steht in der Halle, lieblich anzuschauen, Epheu steht vor der Thür und friert gewaltig; Hulst und seine lustigen

Leute tanzen und singen, Epheu und ihre Mägde weinen und ringen die Hände; Epheu hat eine Frostbeule, so wird es allen angewünscht, die zu Epheu halten; Hulst hat Beeren, rot wie eine Rose, Förster und Jäger hüten dieselben vor den Rehen; Epheu hat Beeren, schwarz wie eine Schlehe, da kommt die Eule und ißt sie auf. Hulst hat Vögel, eine gar hübsche Schar, die Nachtigall, den Papagei, die artige Lerche, gute Epheu! was für Vögel hast du? keinen als das Käuzlein, das schreiet huhu! Der Kehrreim fordert Epheu auf, dem Hulst gebührend die Meisterschaft zu lassen." A Song on the Ivy and the Holly, bei Sandys, 1 ff., und bei Ritson, Ancient songs I, 131, Kehrreim:

Nay ivy nay hyt shal not be i wys
let holy hafe the maystry as the maner ys.

Uhland, Schriften III, S. 44, Anm. 26.

246, 34 Hofes: Usener, Christlicher Festbrauch. Bonn 1889. S. 6, Anm. Vgl. die Anm. zu 72, 8. In Hofes Mitte steht ein Ahornbaum.

246, 35 Weihnachtsbrauch: 1862 gingen dort die Kinder vor Sonnenaufgang in den Garten und riefen czechisch:

Bäumchen erwach,
Obst uns gib,
Heut' ist Weihnachtstag.

Die Eltern wiederholten diesen Reim, warfen Aepfel auf den Baum, die beim Niederfallen von den Kindern aufgelesen wurden. Dabei sangen diese vergnügt:

Bäumchen ist aufgewacht,
Hat uns Obst gebracht,
Denn es ist Weihnachtstag.

(Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen. Prag 1862. S. 559 bis 60.) Noch ein andrer Brauch schließt sich hier von weiter ostwärts an. Bei den Serben und Kroaten werden am Christabend für jedes Haus zwei bis drei junge Eichen gefällt, abgeästet, gegen Abend ins Haus gebracht und aufs Feuer gelegt. In einigen Gegenden geschieht das Fällen vor Sonnenaufgang und man begrüßt die Bäumchen mit dem Spruch: „Guten Morgen, Weihnachten!" In Risano und anderen Orten von Niederdalmatien umwinden die Frauen und Mädchen die Eichenstämme mit roter Seide, Zwirn und Golddraht und schmücken sie mit Lorbeerblättern und verschiedenen Blumen. Beim Einbringen ins Haus brennen Kerzen auf beiden Seiten der Thür, und der Hausvater, der den Stamm trägt und einen Spruch spricht, wird von einem Hausgenossen mit Getreide beschüttet (W. Mannhardt, Baumkultus der Germanen. Berlin 1875. S. 224—25).

247, 6 haben: Sandys, Christmas Carols. London 1833. Einleitung. Vgl. Ritson, Ancient songs u. s. w. 1, S. 131. Jamieson, Popular ballads and songs II, S. 273 (Sandys 46):

each room with ivy leaves is drest
and every post with holly. 279.

Dazu Uhland, Schriften III, S. 26 und S. 44, Anm. 25.

247, 10 waren: paid for Rosemarin and Bayes that was stuck

about the church at Christmas 1 sh. 6 d. Ellis zu Brand, Observations on popular antiquities 1, S. 286.

247, 15 blieben: P. Cassel, Weihnachten, S. 137.

247, 21 Hulst: Sandys, Christmas Carols. London 1833. S. 279.

247, 25 Stechpalmenkranz: Cassel, Weihnachten, S. 136.

247, 28 er: Stuttgart, Scheible 1847. S. 1004.

247, 35 Weihnachten: Christmastide, its History, Festivities and Carols. London 1860. S. 12, wo er über den Misteltoe spricht.

248, 6 Häusern: Englische Weihnachtssitten in Wien. Leipziger Zeitung 2. Januar 1889.

248, 15 aufgesteckt: Davies Gr. Myth. p. 280. the misteltoe — Virgil's „turum frondens" and „Ramus aureus" which the Arch Druid gathered with a golden hook (Plinius XVI, S. 44).

248, 17 Eckermann: Religionsgeschichte III, 1, S. 61.

248, 21 Einst: nach den Mémoires de l'academie des Inscriptions T. XIX, S. 489.

248, 25 Weihnachtsabend: Mémoires de l'academie Celtique VI, S. 98, nach Fr. Nork, Festkalender 1847. S. 1003.

248, 28 Weihnachtsmahlzeit: Nork, Festkalender, S. 1004.

248, 36 holen: Schmeller, Bayerisches Wörterbuch 1, S. 271.

249, 6 1790: nach freundlicher Mitteilung von Dr. W. Schmidt, Vorstand des Münchener Kupferstichkabinetts.

249, 11 Adam: herausgegeben von Holland, S. 23.

249, 31 erlangen: A. Schleicher, Volkstümliches aus Sonnenberg. Weimar 1858. S. 91—92.

249, 39 heizten: Opera. Basileae 1551. S. 719. Omnes fere cives vinarias tabernas colunt, stubas calefaciunt, coquinam instruunt.

250, 12 hat: Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich, S. 285, und anderwärts S. 336, an keinem festbestimmten Tage Kirschzweige zu demselben Zwecke.

250, 15 angegeben: Für Barbaratag und Lucientag s. Reinsberg-Düringsfeld, Das Festliche Jahr, S. 366.

250, 26 erwarten: Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich, S. 340, N. 34.

250, 32 lassen: Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volks. 2. Aufl. 1871. S. 183. N. 1518 aus Ranggen.

250, 34 Erfüllung: Franzisci, Kulturstudien aus Kärnten. Wien 1879. S. 32.

251, 1 erlaubt: Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 1871. S. 191, N. 1577.

251, 4 ist: Zingerle a. a. O. S. 189, N. 1560. Aus dem Lechthal. Daraus entstand der kirchliche Glaube, 180, 21: Welches Schwerdt der Babst die Christnacht weyhet; solches ist kräftig alle (gemeinte) Ketzer auszurotten. Praet. Sat. 1663. — In Holstein soll (nach Fr. Nork, Festkalender 1847, S. 1004) die Mistel in unsrem Jahrhundert zur Weihnachtszeit ebenfalls als Schmuck vorgekommen sein wie in England. Man soll sie dort Marentaken (Gespensterzeichen) genannt haben, weil sie die in der Christnacht umgehenden Gespenster abwehre.

251, 9 Schweden: bei Wilhelm Ernestus Tentzelius, Monatliche

Unterredungen einiger guter Freunde von aller Hand Büchern und anderen annehmlichen Geschichten. Mai 1690. S. 458.

251, 22 auf: Finn Magnussen im Lexicon mythologicum. 1828. S. 779. Sueci virides arbores (pinus vel abietes) sub dio ad oppida vel aedes erigunt, at Dani Norvegi et Germani in ipsis aedibus.

251, 28 Hausthüre: Montanus, Die deutschen Volksfeste I, S. 11.

251, 33 aufgestellt: Franz Franzisci, Kulturstudien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten. Wien 1879. S. 77.

252, 10 haben: Mannhardt, Baumkultus der Germanen. Berlin 1875. S. 241.

252, 15 Tannenbaum: Haager, Bodensee-Publikationen IV, S. 86 ff., nach Birlinger, Aus Schwaben II. Wiesbaden 1874. S. 24 f.

252, 24 Miltigau: Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich, S. 301.

252, 32 Egerlande: Reinsberg-Düringsfeld, Das Festliche Jahr, S. 399.

253, 5 Gestalten: Schmerz zu verursachen war ursprünglich der grüne Zweig sicher nicht bestimmt. Es war eine Fortbildung des alten Glaubens, wenn man mit heftigen Schlägen Krankheiten zu vertreiben meinte. K. F. Paullinis, Flagellum Salutis oder Heilung durch Schläge in allerhand schweren Krankheiten, 1698, gehört hierher.

253, 26 haben: Nork, Festkalender 1847. S. 783 Anm.

253, 33 hauen: A. Spieß, Archivalische Nebenstunden III, S. 89; Haltaus-Scheffer, Jahrzeitbuch, S. 167; Mannhardt, Baumkultus, S. 267.

253, 37 Betten: Hospinian († 1626), De origine festorum Christianorum. Genevae 1674, f. 172; nach Mannhardt, Baumkultus, S. 268.

253, 40 Schlagmittel: O. Schade, Klopfan, S. 57; Mannhardt, Baumkultus, S. 265.

254, 2 Wachholderstauden: Mannhardt, Baumkultus, S. 267. Ueber die Heiligkeit des Wachholder vgl. die umfangreiche Sammlung von volkstümlichen Zügen bei von Perger, Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart 1864. S. 346—350.

254, 6 1800: Eberhard, Neueste Ansicht und Beleuchtung der Geschichte der Sonn- und Festtage. Erfurt 1799. S. 39.

254, 13 Brot: Mannhardt, Baumkultus, S. 267.

254, 18 Orlagau: Noch heute wechselt das Bäumchen mit der Rute. Da es sich zum Schlagen, das später nun einmal in den Vordergrund trat, nicht recht eignet, hat es sich zum Teil sogar gespalten. In Böhmen gehen am Lätaretage die Knaben mit einem bebänderten und eierbehängten Bäumchen umher, schlagen aber nicht mehr damit, sondern mit Peitschen, die aus Weidenzweigen mit Palmenkätzchen geflochten sind, die ihnen begegnenden Mädchen. (Panorama des Universums. Prag 1834. S. 347. Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen S. 93; und Mannhardt, Baumkultus, S. 252.) Auch ein natürlicher Busch wechselt mit einem künstlichen. In Litauen, Samland, der Neumark, dem Obererzgebirge war der Brauch üblich, zu Ostern mit einem frischgrünenden Birkenzweig zu schlagen. Hatten die Birken im Freien noch keine Knospen, so wurden die Zweige einige Tage, ja selbst wochenlang

vorher in warmes Wasser gestellt, und half auch das nicht, die Abende vorher in die aus dem geheizten Ofen in den Schornstein mündende Röhre gehalten. (Mannhardt, Baumkultus der Germanen. Berlin 1875. S. 261.) In Böhmen, Mähren, Schlesien wurde statt des mit Bändern und Flittern geschmückten Zweiges auch ein künstlicher gebraucht. Drei, sechs oder neun Weidenruten wurden bis nahe an die Spitze geschält, zusammengedreht und mit bunten Bändern so viel umwunden, oder mit bunten Papierschnitzeln so dicht durchflochten, daß das Ganze wie ein farbiger und knospenreicher Blumenstengel aussah. In Nordböhmen bildeten auch wirkliche Frühlingsblumen den Ausputz. (Mannhardt, ebenda S. 261.) Im Hildesheimschen wurde zu Fastnacht mit einem bändergeschmückten kleinen Tannenbäumchen oder mit einem Rosmarinstengel „gefuhet". Kinder und Burschen schlugen Frauen und Mädchen damit an die Knöchel und riefen: „Wutte gêrn gäwen?" Die Geschlagenen mußten eine kleine Gabe geben. (K. Seifart, Hildesheimische Sagen II. 1860. S. 139; nach Mannhardt, Baumkultus, S. 254.)

254, 22 Bäume: Mannhardt, Baumkultus, S. 276.

254, 24 Früchte: Grohmann, Aberglaube aus Böhmen, S. 87.

254, 30 vull: K. Seifart, Hildesheimische Sagen II, S. 137.

254, 35 geschlagen: Zusammengestellt bei Mannhardt, Baumkultus, S. 276.

IX.

Der Weihnachtsbaum.

258, 22 geschrieben: Zwei Bogen Kleinfolio. Sie befinden sich im Privatbesitz des Herrn Gutsbesitzers Georg Falck in Friedberg in Hessen. Der zweite Bogen enthält nur statistische Aufzeichnungen, der erste hingegen berichtet allerlei von Sitte und Brauch. Die Handschrift ist herausgegeben vom Verfasser in dem „Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsaß-Lothringens VI. 1890. S. 62 ff.

259, 7 Münster: Katechismusmilch. 1657. S. 649; nach P. Cassel, Weihnachten. 1861. S. 38/39. Mir war die Katechismusmilch nicht zugänglich.

259, 38 1679: S. 33.

260, 17 JEsum: Auch Schubart im „Weg der Vollkommenheit", S. 368 f., citiert eine Stelle aus Dannhauer, wenige Zeilen von dessen Weihnachtsbaumnotiz entfernt. (G. Grabow, Danck-Opfer [1680] S. 51.

260, 35 allerdings: S. 18.

261, 30 versprechen: Vespera, quae natalem servatoris praecedit, tot arbusculas in conclavibus suis ponebat, quot personis munera offerre volebat. Ex arborum istarum altitudine, ornatu et ordine, quo collocatae erant, statim colligere quisque poterat, quaenam ipsi destinata esset. Postquam omnia digesta et apposita, luminaque in arboribus et iuxta eas collocata, accensa erant, ordine conclavia intrabant, et res conspectui expositas contemplabantur, singulique eorum sibi destinatam arborem cum rebus adiectis

occupabant. Tandem et famuli famulaeque, ordine inter se servato, ingrediebantur et suas etiam res occupabant et asportabant.

261, 40 Heimweh: Sämmtliche Werke, Scheible. Stuttgart 1841. 4. Bd., S. 8. Die Vorrede des Heimweh ist unterzeichnet: Marburg, den 1. September 1793.

262, 18 Nachlaß: Herausgegeben von Hermann Kletke. Berlin 1873. S. 105 f.

262, 40 zukam: Aus „Kunst und Leben" entlehnte die Stelle Freiherr von Biedermann für seine Ausgabe von „Goethes Gesprächen" Bd. I., S. 10. Der Bericht in dem Buche Försters, das zahlreiche Unwahrheiten und Ungenauigkeiten enthält, ist aber nicht ganz unantastbar, zumal da Goethes Briefe an seine Schwester aus jener Zeit, in denen er sonst gern Neuigkeiten mitteilt, nichts hierüber enthalten.

263, 20 hervor: Kestner, Goethe und Werther. Stuttgart und Tübingen 1854. S. 111 und 112 ff.

264, 10 komme: (Emilie von Gleichen-Rußwurm). Schiller und Lotte, 1788, 1789. Stuttgart und Augsburg 1856. S. 574, Brief Nr. 229.

264, 14 geben: (Emilie von Gleichen-Rußwurm) a. a. O. S. 575.

264, 22 nicht: Otto Moser, Weihnachten und Neujahr in Leipzig vor hundert Jahren. Leipziger Tageblatt 1885, 24. Dez.

264, 24 Jahrhunderts: Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus Oldenburg II. S. 26, 289.

264, 25 neunzehnten: Ein 1796 geborner Gewährsmann kannte ihn aus seiner frühesten Jugend. Neben dem Christbaum war dort ein von der Decke herabhängender Kranz aus Blech zu Weihnachten üblich, auf dem ebenfalls brennende Lichter standen. Dem Verfasser mitgeteilt von Dr. Hermann Hirt, Privatdozent an der Universität Leipzig.

265, 12 Mädchen: Clemens Theodor Perthes, Friedrich Perthes Leben. 1853. I, S. 84.

265, 37 ist: S. 101.

266, 7 Kerzen: Kügelgen, Jugenderinnerungen, 1870. S. 79.

266, 12 Schwartz: W. Schwartz, Indogermanischer Volksglaube. Berlin 1885. S. 38 Anm.

267, 27 Weihnachtsbäume: Schmeller, Bayrisches Wörterbuch unter Weihnachten und Frevel. Hatzel, Grundsätze der Forstpolizei. Heilbronn 1882. S. 37; nach Birlinger, Aus Schwaben II, S. 91. Die Forstakten des Sächsischen Landesarchivs in Dresden kennen kein solches Verbot. Herr Archivrat Dr. Distel hatte 1887 die Güte, dieselben für den Verfasser durchzusehen.

267, 36 Lichtern: L. Tiecks gesammelte Novellen. Breslau 1835. Zweites Bändchen, S. 43.

267, 39 schön: S. 63.

268, 1 kauft: S. 65.

268, 13 Nebenbuhlerin: Die Pyramide erscheint auch nicht ausschließlich zu Weihnachten. Im Obererzgebirge kam sie unter dem Namen Johannesbaum auch zur Sommersonnenwende vor. Sie bestand aus vier Stäben und war mit Kränzen und Blumen verziert. Sie stand auf einem Tischchen in der Stube oder auf der Straße. Abends wurde sie mit Lichtern besteckt und von weißgekleideten Tänzern umtanzt. So

war der Brauch in Zwickau. (M. Spieß, Aberglauben des sächsischen Obererzgebirges, S. 14, 148.)

268, 24 Rätsels: Haumanns Allgemeines Wochenblatt für Kinder. Erfurt 1816. 1. 112; nach Cassel, Weihnachten (1861) Anm. 468.

268, 28 statt: Brief des Herrn N. Löwenfels in Coburg an den Verfasser.

268, 30 Dezember: Dort hing man die Geschenke für die Kinder an diesem Abend „an ein mit Flittergold ausgeziertes oder mit kleinen Wachslichtern versehenes Bäumchen". Stalder, Idiotikon 2, 299.

268, 33 beschenkt: Dem Verfasser mitgeteilt von Dr. Lange in Nieder-Olm bei Mainz. Ebenso war es in Nürnberg um 1790. Vgl. die Radierung von Joseph Kellner.

268, 40 hatten: Dem Verfasser mitgeteilt von Justizrat Carp.

269, 3 nicht: Mannhardt, Baumkultus. 1875. S. 239.

269, 4 berichten: Leoprechting, Aus dem Lechrain. 1855. S. 210.

269, 12 Brauch: Franzisci, Cultur-Studien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten. Wien 1879. S. 31.

269, 15 geworden: E. Meier, Schwäbische Sagen 462, 205.

269, 16 allgemein: Alsatia 1851, S. 164 ff., 1852, S. 146.

269, 20 waren: Reinsberg-Düringsfeld, Das Festliche Jahr. S. 380.

269, 22 vor: F. Peters in der Germania Bd. 33, 1888, S. 227.

269, 33 üblich: Dem Verfasser mitgeteilt von Dr. W. Schmidt am Kupferstichkabinett in München.

269, 39 Offiziere: Mannhardt, Baumkultus. 1875. S. 240.

270, 1 Ausbreitung: Mannhardt a. a. O.

270, 3 allgemeiner: Dem Verfasser mitgeteilt von Dr. W. Schmidt am Kupferstichkabinett in München.

270, 4 Offiziere: Dem Verfasser mitgeteilt von Justizrat Carp.

270, 25 Menschen: Berlin 1890.

270, 28 Friedensfest: Berlin 1890 in der Zeitschrift: Freie Bühne für modernes Leben.

270, 38 aufgebaut: Volksblatt für Stadt und Land 1855, Nr. 47; nach Cassel, Weihnachten. Berlin 1861. S. 182.

271, 2 Dinge: Cassel, Weihnachten. S. 186.

271, 9 waren: Reinsberg-Düringsfeld, Das Festliche Jahr. S. 383.

271, 12 Schmuck: L. Spieß, Volkstümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen. Wien 1869. S. 102.

271, 15 eingebürgert: Handelmann, Weihnachten in Schleswig-Holstein. 1866. S. 38.

271, 16 1830: Finn Magnussen, Lexicon Mythologicum. 1828. S. 779.

271, 18 Näschereien: Reinsberg-Düringsfeld, Das Festliche Jahr. S. 389.

271, 30 heutzutage: K. Rußwurm, Eibofolke II, S. 96, § 296.

271, 32 zufolge: Dem Verfasser mitgeteilt durch Rudolf Hildebrand.

271, 36 Festjubel: Weihnachten 1887 berichtete die Leipziger Zeitung einen vereinzelten Fall desselben Brauches aus der Nähe von Dresden.

271, 38 allgemein: M. Spieß, Aberglaube, Sitten und Gebräuche im sächsischen Erzgebirge. Dresden 1862. S. 43, § 50.

271, 39 Voigtlande: E. Köhler, Volksbrauch im Voigtlande. S. 166 ff.

272, 1 Schlesien: Graz 1853. S. 2.

272, 21 singt: Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen. Prag 1862. S. 552.

273, 5 Sperlingsgasse: Berlin. 1857.

273, 15 Weihnachten: Aus der Zeit um 1850 stammt Robert Reinicks Lied „Weihnachtsfest" (Lieder von Robert Reinick, Maler. 3. Aufl. Berlin 1855. S. 241), das noch ausführlich auf den Kirchenglauben Bezug nimmt:

Der Winter ist gekommen
Und hat hinweg genommen
Der Erde grünes Kleid;
Schnee liegt auf Blütenkeimen,
Kein Blatt ist an den Bäumen,
Erstarrt die Flüsse weit und breit . . . .

Wie gern doch seh' ich glänzen
Mit all den reichen Kränzen
Den grünen Weihnachtsbaum,
Dazu der Kindlein Mienen,
Von Licht und Lust beschienen!
Wohl schön're Freude giebt es kaum! . . . .

Drum pflanzet grüne Aeste
Und schmücket sie aufs beste
Mit frommer Liebe Hand,
Daß sie ein Abbild werden
Der Liebe, die zur Erden
Solch großes Heil uns hat gesandt . .

273, 19 aufbaute: Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen. Prag 1862. S. 587.

273, 21 Tullebaum: Frommann, Die deutschen Mundarten 2, 239. Die Bezeichnung kommt von den Tüllen (Düllen), die vielfach auch Tullen heißen, und hat wohl nichts mit dem Kahnrand (Dullbaum, Grimm, Deutsches Wörterbuch II, 1509) zu thun.

273, 22 worden: W. Pailler, Weihnachtlieder aus Oberösterreich. Innsbruck 1881. S. XXII.

273, 24 betrachtet: Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Graz 1853. S. 16, Anm. 2.

273, 30 1830: Mannhardt, Baumkultus, S. 240. Schröer (Deutsche Weihnachtspiele aus Ungern. Wien 1858. S. 37 Anm.) bestreitet, daß der Weihnachtsbaum 1858 nur in den hohen Familien brenne. Der Bürgerstand habe ihn vielleicht früher gepflegt, als diese.

273, 31 1863: Reinsberg-Düringsfeld, Das Festliche Jahr. S. 385.

273, 37 nicht: Dort war noch 1891 am 6. Dezember der Niklasgang üblich, wo drei Gestalten, Niklas, sein Knabe und der Bär umgingen. Beschenkt wurden dabei nur die kleinen Kinder. Nach den persönlichen Erkundigungen von Armin Tille an Ort und Stelle.

274, 6 an: Auch in das religiöse Traktätchen dringt er ein. „Der reiche Cornelius . . . hatte seine Kinder lieb, aber er konnte ihnen keine Christbäumchen putzen." (Die Weihnachtsfreude. Eine Predigt für Kinder, von dem Verfasser des „Vater Weidemann". Erfurt 1836. S. 9.) Ebenda ist die Rede davon, „was die Krippe bedeutet, und der grüne

Baum mit süßer goldner Frucht, und die Lichter mit ihrem hellen Schein" (S. 19). An eben solcher Stelle erscheint er 1852 in Königsberg in Preußen, wo er auch in armen Kreisen zur rechten Weihnachtsfeier gehörte (Karl Becker, Der Christbaum [Predigt] Königsberg 1852). Er trug Lichter, Aepfel, die häufig mit Goldschaum überzogen waren, und Zuckerwerk. — 1859 heißt es an ähnlicher Stelle in Berlin (bei J. G. Weckert, Die Weihnachtsfreude, Berlin 1859, S. 14): „Und nun seht den lieben Christbaum! Ihr habt doch eure herzliche Freude an ihm, an seinen Lichtern, seinen goldenen und purpurnen Aepfeln, und anderen Früchten ... Und ob ihr auch sonst noch viele schöne und willkommene Sachen seht, so würdet ihr doch den lichtstrahlenden Christbaum gewiß nicht gern entbehren." — In Ferdinand Pipers Evangelischem Kalender (Jahrbuch für 1856) steht (S. 56—59) ebenfalls eine Betrachtung von Friedrich Köster: „Der Weihnachts- oder Christ-Baum". An Thatsachen enthält sie nur, daß es in Deutschland Sitte sei, „im Kreise der Familie einen Tannenbaum aufzupflanzen, von brennenden Wachskerzen reich erleuchtet und mit Kindergeschenken bunt geschmückt." „In manchen Städten zündet man den Baum erst am Morgen des ersten Festtages nach der Frühpredigt an."

274, 11 Kulturgeschichte: S. 107 ff. nach J. Lippert, Christentum, Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1882. S. 676.

274, 25 Lichtmeer: Mannhardt, Weihnachtsblüten 92.

274, 30 Tannenbaum: Als mein Vater 1859 nach Lauenstein als Pfarrer kam, war der Weihnachtsbaum dort in der Christmetten bereits üblich, und er behielt ihn bei.

274, 37 stand: Mir mitgeteilt von meiner Mutter, die als Kind die Stiftskirche oft besuchte. Die Bäumchen sind an Stelle der Zweige getreten, die sonst die Krippe schmücken.

275, 3 auf: dem Verf. mitgeteilt von Rudolf Hildebrand.

275, 25 Reinthaler: „Adam und Christus oder der Christbaum in M. Luthers Kinderstube." (Erfurt 1843.) Es, — so heißt es in der Verswidmung:

„führt Euch hin zu Luthers trautem Kreis,
Wo er, zu seines lieben Heilands Preis,
Den Kindern frohe Festesgaben spendet.
O tretet mit hier ein zum niedern Raume!
O freut Euch mit am hellen Weihnachtsbaume!
O hört es gern und haltet's fest und wert,
Wie er des Baumes Ernst und Segen lehrt."

277, 17 veranstalten: Friedrich Hermann in der Vossischen Zeitung, Weihnachten 1890.

277, 35 herab: Auch Sandys bemerkt (Christmastide, its History, Festivities and Carols. London 1860. S. 151. In recent times the Christmas tree has been introduced from the continent.), daß der Christbaum erst in neuerer Zeit vom Festland aus nach England eingeführt worden sei. Er gibt auch ein Bild davon, auf dem der Baum jedoch nach französischer und dänischer Sitte in einem bekränzten Kübel steht, der mit Erde gefüllt scheint.

Berichtigungen.

6, 13 lies 12. März statt 13. März.
7, 37 lies Juleis statt Juleis.
9, 27 lies der statt das.
12, 34 lies Noch statt Nach.
19, 19 lies uuercum statt unercum.
19, 19 lies uuordum statt unordum.
19, 20 lies Uuôden statt Unôden.
19, 20 lies ende statt eude.
25, 31 lies alle gesund statt allgesund.
29, 24 lies mußte statt muß.
41, 26 lies erhielten statt erhielt.
43, 9 lies Vollbuuksabend statt Vollbunksabend.
46, 30 lies die statt der.
47, 20 lies 1510 statt Um 1510.
49, 2 lies hafteten statt hafteten.
55, 28 lies niewan statt niwan.
55, 30 lies ime statt im.
100, 26 lies christlichen statt christlicher.
102, 40 lies =gütler statt =gütles.
111, 13 lies Rumpsack statt Rumpssack.
112, 35 lies hoffte statt hatte.
192, 34 lies kennt schon statt kennt.
200, 33 lies =beschenkung statt =bescherung.
204, 36 lies zur statt zu.
204, 36 lies vereinigt statt vereinigte.
208, 35 lies ich über statt ich gestern über.
221, 9 lies vierzehnten statt dreizehnten.

GT4985 .T57
Die geschichte der deutschen weihnacht.
Princeton Theological Seminary–Speer Library
1 1012 00025 0284